BALTISCHES MÄRTYRER BUCH

Baltisches Märtyrerbuch

Der Rigaer Märtyrerstein

Baltisches Märtyrerbuch

Von D. Oskar Schabert
Pastor zu St. Gertrud in Riga

4 A
15471

Mit einer Abbildung und einer Karte

Im Furche-Verlag / Berlin 1926

Der Hochwürdigen Theologiſchen
Fakultät der Univerſität Greifswald
zum Dank
für die dem Verfaſſer verliehene Würde
eines Doktors der Theologie
und der Heiligen Schrift

Vorwort

Was ich in der Bolschewikenzeit während der Monate meines Gefängnisses erlebte und mit meinen Mitgefangenen miterleben durfte, das habe ich in einem Vortrage „Das Martyrium der baltischen Kirche“,[1] den ich auf der evangelisch-lutherischen Konferenz zu Leipzig 1919 hielt, niedergelegt und versucht, das große Erleben unserer Kirche in jenen Tagen als bedeutsam für die Christenheit zu erweisen. In meiner Broschüre „Märtyrer, der Leidensweg der baltischen Christen“,[2] vom Jahre 1920, habe ich den Versuch gemacht, das Märtyrerleiden meiner baltischen Heimatkirche als einen vorläufigen Abschluß der geschichtlichen Entwicklung, die die baltische Landeskirche nach Gottes Willen genommen, darzustellen und die Christenheit auf die reiche Segensfrucht dieses Leidens um Christi willen aufmerksam zu machen. Ich hatte dazu vieles, was ich vom Leiden und Sterben meiner Brüder vernommen, in die Darstellung verwoben und die Schlüsse daraus zu ziehen gesucht.

Zwei Fragen erhoben sich: war es recht, die hingemordeten Amtsbrüder Märtyrer zu nennen, und andererseits, ist alles, was ich von ihnen geschrieben, was damals allein auf mündlichen Mitteilungen beruhte, authentisch?

Um die erste Frage lösen zu können, hatte ich mich im August 1922 von meinem Amte freigemacht, um mir in der Preußischen Staatsbibliothek das nötige Rüstzeug zu holen. Zwei Tage nach Beginn meiner Arbeit wurde die Bibliothek geschlossen (eine Revision wurde vorgenommen, weil zu viel Bücher gestohlen waren!). Es ist mir hernach nicht gelungen, mich wieder für diese Arbeit freizumachen, so war ich

auf die dürftige Literatur angewiesen, die ich in Riga fand. In der geschichtlichen Einleitung, die ich dem Abschnitt der Märtyrerbilder vorausschicken zu müssen meinte, um der vielen willen, denen unsere Verhältnisse unbekannt, habe ich auch die Antwort auf die erste Frage zu geben versucht: daß alle damals ermordeten Pastoren als Märtyrer zu gelten haben.

Um Klarheit in die andere Frage zu bringen, suchte ich mir schriftlich fixierte Zeugnisse über Leben, Leiden, Sterben der mir meist auch persönlich bekannten ermordeten Amtsbrüder zu verschaffen. Das war mit den verschiedensten Schwierigkeiten verbunden. In bezug auf die Verurteilung der Hingemordeten sagten die Akten, wenn sie überhaupt geführt waren, so gut wie gar nichts aus. Die Gerichtsverhandlungen, wenn sie überhaupt stattfanden, waren fast immer geheim, das erforderte schon das schlechte Gewissen der Tribunalleute. Die Henker waren, wie wir sehen werden, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, innerlich nicht fähig, Aussagen zu machen. Viele von ihnen hat sehr bald nach dem Morde, bei der Niederwerfung des Bolschewismus im Baltenlande, der Tod als gerechte Strafe ereilt, oder Gott hat sie gerichtet durch böses schnelles Sterben. So kamen Akten gar nicht, Zeugen des Sterbens selten in Betracht. Ich habe gesammelt, was Mitgefangene aussagten, ferner was kleine, geheim gesandte Zettel der Ermordeten, sofern sie nicht vernichtet wurden, enthielten oder dem Inhalte nach von den Angehörigen im treuen Gedächtnis bewahrt wurde. Wenn die Alten[3] „sich womöglich Aufzeichnungen der Konfessoren selbst aus den Gefängnissen verschafften", um eine möglichst sichere Unterlage für die Märtyrerakte zu gewinnen, so habe auch ich die schriftlichen Äußerungen unserer Märtyrer, die mir von den Angehörigen zur Verfügung gestellt worden sind, fast restlos, sofern sie nicht privaten Charakter trugen, in den Lebensbildern verwertet und in „—" angeführt. Endlich habe ich gesammelt, was Angehörige bei der Verhaftung oder bei späteren spärlichen Zusammenkünften mit

ihren lieben Gefangenen beim Essenbringen, beim Gräbergraben, beim Düngerführen usw. erlebt und erfahren. Alles das, was die Angehörigen aus persönlicher Kenntnis des Wirkens und Leidens der Märtyrer wußten, haben sie auf meine Bitte möglichst bald nach dem Sterben ihrer Lieben zu Papier gebracht. Dieses schriftliche Material ist die Unterlage für die im Hauptteil dieses Buches gegebenen Lebensbilder. In einzelnen Fällen, wo die Pastoren hermetisch abgeschlossen im Gefängnis leben mußten oder an einen ferneren Ort verschleppt wurden, wo die Gemeinde und die Angehörigen jede Fühlung verloren, fehlen nähere Daten über Leiden und Sterben. Bei etlichen hat man erst beim Öffnen eines Massengrabes den Tod konstatieren können, und bei andern weiß man nicht einmal, wo sie ermordet und wo sie begraben worden sind. Aus den schriftlichen Mitteilungen der Angehörigen oder der bestinformierten Nächsten der Ermordeten habe ich ersehen, daß einzelne Geringfügigkeiten, die ich in meinem Märtyrerbüchlein von den Amtsbrüdern, auf Grund der mündlichen Nachrichten, die mir allein zur Verfügung standen, niedergeschrieben, zurechtzustellen sind. Wesentliches habe ich nicht zu berichtigen, wohl aber viel Neues, Erschütterndes und Erhebendes erfahren, das nun ebenfalls veröffentlicht werden kann.

Das gesamte gesammelte und mir zur Verfügung gestellte Material habe ich in dem Archiv der Gesellschaft für Altertumskunde in Riga niedergelegt, als ein Originaldokument aus den blutigsten Tagen, die über unser armes Land und seine schwer geprüfte Kirche gekommen, aber auch als vielstimmigen Chor des Lobes Gottes unseres Heilandes, der sich auch in diesem Sterben um seines Namens willen verherrlicht hat.

Den Brüdern im Amt, die mir bei der Sammlung des Materials geholfen, sonderlich den Witwen, die mit blutendem Herzen von dem Teuersten und Schwersten, das sie erlebt, geschrieben, allen sei herzlicher Dank gesagt.

Möge dieses Martyriologium Balticum nicht ein Archiv werden, darin die edlen Toten begraben liegen, sondern zu einer Kanzel werden, die einer der Zeugen nach dem andern besteigt, um der Christenheit fort und fort die Wahrheit zu künden:
Christus, der Sein Leben für uns gegeben, will nicht nur, daß wir das Leben aus ihm nehmen, sondern, daß wir auch unser Leben ihm geben in jener echten evangelischen Märtyrergesinnung, die, ohne das Martyrium zu suchen, doch stets bereit ist, wenn Gott es fordert, das Blutmartyrium getrost zu erdulden. Denn „der Herr braucht das Sterben der Seinen je und je als die kostbarste Aussaat seines Reiches", predigte Hahn kurz vor seinem Sterben.
Mir aber, von dem Gottes unerforschliche Gnade das Sterben um Christi willen nicht gefordert, mir ist es Ehre und Pflicht, diese Blätter zu einem schlichten Kranz zu winden, den ich auf die Gräber meiner lieben Brüder niederlege, ihnen in dankender Liebe, unserer Kirche, so Gott will, zum Segen, unserem Heiland zum Ruhm.

Riga, Schwartzenhof 1925 Oskar Schabert

Inhaltsübersicht

Vorwort 5

Einleitung: Luthers und der evangelischen Kirche Stellung zu den Märtyrern 11

Die Leiden der Baltischen Kirche durch die russisch-orthodoxe Kirche, durch Nationalismus, Sozialismus und Bolschewismus . . . 22

Die Märtyrer 50

Die Märtyrer der Lettischen Revolution 1905/06:
Pastor Karl Schilling 50
Propst Ludwig Zimmermann 53
Pastor Wilhelm Taurit 57
Pastor Friedrich Albert Gruehn 59
Pastor Julius Busch 61

Die Märtyrer der ersten bolschewistischen Welle 1918/19:
Die Livländer:
Pastor Heinrich Leonhard Adolphi 63
Pastor Ludwig Johannes Tschischko 66
Pastor Adam Jende 68

Die Märtyrer der zweiten bolschewistischen Welle 1918/19:
Die Estländer:
Pastor Immanuel Hesse 70
Pastor Walther Paucker 73
Professor D. Traugott Hahn 76
Pastor Wilhelm Schwartz 86
Die Kurländer:
Pastor Hans Bielenstein 86
Propst Alexander Bernewitz 89
Propst Karl Moltrecht 93
Pastor Arnold Rutkowski 96
Pastor Christoph Strautmann 97
Pastor Paul Wachsmuth 100

Die Livländer:
Propst Xaver Marnitz 106
Pastor Heinrich Bosse 110
Pastor Wilhelm Grüner 113
Pastor Eugen Berg 117
Pastor Theodor August Scheinpflug 119
Pastor Paul Fromhold-Treu 122
Pastor Edgar Haßmann 127
Propst Dr. Karl Schlau 128
Pastor Richard Wühner 134
Die Märtyrer des 22. Mai in Riga:
Pastor Hermann Bergengruen 137
Pastor Erhard Doebler 140
Pastor August Eckhardt 148
Pastor Theodor Hoffmann 152
Pastor Eberhard Savary 156
Pastor Eugen Scheuermann 159
Pastor Theodor Taube 162
Pastor Ernst Fromhold-Treu 165
Die Märtyrer nach dem Sturm:
Pastor Konstantin Uhder 167
Pastor Wilhelm Gilbert 169
Die Konfessoren:
Pastor Arthur Walter 173
Pastor Eduard Frese 174
Pastor Wilhelm Kaspar 175
Pastor Gustav Cleemann 179
Pastor Peter Rosenberg 180
Pastor Oskar Bidder 182
Pastor Alfred Geist 183
Pastor Erwin Groß 186

Von der Frucht des Martyriums 189

Das Martyrium in Rußland 192

Anmerkungen 198

Einleitung

Luthers und der evangelischen Kirche Stellung zu den Märtyrern

Als am 1. Juli 1523 die beiden Augustinermönche Heinrich Voes und Johann Esch um ihrer evangelischen Lehre willen auf dem Marktplatz zu Brüssel von den Katholischen „zur Ehre Gottes" verbrannt wurden und singend und betend in den Flammen ihre Lehre mit dem Tode besiegelten, da hat dieses Sterben Luthers Seele so gewaltig gepackt, daß er sein „neues Lied" anstimmte, um den Evangelischen aller Länder zu künden:

Sie han die Kron erworben,
Recht wie die frommen Gotteskind
Für sein Wort sind gestorben,
Sein Märtyrer sind sie worden.

Als dann Heinrich Müller von Zütphen, der Evangelist Bremens, am 10. Dezember 1524 im Ditmarschen um der Predigt des Wortes willen nach schwersten Mißhandlungen von den Katholischen verbrannt wurde, schrieb Luther auf die Bitte der Evangelischen in Bremen seine Schrift: „Vom Bruder Heinrich in Ditmar verbrannt usw.".[1] Da heißt es unter anderem: „Ich habe die Geschichte und Marter des seligen Bruders Heinrich von Zütphen, eures Evangelisten, so ich durch glaubwürdige, fromme Leute habe lassen erkunden und eigentlich (genau) erfahren, nicht mögen also im Finstern oder Zweifel verborgen liegen lassen, sondern gedacht an den Tag zu bringen zu Lob und Ehren der göttlichen Gnade..., daß er so mutige und freie Herzen macht... da

etliche ihr Blut vergießen... und die Schmach des Kreuzes Christi tragen... Unter welchen freilich dieser euer Heinrich von Zütphen am allerhellsten leuchtet, der so eine schändliche Marter um Gottes Wort willen in Ditmar erlitten und das Evangelium mit seinem Blut so mächtiglich bestätigt hat... denn Gott läßt sie aus Gnaden ohne Zweifel darum so sterben und ihr Blut vergießen zu dieser Zeit, da sich so mancherlei Irrtum und Rotten erheben, daß er uns warne und durch sie bezeuge, daß die rechte Lehre sei, da der rechte Geist innen gegeben wird, welche sie gelehrt, gehalten und darüber gestorben und mit ihrer Marter bezeugt haben; wie vorzeiten auch die heiligen Märtyrer um des Evangelii willen starben und uns dasselbige mit ihrem Blut versiegelten und gewiß machten... um Gottes Wort und Glauben willen sterben, das ist der teure, köstliche, edle Tod, der allein Gottes Geist und Kindern zusteht.

...Denn Gott, der den seligen Heinrich hat wollen da lassen leiden, hat's freilich im Sinn, daß er nicht allein die Gottlosen, so sich nicht bekehren, strafen will, sondern solchen Mord vielen in demselben Lande heilsam machen und dadurch zum ewigen Leben helfen will."

Nach dieser Einleitung folgt eine Auslegung des 10. Psalms (nach unserer Zählung des neunten): Ich danke dem Herrn... Sie beschließt er mit den Worten: „Also sehet ihr hier... wie dieser Psalm uns trösten und hoffen heißt, daß durch des theuren Blut Heinrichs Gott viel Gutes und Nutz schaffen wird... Das ist ein guter Funke, von Gott angesteckt, da will wohl ein gut Feuer aus werden, wo ihr mit freundlichem, sanftem Geist daran handelt, daß er nicht ausgelöscht werde; — Gott gebe euch allen Stärke und Gnade, daß ihr bei der Lehre, durch Heinrichs Blut versiegelt, bleibt und, wo es Gott fordert, ihm fröhlich nachfolgt." Nun läßt Luther eine ausführliche „Geschichte von Bruder Heinrich von Zütphen" folgen mit genauer Darstellung der Umstände, die zu seinem Martyrium führten und eine Schilderung der Grausamkeiten, die sein Sterben endlich bewirkten.

Auch an die Christen zu Halle schrieb Luther eine „Trostunge" in Anlaß des Todes ihres Predigers M. Georg Winckler. Winckler war nach Aschaffenburg gefordert worden, um sich wegen seiner evangelischen Lehre zu verantworten. Die Art, wie er verhört und behandelt wurde, ließ in ihm die Ahnung aufsteigen, „daß er mußte herhalten, und Christi Märterer werden". Als man ihn endlich ziehen ließ, wurde er, um diesen treuen Zeugen des Evangelii mundtot zu machen, unterwegs überfallen und ermordet. „Wir wissen, wer der Mörder sei... ob wir auch nicht wissen können, wer die Fäuste und Waffen gewesen, die es vollbracht haben, ... es ist der alte Feind, der solches angerichtet."

Nach der Schilderung der Begleitumstände des Mordes, dem Winckler „um des Evangeliums willen" zum Opfer fiel, „allermeist um des Artikels willen, daß er beide Gestalt des Sakraments hatte gelehret", gibt Luther den Hallensern eine Unterweisung, an diesem Stück evangelischer Lehre festzuhalten, ob sie nun auch ihres Predigers beraubt sind, und mahnt sie zum Schluß, „sich zu trösten und zu freuen, daß Christus ihn hat würdig gemacht, um seines Wortes und Wahrheit willen zu sterben".[5]

Tief ergreift Luther das Geschick Leonhard Kaisers. Es war den Katholischen gelungen, Leonhard Kaiser, den Pfarrer zu Weytzenkirchen, der zu seinem sterbenden Vater nach Raab bei Passau geeilt war, zu fangen; Luther schrieb ihm ins Gefängnis einen Trostbrief, wies ihn auf den Herrn Christus, der mit ihm auch im Gefängnis sei (Ps. 91, 15). Als Kaiser dann am 16. August 1527 von den Katholischen in Schärding bei Passau verbrannt wurde, weil er nicht widerrufen wollte, daß „der Glaube allein rechtfertigt für Gott ohne Zutun der Werke", da genügte Luther nicht eine anderwärtig erschienene Geschichte, die über Leonhard Kaisers Sterben berichtete, denn sie hatte „etliche Stücke anders beschrieben, denn es sich begeben hatte". „Derhalben nachdem ich mich der Sachen allenthalben mit Fleiß erkundet, bis ich

die gewisse Wahrheit überkommen, hab ich dieselbige Geschicht von neuem lassen ausgehen. Denn ich's dafür halte, daß wir, so Christen sein wollen, nicht ohne Sünde schweigen mögen solch herrliche Bekenntnis der Wahrheit, so dieser Er (Herr) Leonhard Kaiser aus großen Gnaden Gottes getan hat... Ach Herre Gott, die allerschönsten Artikel sind doch das, darüber der fromme Kaiser sein Blut vergossen und sein Leben gelassen hat, verdampt auf Erden als ein Ketzer, aber im Himmel verkläret als ein rechter Märtyrer". — — — Diesen Worten folgt eine geschichtliche Darstellung des Martyriums Leonhard Kaisers, die er aus vielen „redlichen Schriften" und „Kaisers eigenen Handschriften erlanget hat". Nach dieser Darstellung bittet Luther, daß „alle frommen Christen wollten Gott danken und loben durch Jesum Christum, der uns solchen Trost gibt durch diesen seinen lieben Diener und Märtyrer Leonhard". Luther schließt daran eine ernste Mahnung an die Tyrannen und Papisten und hält ihnen die alte Geschichte von den Töpfen vor, die ausziehen, um mit dem Felsen zu streiten, usw.[6] — — —

Wie vieles ist auf Luther in dem ersten Jahrzehnt der Reformation eingestürmt, was hat er alles zu reden und zu schreiben, zu arbeiten und zu kämpfen gehabt, und doch hat er die Zeit gefunden, durch Lied und Schrift das Martyrium der treuen Zeugen evangelischer Wahrheit zu künden! Er hat es getan, weil ihm die hohe Bedeutung des Leidens und Sterbens der Christen für die evangelische Wahrheit feststand. Dieses sieghafte Sterben galt Luther als Siegel, das Gott selbst durch seinen Geist und Kraft unter die wiederverkündete reine Lehre des Evangeliums setzt, die die Christen aller Lande der Wahrheit froh machen soll. Dafür soll die Christenheit das Loben und Danken lernen, sonderlich in Zeiten, da die Irrlehrer die Fundamente des Glaubens unterwühlen und die Greuel toben, das Evangelium zu vernichten. Die Asche der verbrannten Märtyrer soll „stäuben" in alle Lande, und „aus dem guten Funken" von Gott angesteckt soll ein helles Feuer

werden, das die Glaubensbereiten mit heiliger Glut erfasse, die Feinde aber warne, daß sie nicht vom Gericht verzehrt würden.
Das Martyrium, dieses Stück Gott gegebener Geschichte, verschweigen, wäre Unterlassungssünde.

* * *

Leider hat unsere Kirche sich dieser Unterlassungssünde schuldig gemacht, während die katholische Kirche das Gedächtnis ihrer Blutzeugen im Übermaß gepflegt hat, indem sie diese zu Heiligen erhob, deren Verdienst und Fürbitte den sie Anrufenden und Verehrenden zugute kommt. Luther kannte wohl diesen Mißbrauch, der mit den Märtyrern getrieben wurde, und doch, ja gerade deshalb, waren ihm die „wahren Märtyrer" Gnadengaben Gottes an die junge evangelische Kirche, die er hoch gewertet wissen wollte. Die Kirche aber, die in Luther ihren Propheten ehrt, hat, auf das Ganze gesehen, die großen gewaltigen Gedanken, die Gott uns durch solch Leiden und Sterben offenbart, in Predigt und Unterricht, wie auch in der Erbauungsliteratur kaum ausgenutzt. So hat Luther einen feineren Sinn für das kirchengeschichtlich Bedeutsame des Martyriums der Evangelischen gehabt, als die nachfolgende Zeit, die darauf vielfach so stolz war, für alles Geschehen ein tieferes geschichtliches Verstehen, als es Luther eigen war, gewonnen zu haben. Diese Ablehnung des „Märtyrers" durch die evangelische Kirche erklärt sich durch die Scheu der Evangelischen vor jedem katholischen Sauerteig, der mit dem Märtyrer als solchem untrennbar verbunden zu sein schien. Wie kam es dazu?
Der ältesten Kirche war das Leiden um Christi willen selbstverständlich, darum wußten die ersten Gemeinden nichts von einer besonderen Gruppe von Märtyrern. Sie hat kaum etwas von ihrem Leiden, nicht einmal Genaueres vom Sterben des Paulus oder Petrus aufbewahrt.[7] Lukas ist die Bußpredigt des Stephanus wichtiger als seine Hinrichtung, die er nur kurz erwähnt. Wie beiläufig berichtet Lukas über das

Martyrium des Jakobus (Apostelgesch. 12, 2); freilich, Stephanus' letzte Worte sind ihm bedeutungsvoll (Apostelgesch. 7, 58. 59). In dem Maße aber, wie der römische Staat in einen ähnlichen Kampf mit dem Christentum trat, wie seinerzeit die griechische Staatsgewalt mit dem Judentum (Makkabäer), wurden die Züge des jüdischen Bekenners, der zum siegreichen Märtyrer wurde, auch auf die um des Namens Christi willen Leidenden übertragen, und man bildete eine besondere Märtyrerklasse, die man über die andern Gemeindeglieder erhob. Als Märtyrer galt fortan der Christ, der in dem einzigartigen Kampfe,[8] den das junge, von keinem geschützte Christentum mit dem Machtstaate Rom um Sein oder Nichtsein zu bestehen hatte, siegreich die Wahrheit des Christentums durch sein Bekennen behauptete und mit seinem Sterben besiegelte. Der eigentliche Verfolgungsgrund war der „Christenname", wenn auch die meisten Urteile formell mit Ungehorsam gegen die kaiserlichen Befehle oder gar mit angeblichen Verbrechen motiviert wurden. Wer bei solchen administrativen oder gerichtlichen Verfahren oder entstehendem Volkstumult bei dem Bekenntnis blieb: „Ich bin ein Christ" und infolgedessen den Tod erlitt, wurde von der Kirche als Märtyrer verherrlicht.

So hell das Glaubensheldentum der Märtyrer erstrahlte, so mischte sich doch Unlauteres in das Martyrium; es war das verdienstliche Werk, das in diesem Leiden als solchem liegen sollte. Das Blut, im Martyrium vergossen, wäscht ab alle Sünden des Märtyrers, das Martyrium macht ihn des Lohnes gewiß und verbürgt ihm die Sicherheit des Heils,[9] macht ihn zum Heiligen, dessen Verdienst auch anderen zugute kommen kann. Damit war der Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien der Weg gebahnt.

Solange die Christenheit die Martyrien selbst erlebte, war ihr der Märtyrer in seinem sieghaften Glauben ein Beweis, daß die Kirche die Wahrheit habe. Als aber die Zeit kam, da Martyrien im christlich gewordenen Staate sich nicht mehr ereigneten, glaubte man die Herr-

lichkeit der Kirche durch die Martyrien der alten Zeit beweisen zu müssen und, um in ihnen einen möglichst sicheren Beweis zu haben, vergrößerte man die Zahl der Märtyrer und überhöhte ihr Leiden und ihren Sieg bis zum unerträglich Wunderbaren. Die Zahl der Märtyrer, die mit einemmal hingerichtet sein sollten, ging in die Zehntausend, und die Wunder, die sich bei ihrem Sterben zugetragen haben sollten, wurden immer wunderbarer. Die Wirkungen, die von den Gebeinen der Märtyrer ausgingen, wurden immer unwahrscheinlicher, die Verehrung derselben entfernte sich immer mehr von einer evangelisch gegründeten Frömmigkeit.

Weil die Lüge sich so stark der „Zeugen der Wahrheit" bemächtigt hatte, so hielt man schließlich alles, was mit den Märtyrern zusammenhing, für fraglich. Die neue Forschung aber hat uns Wahrheit und Klarheit gebracht. Sie hat die Zahl der Märtyrer auf das rechte Maß zurückgebracht,[10] sie hat das Märtyrerbild von den verunstaltenden Beigaben einer wundersüchtigen Nachwelt befreit, uns das Märtyrerbild in seiner schlichten ergreifenden Schöne wieder nahegebracht und uns so den tiefgreifenden Einfluß des Martyriums auf Dogma, Kultus und Sitte jener Jahrhunderte verständlich gemacht. Der Schutt ist weggeräumt, der altehrwürdige Tempelbau des Martyriums steht in seiner Schöne vor uns, und doch ist den Evangelischen, die so gern den Zusammenhang mit der alten Kirche betonen, dieser Bau fremd geblieben und gemieden worden, um des Unkrauts willen, das die katholische Kirche hier hat wuchern lassen und noch wuchern läßt.

Wir stellen uns auf Luthers Seite, der mit heiliger Entschlossenheit den Kampf gegen den Heiligen- und den damit zusammenhängenden Märtyrerkult aufgenommen hat, und verwerfen mit dem Schmalkaldischen Artikel II, 2 „die Anrufung der Heiligen", denn wir „haben es tausendmal besser an Christo". Damit lehnen wir alles Unevangelische, das mit der Verehrung der Märtyrer zusammenhängt, ab, aber nur eben das Unevangelische, nicht das wahrhaft Große des Mar-

tyriums. Wir wollen das Blutzeugnis der Märtyrer der alten Kirche in Ehren halten und der Wissenschaft danken, die uns das Martyrium der alten Kirche um seines unvergänglichen Wertes willen zu schätzen gelehrt hat.

Das ist unsere Stellung zum Martyrium der alten Kirche. Nun erhebt sich die Frage, wie werten wir das Martyrium der Evangelischen, das sie durch die Katholischen zu erdulden hatten?

Als die Erbin des römischen Imperiums, die römisch-katholische Kirche, den Kampf gegen die wider sie streitenden Evangelischen aufnahm und ihn mit den Methoden und Machtmitteln des römischen Staates durchzuführen suchte, mußte sich das erhabene blutige Drama des Martyriums wiederholen. Freilich mit anderer Rollenbesetzung. Verfolger war nicht mehr der römische Staat, sondern die römisch-christliche Kirche, die Verfolgten nicht mehr die Christen, sondern die Evangelischen. Auf das Ganze gesehen, verändert sich nichts Wesentliches an der furchtbaren Handlung. Galt der Christ dem römischen Staate als ein Verbrecher, der sich gegen die „majestas" des römischen Volkes auflehnte, so galt der römisch-katholischen Kirche jeder Evangelische als ein Verbrecher gegen die „majestas" der römischen Kirche, der mit Feuer und Schwert vernichtet werden mußte. Huß in Böhmen, die Waldenser in Piemonts Tälern, die Hugenotten in Frankreich, sie alle sind verfolgt worden im letzten Grunde um des „nomen evangelicum" willen. Wie das kaiserliche Rom, so deckte auch die römische Kirche die Verurteilung der Evangelischen mit dem Ungehorsam gegen staatliche und kirchliche Ordnung. Zwar übergab die Kirche den von ihr verurteilten Ketzer dem Staat, daß er das Gericht vollstrecke, tatsächlich werden von der katholischen Kirche Tausende und Abertausende von Evangelischen als Ketzer zu Märtyrern des evangelischen Glaubens gemacht. Sie tut an den Evangelischen dasselbe, was der römische Staat an den Christen tat. Herzog Alba tritt Decius gleichwertig an die Seite, und die Inquisition und Ketzergerichte unterscheiden sich in

nichts von den in der späteren römischen Kaiserzeit eingesetzten Kommissionen, die das Opfern der Christen kontrollieren mußten. Die Zahl der Opfer der katholischen Verfolgung ist sicherlich größer, als die der alten Christenverfolgungen durch den römischen Staat. Und die innere Größe, Standhaftigkeit und Glaubenstreue dieser evangelischen Märtyrer steht in nichts der der alten Märtyrer nach, ja wir müssen vielfach ihr Martyrium sittlich und religiös höher werten, weil ihnen das Leiden um Christi und seiner Wahrheit willen als selbstverständlich erschien. Von einer Verdienstlichkeit ihres Leidens ist keine Spur zu finden.[11] Mit nüchterner Klarheit werteten sie ihr Leiden. Als wahrer Christ zu leben gilt den Evangelischen mehr, als zu sterben als Märtyrer: der Märtyrertod ist nur ein Gott gefordertes Stück des christlichen Lebens. Gerade wegen der Reinheit der Motive der evangelischen Märtyrer haben wir allen Grund, ihr Martyrium hoch zu werten.

Wie Luther es gewertet und verwertet wissen wollte, haben wir gesehen; wenn trotzdem in der evangelischen Christenheit das Martyrium der Evangelischen kaum eine Rolle spielt, so erscheint das auf den ersten Blick um so rätselhafter, als gerade die Evangelischen auf das von Gottes Geist durchwaltete Werden und Wachsen ihrer Kirche in Arbeit und Kampf berechtigterweise das größte Gewicht legen. Steht es doch andererseits fest, daß jede menschliche Gemeinschaft sich ihrer besten Kräfte beraubt, wenn sie das Gedächtnis der ragenden Gestalten, die ihre Ideale vertraten und für sie gelitten, nicht in dankbarer Erinnerung lebendig erhält. Wohl sang man noch einige Zeit aus Luthers Te Deum:

Die teuren Märt'rer allzumal
Loben Dich, Herr, mit großem Schall —

doch erlischt das Gedächtnis an das siegreiche Leiden des evangelischen Märtyrers immer mehr, besonders in den großen Nöten des Dreißig-

jährigen Krieges, da Leiden ohne Zahl über die evangelische Christenheit kamen.

Daß die hohen Werte, die im Martyrium liegen, hernach in der folgenden kirchengeschichtlichen Entwicklung vollends zurücktraten, wird uns psychologisch verständlich durch die eintretende Erweichung des herben, starken evangelischen Christentums in persönlich süßliche Frömmigkeit und in flachen öden Vernunftglauben. Die Erinnerung an das bittere Leiden und Sterben um des Evangeliums willen mußte hier als unbequeme Mahnung empfunden werden. Sollte das evangelische Christentum so ernst sein, daß man dafür sterben müßte? Und je weiter man in der Zivilisation fortschritt, um so unmöglicher erschien die Wiederholung solcher Leiden, vor denen das Gesetz und die Staatsgewalt die Bürger schützen mußten. Ja, draußen bei den fernen Heiden, da konnte es noch zum Martyrium kommen, — aber doch nicht unter — Europäern.

Endlich war aber wohl bei den Evangelischen die klare Erkenntnis maßgebend, daß jede Erinnerung der Evangelischen an ihre Märtyrer eine Anklage gegen die katholische Kirche bedeutete, und mit ihr wollten die Evangelischen möglichst in Frieden leben und deshalb die bestehenden Gegensätze nicht verschärfen. Man wußte zudem, daß man die Verfolgungen nicht so sehr allein der katholischen Kirche als solcher zur Last zu legen hatte, sondern, daß hier allgemeine Anschauungen „aus finsterem Mittelalter" maßgebend waren, die auch einen Melanchthon bewogen, Calvins Todesurteil gegen den Irrlehrer Dr. Michael Servet gutzuheißen. Calvins „dankbare Söhne" aber haben, die Tat Calvins verurteilend, Servet ein Sühnedenkmal auf seinem Hinrichtungsplatz in Genf errichtet.[12] Hat Ähnliches je ein rechter Katholik oder Papst getan? Hat sich je die katholische Kirche dazu bereit gefunden, bußfertig ein Wort der Verurteilung über alle Ketzergerichte und Inquisitionen auszusprechen? Man hat es nur zu der lendenlahmen Entschuldigung dieser Blutschuld gebracht: „Die Kirche dürstet nicht nach

Blut, — der Staat hat gerichtet.“ Gilt nicht von der katholischen Kirche: „Sie ist, wie sie ist, oder sie ist nicht“? Ist ein wesentlicher Unterschied zu konstatieren in dem Vorgehen der katholischen Kirche gegen die Waldenser (1215) und dem Thorner Blutgericht (1724)? Wahrlich nein! Wie der Türke ein Christenverfolger bleibt, so die katholische Kirche eine Verfolgerin des evangelischen Christentums. Es liegt in ihrem Prinzip, so hat sie verfolgt, und so wird sie verfolgen, wenn sie verfolgen kann. Luther lehrt uns mit Recht zu singen:

Erhalt' uns, Herr, bei Deinem Wort
Und steure des Papstes und Türken Mord.

Wir Evangelischen wollen den konfessionellen Frieden, aber wir dürfen nicht in falscher Rücksichtnahme auf die Katholiken die Schätze, die Gott uns im Martyrium der evangelischen Christen gegeben, vergraben, sondern wollen mit ihnen heiligen Wucher treiben, wie Luther es gewollt, daß sie uns schützen vor Kompromissen und Verweltlichung, daß sie uns den Glauben stärken und uns zum Leiden rüsten; denn Leiden sind und werden sein, denn die Christen sind nicht über ihrem Meister, der da will, daß die Seinen nicht nur das Leben in ihm finden, sondern auch ihr Leben für ihn dahingeben, wenn er in seiner Weisheit solches von ihnen fordert zum Erweise der weltüberwindenden Kraft des Evangeliums.

Die Leiden der Baltischen Kirche

durch die russisch-orthodoxe Kirche, durch Nationalismus, Sozialismus und Bolschewismus

Daß Christentum und Leiden auf das engste zusammengehören, dafür ist die evangelisch-lutherische Kirche des Baltenlandes Zeuge. Ich habe „den Leidensweg der baltischen Christen" in meinem Büchlein „Märtyrer" in aller Kürze skizziert. Ich habe dort auch zu zeigen versucht, wie Gott dieser Kirche wohl immer Atempausen gewährt, aber nur, um sie zu stärken für die kommenden Leiden. Diese Pausen wurden immer kürzer und die Leiden immer schwerer und erreichten vorderhand ihren Höhepunkt in den furchtbaren Zeiten der Christenverfolgung durch die Bolschewiken, da das Blut in Strömen floß.

Ich übergehe hier die Leidenszeit, die die evangelisch-lutherische Kirche des Baltenlandes durch die jesuitische Gegenreformation unter Polens Herrschaft, dieser Schirmmacht der römischen Kirche in Osteuropa, zu durchleben hatte, will die Drangsalierung, der die evangelische Kirche durch die Russen, dieser Schirmmacht der griechisch-rechtgläubigen Kirche, etwa seit 1840 ausgesetzt war, erwähnen und das Hauptgewicht legen auf die bewußt atheistische Agitation der Sozialdemokratie und ihre Verfolgung der christlichen Kirche in den Jahren der Revolution 1905/6, die eine Wegbereiterin der Bolschewikenherrschaft war. Es müßte dazu eine eingehende Darstellung der verwickelten kirchlichen, nationalen, agrarischen und politischen Zustände des Landes gegeben werden, das würde hier zu weit führen. Eine reiche Literatur ist darüber vorhanden, die jedem zur Verfügung steht. Hier dürfte es

genügen, die Erscheinungen in der Geschichte des Baltenlandes kurz zu erwähnen, die mitbestimmend waren und den Boden bereiteten für das schwere Leiden, das 1905/6 und 1918/19 vor den Augen der europäischen Christenheit über die hart geprüfte lutherische Kirche des Baltenlandes hereinbrach.

* * *

Das Präludium der letzten Leidenszeit der lutherischen Kirche des Baltenlandes bildete ihre Verfolgung durch die russische griechisch-orthodoxe Staatskirche. Was 1561 durch das Privilegium Sigismundi Augusti und 1721 durch den Nystädter Friedensschluß völkerrechtlich festgelegt war, was die russischen Herrscher über ein Jahrhundert treu gewahrt haben, daß die evangelisch-lutherische Kirche im Baltenlande als Landeskirche zu gelten habe, beseitigte Nikolai I. mit einem Federstrich durch das Kirchengesetz 1832. Fortan galt die lutherische Kirche, wie in Rußland, so auch im Baltenlande nur als „eine geduldete" neben der „herrschenden" griechischen Staatskirche, diese hatte allein das Recht, Propaganda unter „Andersgläubigen" zu treiben. Wer aber an Gliedern der Staatskirche „Propaganda" trieb, machte sich eines Kriminalverbrechens schuldig. Um die Herrschaft der orthodoxen Kirche im Baltenlande zu markieren, wurde in Riga 1836, mit verhältnismäßig großen Kosten, ein orthodoxes Bistum errichtet, und der fanatische orthodoxe Bischof Philaret begann seine Arbeit. Diese erstreckte sich nicht auf die wenigen orthodoxen Kaufleute und Beamten in den einzelnen Städten des Landes, sondern bestand in der Propaganda unter den Letten und Esten, sie von der Herrschaft der Deutschen zu befreien und mit dem Glauben des Zaren zu vereinen. Unter allen möglichen vagen Versprechungen von Land und Freiheit begann das „Anschreiben" der „Konvertiten"; auf die Anschreibung folgte ohne Belehrungsfrist die „Salbung" und damit die Einverleibung in die griechische Staatskirche „für alle Zeiten", denn auch Kind und Kindeskind der Konvertiten blieben der griechischen Kirche verfallen.

Als der „offizielle Betrug" dieser Propaganda (so urteilte der kaiserliche Flügeladjutant Graf Bobrinsky) von den Konvertiten bemerkt wurde, da wollten viele von ihnen zur lutherischen Kirche zurück. Besonders die Kinder der Konvertiten, die ohne ihr Wissen angeschrieben und gesalbt waren und in lutherischer Umgebung aufwuchsen, drängten zur lutherischen Kirche zurück. Daraus erwuchs den Pastoren schwerste Not. Das Gewissen gebot ihnen, die Reumütigen und Unschuldigen zurückzunehmen, die §§ 187 und 193 des russischen Strafrechtes bedrohten aber solche „Propaganda" mit Amtsentsetzung, Gefängnis, Verbannung. Der Schrei der Gewissen nach Freiheit fand in Petersburg taube Ohren, ob Gemeindeglieder, ob Pastoren, ob Ritterschaften darum flehten, es blieb beim alten.

Durch das energische Auftreten Bismarcks gegen die „Barbarei" der Gewissensknechtung veranlaßt, hatte der russische Kanzler Gortschakow es 1865 durchgesetzt, daß, um den „Skandal vor Europa" zu vermeiden, wenigstens die Schließung der Mischehen durch einen Geheimbefehl Alexanders II. auch den lutherischen Pastoren zugestanden wurde. Fortan konnten die „Rekonvertiten" auch eine evangelische Ehe eingehen, ohne daß sie durch ein „Reversal" sich verpflichten mußten, ihre Kinder orthodox zu erziehen. Trotz dieser Milderung des Kampfes ging es böse genug her. Als 1871 das livländische Konsistorium den Befehl erhielt, Prediger, die an Gliedern der orthodoxen Kirche Seelsorge geübt und Amtshandlungen vollzogen, zu entsetzen, erklärte das Konsistorium, den Befehl nicht ausführen zu können, denn von seinen 105 Gemeindepastoren hätten sich 93 dieses „Verbrechens" schuldig gemacht. Die übrigen nur deshalb nicht, weil in ihren Kirchspielen keine „Griechen" lebten.

Der Kampf verschärfte sich aufs neue, als unter Alexander III. 20 Jahre später, unter dem Einfluß seines bösen Geistes Pobedonoszew, das „Reversal" bei den Mischehen wieder eingeführt wurde. Die Verfolgung hob mit neuer Macht an, da half kein Eintreten der

„evangelischen Allianz" oder der reformierten Geistlichkeit Schaffhausens. Der Druck wurde immer stärker. Selbst der Bau von lutherischen Kirchen wurde von der Erlaubnis des russischen Bischofs abhängig gemacht. Die Zahl der Pastorenprozesse stieg 1892 auf über 200, den Rekonvertiten wurden durch richterlichen Spruch die lutherisch gewordenen Kinder fortgenommen und den griechisch-orthodoxen Verwandten zur Erziehung übergeben.

Das rohe repressive Verhalten der russischen Kirche und des russischen Staates hat drückendes Leid über Pastoren und Gemeinden gebracht, den ersteren ständig Suspensionen, öfters Gefängnis und Verbannung, den letzteren schwer lastende Gewissensnot, indem sie gezwungen wurden, Glieder einer Kirche zu sein, mit der sie innerlich nichts gemein hatten. Das ganze evangelische Europa hat damals, durch „die evangelische Allianz" veranlaßt, fürbittend der Glaubensnot der Evangelischen in den Ostseeprovinzen im Kirchengebet gedacht. So wach war das evangelische Gewissen damals, als die Gewissensnot Unzähligen Tränen auspreßte. Hernach, als die Nöte sich steigerten — das Blut in Strömen floß, da ist das Weltgewissen ziemlich still geworden. Politik verschloß ihm den Mund.

Die Not dieser Verfolgung des evangelischen Christentums durch die russische Staatskirche endet erst mit dem Toleranzedikt vom 17. April 1905. Es steht aktenmäßig fest, daß das willige Leiden der baltischen Pastoren für die Freiheit des Evangeliums dazu beigetragen hat, daß dieses Edikt erlassen wurde. Es kam zu spät, die Vorboten der Revolution zeigten sich. Der Schaden, den diese Gewissensknechtung und lügenhafte Propaganda angerichtet hatten, konnte nicht mehr gutgemacht werden. „Wie zersetzend und demoralisierend die griechische Kirche gewirkt hat, sowohl, indem sie durch Anwendung unsittlicher Mittel bei ihrer Propaganda die niedrigen Instinkte der Massen weckte, als auch, indem sie die in Gewissensnot Verzweifelnden zwang, Sitte und Gesetz beiseite zu lassen, das hat die Revolution

gezeigt, die überall dort, wo eine konfessionell stark gemischte Bevölkerung existierte, einen besonders günstigen Nährboden gefunden hat." [14]

* * *

Schon bei diesem ersten Kampfe spielte das nationale Moment eine Rolle, indem der Russe sich bemühte, das Luthertum als den Glauben der deutschen Herren, der vom „unverschämten" Luther ausgedacht ist, verächtlich zu machen gegenüber dem russischen Glauben, der auf die Apostel zurückgeht und der der Glaube des Zaren ist.
Eine nationale Verschiedenheit, die sich meist auch sozial differenzierte, bestand freilich von Anfang an im Baltenlande. Trotz aller Differenzen aber gab es bis etwa zum Jahre 1870 keinen Nationalitätenhaß. Zu groß war das Gemeinsame an Geschichte, Kultur, Glaube. Freilich entwickelte sich, wie es bei wirtschaftlich und kulturell aufstrebenden Völkern natürlich, bei den Letten und Esten ein gehobenes Volksbewußtsein, das auch von den deutschen Pastoren tatkräftig gefördert wurde. Das störte aber nicht den Frieden, den die Heimatgenossen miteinander hielten. Die Letten und Esten mit den deutschen Balten verfeindet zu haben, war das teuflische Werk der Russen.
Wie konnte ihnen das gelingen?
Der Krimkrieg (1865) hatte Rußlands Fäulnis offenbart und Rußland als „den Koloß auf tönernen Füßen" erwiesen. Auf den eisernen Nikolai I. folgte sein schwächlicher Sohn Alexander II. Er hatte, nicht so sehr seinem sozialen Gewissen folgend, sondern aus gutmütiger Schwäche und feiger Furcht vor drohendem Unheil, die Leibeigenschaft der Bauern abgeschafft. Millionen Sklaven waren mit einem Male frei. Ein wahrer Taumel erfaßte die liberale russische Gesellschaft. Der Russe ist immer radikal. War die Leibeigenschaft, das bisherige Fundament des wirtschaftlichen Lebens Rußlands, ohne irgendwelches Übergangsstadium abgeschafft, so begehrte man nun den Bruch mit sämtlichen Traditionen der Vergangenheit, es sollte alles

geändert werden. Die westeuropäischen Soziologen und Sozialisten beherrschten fortan das russische Geistesleben. Auguste Comte, der Positivist, aber auch Proudhon, der Eigentum als Diebstahl erklärte, wurden übersetzt und namentlich von der Jugend verschlungen. Aus ihren Reihen gingen die Nihilisten hervor, wie Turgenjew die uferlosen materialistischen, atheistischen, jugendlichen Volksbeglücker nannte, die in dem Anarchisten Alex. Bakunin ihre Vollreife erlangten. Der hat das Zerstören des Bestehenden gepredigt: „Das Aufbauen ist nicht Sache der Generation, deren Pflicht das Zerstören ist."

Neben dem sozialistisch-anarchistischen Gedankenkompler gelangte in Rußland die aus dem slavischen Teil Österreichs stammende panslavistische Idee zur Macht. Als diese durch den polnischen Aufstand schwer diskreditiert wurde, setzte Michael Katkow an ihre Stelle seinen „russischen Staatsgedanken". Nicht die große „slavische Union", sondern der „russische Einheitsstaat" sollte das Bollwerk gegen den „faulen Westen" bilden. Sollte dieser Einheitsstaat stark genug dazu sein, so müssen alle die verschiedenen Völker, die zu Rußland gehören, durch die russische Sprache die russische Kultur annehmen: sie müssen russifiziert werden. Die russische Jugend war mehr sozialistisch, das Alter mehr panslavistisch im Katkowschen Sinne eingestellt. Beide verband der Haß gegen die, welche bisher den Russen die Kultur vermittelt hatten, — die Deutschen. Ihre konservative Einstellung war den Sozialisten, ihre geschichtliche Eigenart den Panslavisten verhaßt.

Die Ostseeprovinzen, dieses alte deutsche Kolonialland, das durch seine jahrhundertlange Geschichte und germanisch-lutherische Struktur seit 150 Jahren ein Sonderdasein im russischen Reiche geführt, sollte seine Sonderstellung ebenso verlieren, wie Polen sie nach dem polnischen Aufstande 1863 verloren hatte. Verlangte Katkow zur Realisierung seines Staatsgedankens, daß in ganz Rußland eine Sprache herrschen sollte, warum denn nicht auch ein Glaube, ein Recht, welche Idee später Pobedonoszew auf das schärfste vertrat. Von hier aus erklärt

sich die Propaganda, die die russische Kirche, gestützt auf die Machtmittel des russischen Staates, unter Letten und Esten trieb (wovon im vorherigen die Rede gewesen ist). Von hier aus erklärt sich auch die Russifizierung der Gerichte, durch die das alte römisch-germanische Recht, das 650 Jahre im Lande geherrscht, außer Kraft gesetzt wurde, und daß die alten Gerichte, da jeder in seiner Sprache verhandeln konnte und meist jeder von seinem erwählten Standes- oder Heimatgenossen gerichtet wurde, aufgehoben wurden, um durch landfremde Richter, die nur durch Dolmetscher verhandeln konnten, ersetzt zu werden. So war auch die Russifizierung der Schulen, besonders die der auf nationaler Grundlage errichteten Volksschulen, die logische Auswirkung der Katkowschen Ideen. In den Schuldienst wurden meist sozialistisch gerichtete, russisch gebildete, jugendliche Lehrer und Lehrerinnen, bis herab zum Alter von 17 Jahren angestellt, die die im Landesseminar ausgebildete, aus dem Volk hervorgegangene tüchtige Lehrerschaft verdrängten. Diese Volksschullehrer, die die Schule vor allem russifizieren sollten, wurden Führer und Förderer der kommenden Revolution.

Alle diese Russifizierungsmaßnahmen hatten Erfolg, weil es den Russen gelungen war, unter die im Lande lebenden Völker den Nationalitätenkampf und -haß zu tragen. Hierzu benutzten sie die „Jungesten" und „Jungletten". Diese hatten etwa seit 1856, nachdem das Nationalbewußtsein im Volke erwacht, das Programm aufgestellt, das Volk aus der geistigen Finsternis zu reißen und es von der Vormundschaft der Deutschen und besonders der Pastoren zu befreien. Mit diesen Jungesten und Jungletten schlossen die russischen Nationalisten vom Schlage Katkows einen Bund und gewannen in ihnen Helfer, den „russischen Staatsgedanken" im Baltenlande durchzusetzen und die Vorherrschaft der Deutschen im Lande zu brechen. Die Jungesten und Jungletten sahen in dem nationalistischen Russentum die Macht, mit deren Hilfe sie ihr Ideal, ihr Volk von den Deutschen zu befreien, verwirklichen konnten.

So entbrannte der Nationalitätenkampf im Baltenlande, der für die Deutschen um so verhängnisvoller wurde, als sie den Machtfaktor des lettischen und des estnischen Nationalismus stark unterschätzten. Sie glaubten ihre Pflicht gegen die lettischen und estnischen Heimatgenossen voll erfüllt zu haben. Warum sollten diese gegen sie kämpfen? Man wollte es nicht wahr haben, daß ein Kampf der Nationalitäten hier entbrennen könnte. Man glaubte in der Religion und Kultur ein so großes gemeinsames Gut zu haben, im Verhältnis zu dem die Verschiedenheit des Volkstums kaum in Betracht kam.

* * *

An die mit den Russen Hand in Hand gehende nationalistische Bewegung heftete sich die sozialistische Bewegung, die besonders im lettischen Teile des Baltenlandes Boden gewonnen. Beide waren eins im Ziel — Vernichtung der deutschen Vorherrschaft, wenn auch ihre Motive verschieden waren. Auch die Sozialisten waren nationalistisch eingestellt, denn die besitzende Klasse gehörte eben der deutschen Nationalität an.

Die sozialistischen Bestrebungen waren schon in den sechziger Jahren in einzelnen Agrarunruhen zutage getreten, wenn auch zunächst in naiver Weise. Zwanzig Jahre darnach begannen die Sozialisten bewußt zu arbeiten, vielfach in Anlehnung an die Nationalisten. Das Bündnis Sozialismus—Nationalismus war freilich auf die Dauer unhaltbar. Es kam zu einer Scheidung innerhalb des Jungletten- und Jungestentums, die dahin führte, daß die älteren immer stärker das nationalistische, die jüngeren das sozialistische Moment vertraten. Die Alten schüttelten endlich die immer mächtiger werdenden Sozialisten ganz von sich ab und machten schließlich die Gendarmerie auf sie „aufmerksam", was zur Verhaftung der sozialistischen Führer führte. Die Sozialisten, die nun erkannten, daß man unter russischer Herrschaft nicht, wie in Westeuropa, in Wort und Schrift an der Staatsordnung

rütteln durfte, begannen jetzt im geheimen ihre revolutionäre Arbeit: die Unterwühlung der alten Ordnungen durch begehrlich gemachte Massen.

Im Mai 1899 erlebte Riga die ersten größeren sozialistisch organisierten Arbeiterunruhen. Riga, zur mächtigen Industriestadt erblüht, durchlebte in dem Jahre infolge einer Industriekrisis eine starke Wirtschaftsdepression, ein Umstand, der von den Sozialdemokraten ausgenutzt wurde. Der Mißerfolg der bald unterdrückten ersten lettischen Revolution trieb die lettische Sozialdemokratie zu strafferer Organisation, die um so notwendiger war, als die Masse des städtischen Proletariats, die vor kurzem erst vom Lande zur Stadt gezogen, noch nicht feste „revolutionäre Traditionen" besaß. In „Gruppen", der kleinsten Einheit, wurden die Glieder in die Lehren Bebels und Kautskys systematisch eingeführt, durch „Lektionen", denen hektographierte „Konspekte" zugrunde lagen. Die Gruppen wurden von der 1904 in Riga gegründeten lettischen sozialdemokratischen Partei zusammengefaßt, die durch ein Zentralkomitee geleitet wurde. Nun trat man auch in offizielle Beziehungen zu anderen ähnlichen Organisationen, vereinigte sich mit denen der Russen und dem „jüdischen Bund", was schließlich dahin führte, daß in Riga 1905 ein Föderativkomitee aus Juden, Russen, Letten gebildet wurde, das fortan die revolutionäre Bewegung einheitlich leitete.

Am 9./22. Januar 1905 brach in Rußland infolge der Erschütterung durch den Japanischen Krieg die Revolution aus, die vielfach durch die Arbeitergroschen der Reichsdeutschen finanziert wurde (allein die Berliner Sozialdemokratie spendete 307 000 Mk.). Auch die lettische Sozialdemokratie wurde von dem reichsdeutschen „Arbeitergroschen" gespeist; was fehlte, schaffte man sich durch Expropriation, d. h. durch Straßenraub, Einbruch, Diebstahl. So finanziell gerüstet konnten die lettischen Sozialdemokraten in die allgemeine russische Bewegung eintreten. Schon am 11. Januar 1905 erschienen Proklamationen in

Riga mit den Schlagworten „Tod den Machthabern", „fort mit dem Krieg", „es lebe der Achtstunden-Arbeitstag, es lebe die Revolution". 42 000 Fabrikarbeiter wurden von der Sozialdemokratie auf die Beine gebracht und traten in den Streik. Das Blut begann zu fließen. Ähnlich wie in Riga geschah es in Libau und in Reval. Die Revolutionierung des städtischen Proletariats war gelungen.

Nun galt es neben den städtischen Fabrikarbeitern die Landbevölkerung zur Aktion zu bringen. Das war nicht schwer. Die orthodoxe Propaganda, die russifizierte Schule und der nationalistische Haß hatten der sozialistischen Propaganda den Boden bereitet. Der Umstand, daß die soziale Frage gleichzeitig eine nationale war, machte es leicht, den Haß gegen die deutschen Bedrücker und Besitzer zu schüren. Die bis dahin oft geheuchelte Loyalität gegen die Russen, hinter die man so gut die revolutionären Tendenzen verstecken konnte, ließ man fallen und rief zum Kampf gegen zwei Fronten, gegen die deutschen Herren und gegen die russischen Beamten. Nun war die Zeit gekommen, nicht nur jeden Deutschen, sondern auch jeden Staatsbeamten zu erschlagen. Der „Sozialdemokrats" (lettische Zeitung) hatte schon 1902 in Nr. 8 verkündet: „Es dürfe kein sentimentaler Widerwillen gegen Blutvergießen aufkommen."

Die Agitation im Landvolk ging gut vonstatten, man weckte die Begehrlichkeit der Massen, versprach den Landlosen Land, den Hofbesitzern Steuerfreiheit, allen das Jagdrecht, Wälder und Seen sollten zum Gemeindeeigentum werden. So brachte der versprochene Zukunftsstaat allen nur Vorteile, das führte der Sozialdemokratie die Massen zu. Die besonnenen Elemente unter der bäuerlichen Bevölkerung wurden eingeschüchtert durch Terror, Brand und Mord. Die Gutshöfe flammten auf. Das Militär war nicht zahlreich und durfte nach dem Befehl der Regierung nicht in scharfe Aktion treten, es handele sich angeblich nur um mehr oder weniger harmlose Agrarunruhen, an denen die Deutschen schuld seien. Dabei blieb die Re-

gierung, selbst als in Riga von einer sozialistischen Kampftruppe 26 schlafende Dragoner gemordet wurden, deren Wache meuchlings erstochen worden war.
Wie sollte sich auch die Staatsgewalt aufraffen, wankte doch nach den Aufständen in Moskau und Kronstadt der Thron des selbstherrlichen Zaren.

* * *

Zu den zwei Fronten: Ritterschaft und Deutsche, Zar und Tschinowniken, kam eine dritte Front hinzu, der Kampf gegen die Kirche und die Pastoren. Von letzteren heißt es in einem Flugblatt, das 1905 erschien: „Sie sind alle Hunde der Regierung, die um ihres Brotes willen bellen, beziehen sie doch von der Regierung für die Verdunkelung des Volkes große Gehälter, natürlich von unseren Groschen" (was alles erlogen war, denn von der russischen Regierung erhielten die lutherischen Pastoren nichts).
Wo Anarchie herrscht, da herrscht auch Atheismus, „Religion, das Schreckmittel für Kinder und Narren, ist Wahnsinn, der Herrgott ist ein Hirngespinst der Schwarzröcke, erfunden, um das Volk in Dummheit und Abhängigkeit zu erhalten". Vom Zentralkomitee wurden hundertköpfige Banden in die einzelnen Kirchen, die man für geeignet hielt, abdelegiert, die die Gottesdienste stören, die Pietät gegen göttliche und menschliche Ordnungen ausrotten sollten. In der Kirche zu Serben, Kreis Wenden, sollte durch Handaufheben abgestimmt werden, „ob Gott ist, oder nicht ist"! Als ein alter lettischer Bauer erklärte: „Kein Mensch hat Gott gesehen, — gibt es einen Gott, so könnt ihr Ihn nicht absetzen, gibt es keinen, so braucht ihr Ihn nicht abzusetzen", bekam er als Reaktionär Prügel. Man verlangte von den Pastoren, daß sie die Gemeinde verlassen. Wer blieb, wurde bedroht, boykottiert, erschossen, als erster P. Schilling, Nitau. Den Pastoren, die trotzdem blieben, wurde ein in deutscher Sprache gedruckter Zettel folgenden Inhalts zugeschickt:

Nr. . . . .

Aufforderung

An den Pastor . . . . . .

der . . . . . Gemeinde

Hiermit werden Sie aufgefordert, ... sofort nach Empfang dieser Bekanntmachung Ihr heiligmachendes Geschäft, die Kirche, zu schließen. Denken Sie an das Schicksal Ihrer Kollegen Schilling usw.

Die . . . . . Gruppe der baltischen

Kampforganisation

Gewaltmittel aller Art wurden angewandt; man zwang die Pastoren, die rote Fahne zu tragen, man riß ihnen den Talar in Fetzen, man überfiel sie auf den einsamen Landfahrten zu ihren kranken und sterbenden Gemeindegliedern. Man bedrohte die Gemeindeglieder, die es wagten, zum Pastor zu gehen und sich zu ihm zu halten, und setzte gar manchem kirchentreuen Gemeindegliede den roten Hahn aufs Dach. Das Gerücht wurde verbreitet, die Pastoren hätten den Abendmahlswein mit einem Gifte vermischt, das zwar nicht sofort töte, aber sicheren Tod bringe. Wenn schließlich die Pastorate verbrannt wurden (u. a. wurde auch das Pastorat zu Doblen am 17. Dezember 1905 verbrannt, wo der greise D. Dr. A. Bielenstein sein Leben lang für die Sprache und Ethnographie der Letten gearbeitet; eine Fülle wertvollster Manuskripte wurde beim Brande eingeäschert), — wenn der Pastor nicht mehr leben konnte, weil keiner, des Terrors wegen, es wagte, ihm Lebensmittel zu bringen oder zu verkaufen, da blieb dem Pastor nichts anderes übrig, als schweren Herzens seine Gemeinde zeitweilig zu verlassen, denn jedes Wirken und die Existenz waren unmöglich gemacht worden.

Im „Sozialdemokrats" (lettische Zeitung) war 1905 im September zu lesen: „Die Organisationen (der lettischen Sozialdemokratie) hetzen das Volk nicht gegen die bestehende Ordnung als abstrakten Begriff auf, sondern gegen einzelne Persönlichkeiten, die sich im Gesichtskreise des Volkes befinden, die zum Morde bestimmt sind." Nach

dieser Taktik griff man das Christentum in der Person des Pastors an. Es handelte sich also bei den Pastorenmorden nicht um gewöhnliche Morde, man mordete die Pastoren im letzten Grunde nur, weil sie Pastoren waren, man wollte in ihnen das Christentum tödlich treffen, so wurden die ermordeten Pastoren Märtyrer.

Weil das Christentum die Hauptursache bei diesen Morden war, trat das nationale Moment in den Hintergrund, so schoß man auch auf den siebzigjährigen, von den Letten stammenden Pastor Robert Auning, der mit seiner Gemeinde durch Jahrzehnte in Freud und Leid verwachsen war und an der lettischen Bibelübersetzung eifrigsten Anteil genommen.

Man wollte die Pastoren los werden, diese unbequemen Mahner, die Mord und Brandstiftung, Diebstahl und Raub beim rechten Namen nannten, und den Untertaneneid zu halten mahnten, selbst dem „wunderlichen Herrn", dem russischen Kaiser, der in seiner Beschränktheit so viel Not des Gewissens über Pastoren und Gemeindeglieder gebracht. So haben die Pastoren als Christen leiden müssen, weil sie als Hirten ihrer Gemeinden ihre Pflicht bis zuletzt getan. Sie wichen nur, wenn nichts anderes übrigblieb, sie blieben, wenn sie bleiben konnten, ob auch der Tod ihnen drohte, sie zeugten, bis die Kugel des Meuchelmörders ihnen den Mund schloß.

Die Pastoren A. Gruehn, L. Zimmermann, K. Schilling, Jul. Busch, W. Taurit wurden in dieser Zeit Märtryer, die ihre Hirtentreue mit ihrem Blut bezahlten. Viele andere wurden schwer mißhandelt und verwundet. In Livland allein mußten 14 Kirchen geschlossen werden, weil sie geschändet waren durch die in ihnen abgehaltenen „Meetings". Bei diesen wurden nicht nur auf der Kanzel von meist maskierten Rednern Gotteslästerungen geredet, sondern auch die Altäre wurden derart besudelt, daß das Konsistorium sich zur Schließung veranlaßt sehen mußte. Die Kirchen konnten erst wieder geöffnet werden, nachdem die russische Staatsgewalt sich so weit aufgerafft, daß sie die eben

errichtete sozialistische Republik Lettland blutig niederwarf und damit den sozialistischen Terror unterdrückte.

Bei dieser Niederwerfung ging es wieder echt „russisch" her. Den „Führern" hatte man die Möglichkeit gegeben zu flüchten, ihre kleinen Gefolgsleute wurden gegriffen und gerichtet. Dabei wurden ganz willkürlich die einen dem Kriegsgericht übergeben, das sie kurzerhand erschoß, die anderen dem ordentlichen Gericht, das sie wegen „Unruhe" zu ein bis zwei Jahren Korrektionshaft verurteilte, eine Strafe, die sonst den rückfälligen Dieben zuteil wurde. Dieser haarsträubende Widerspruch in der Rechtsprechung verwirrte natürlich das Rechtsbewußtsein des Volkes vollends und gab den Sozialdemokraten billigen Agitationsstoff, indem sie die Behauptung aufstellten, hinter dem strengen russischen Kriegsgericht stünden die Deutschen, die sich so an den Letten und Esten rächen wollten. Das hat besonders in der Bolschewikenherrschaft vielen Deutschen das Leben gekostet.

Der furchtbare Sturm der Revolution der Jahre 1905/06 hatte sich ausgetobt. Bei den Esten war er wie eine Windsbraut dahingerast, in wenigen Tagen sein furchtbares Zerstörungswerk verrichtend, dann trat dort die Ernüchterung ein. Bei den Letten glich die Revolution mehr einem langsam anschwellenden, zu einem starken Orkan auswachsenden Sturme, der die von ihm bewegte wogende See nicht so bald zur Ruhe kommen ließ.

Furchtbares war geschehen: 1163 Morde und Mordversuche, 1445 bewaffnete Überfälle zum Zwecke des Geld- und Waffenraubes sind offiziell registriert. Es sind Zahlen, die weit hinter der Wirklichkeit zurückstehen. Ein trostloses Bild. Überall im Lande geschlossene und geschändete Kirchen, rauchgeschwärzte Trümmer von 1227 stattlichen Bauten und Gehöften und 220 schönen Gutshäusern. Millionenwerte waren sinnlos zerstört und Tausende behielten das Brandmal im Gewissen, Raub- und Mordgesellen geworden zu sein. Äußerlich war Ruhe eingekehrt, vielfach Kirchhofsruhe, denn viel Leben, persönliches, kirch-

liches und wirtschaftliches Leben war erloschen. In der Tiefe, da brodelte es unheimlich weiter. So schrieb der „Sozialdemokrats" nach der Revolution in seiner Septembernummer von 1906 unter anderem: „Das Volk muß von seinem, ihm von der Bourgeoisie eingeimpften Abscheu vor dem Blutvergießen zurückgebracht werden und durch eine langsame, von steten Mordtaten begleitete Fortarbeit zur Blutarbeit erzogen werden", damit es komme „zur Ausrottung der überflüssigen Klasse". Das war das Programm der Hölle auf weite Sicht. Zu seiner Ausführung kam es fürs erste noch nicht, hernach, in den bolschewistischen Schreckenstagen, hat man es ernstlich zu verwirklichen versucht.

* * *

Ehe diese letzten Leiden geschildert werden und ihrer Opfer gedacht wird, suchen wir rückblickend auf die bluttriefende Geschichte der Jahre 1905/6 Antwort auf die Frage zu gewinnen: Wie konnte es zu diesem Ausbruch des Hasses kommen, zu dieser sinnlosen Zerstörung wertvoller Güter, zu diesen bestialischen Grausamkeiten gegen Menschen, die dieselbe Scholle bewohnt, dieselbe Geschichte durchlebt, vielfach desselben Glaubens waren? Liest man die deutschen Quellen dieser traurigen Geschichte, so könnte es scheinen, als ob von seiten der Deutschen gar keine Schuld vorläge, sondern auf seiten der Letten und Esten krasser Undank und ungezügelte Begehrlichkeit die alleinige Ursache zu dieser Eruption gewesen. Liest man die lettischen und estnischen Quellen, so müßte man meinen, die Deutschen seien samt und sonders blutsaugerische Bestien gewesen, die sich vom Arbeitsschweiß der Letten und Esten gemästet und in ihrer führenden Stellung nichts Selbstloses für Letten und Esten gewirkt und geschafft hätten. Man kann sich nicht zufriedengeben mit dem Gemeinplatz: die Wahrheit liegt in der Mitte, läge sie dort, auch dann bliebe dieser Haßausbruch in diesem Ausmaße unverständlich. Ich glaube konstatieren zu können, daß es auf seiten der Letten und Esten an geschichtlicher Objektivität fehlt,

sie messen Erscheinungen der alten Tage mit modernem Maßstabe, ihnen fehlt geschichtliches Verstehen. Das gilt, um Beispiele zu nennen, für die Missionierung des Landes im 13. Jahrhundert, bei der, wie immer im Mittelalter, sich das Kreuz mit dem Schwerte verband. Das gilt für die Leibeigenschaft, die ja auch in vielen anderen Ländern bestand, wo es keine nationalen Gegensätze gab, das gilt ebenso für die Agrarreform, für die Schulreform, die Verfassungsreformen der Ritterschaften der neueren Zeit. Ich glaube behaupten zu können, daß die gesetzgebenden deutschen Körperschaften, der Rat der Städte, die Ritterschaften des Landes, alles getan haben, was man, von ihrer geschichtlichen Tradition aus, billigerweise verlangen konnte. Sie haben dem Lande Kultur und Zivilisation gebracht, man braucht nur das benachbarte Litauen zum Vergleich heranzuziehen, wo Kultur und Zivilisation viel tiefer stehen, weil es dort keine deutsche Oberschicht gegeben hat. Andererseits soll nicht geleugnet werden, daß das Verhalten einzelner Glieder der herrschenden deutschen Klasse keineswegs immer einwandfrei gewesen ist, was namentlich in der Zeit des nationalen Erwachens verhängnisvolle Folgen gehabt hat. Gewiß steht fest, daß der Haß von außen her durch Rußlands verkehrte Politik geschürt wurde, die es meisterlich verstand, um besser herrschen zu können, die Heimatgenossen in zwei einander sich bekämpfende Lager zu spalten, aber restlos wird damit doch nicht das schreckliche Geschehen erklärt.

Nun hat Friedrich Nietzsche uns einen Schlüssel für das Verstehen solcher haßerfüllter Geschehen gegeben, dieser Schlüssel ist das „Ressentiment". Max Scheler hat dasselbe in seinem geistvollen Buche „Vom Umsturz der Werte" ausführlich behandelt.[1] Wenn wir seinen Darlegungen folgen, so lichten sich viele Dunkelheiten, die über diesem dunkelsten Teil unserer baltischen Geschichte lagern, so daß wir sie zu verstehen beginnen, und damit ist viel gewonnen.

Ressentiment ist verhaltener Groll, Neid, Haß, der sich bei Beherrschten und Dienenden bildet. Solcher Haß führt, wenn er sich nicht bei-

zeiten entladen kann, durch stetes Nacherleben der Haßintentionen und Durchdenken der feindlichen Absichten zu einer seelischen Selbstvergiftung, die wie Dynamit beim ersten besten Stoß explodiert und alles ringsum zerstört. Es braucht keineswegs ein direkter, objektiver Anlaß zu Neid, Schadenfreude, Haß, Rache vorzuliegen, es genügt vielfach, wenn das wohlwollende Verhalten zum anderen irgendwie gestört worden ist, daß der andere anders ist. Schon dieser Tatbestand kann unendlich leicht zur Ressentimentbildung führen; oder die Tatsache, daß der andere etwas besitzt, sieht man als die Ursache an, daß man es selber nicht besitzt. Der schöne Gutshof drückt bei fehlendem Wohlwollen den, der in der ärmlichen Hütte lebt, es kommt zu Neid und Begehrlichkeit. Das Ohnmachtsbewußtsein, das Erwünschte nicht erwerben zu können, steigert Neid und Groll gegen den Besitzer, der begehrliche Besitzlose sieht schließlich in dem Besitz etwas, was eigentlich ihm gehören müßte. Von da aus versteht sich die Umwertung, daß der rechtmäßige Besitz des einen vom anderen als etwas gewertet wird, was ihm von jenem geraubt worden ist. Ist aber etwas geraubt, so kann es als Pflicht empfunden werden, dieses Unrecht gutzumachen. So erklärt es sich, daß Mordbrenner und Mörder sich vielfach einreden, ihr gemeines Tun sei ihre sittliche Pflicht. „Raubt das Geraubte" hat darum die russische und die lettische Revolution aus diesem Ressentiment heraus den besitzlosen Massen zugerufen, ganz gleich, ob es sich um Rittergüter, Fabriken oder Stiefel der Privatpersonen handelte. So kommt es durch das Ressentiment zu einer „Fälschung der Werttafeln", von der Friedrich Nietzsche redet.

Scheler zeigt ferner, wie durch das Zurückdrängen des Ressentiments der Haß sich loslösen kann von einer einzelnen Person und von dem vom Ressentiment beherrschten Menschen übertragen wird auf die ganze Klasse, den Stand, zu dem der eine gehört, der den Impuls zum Hasse gegeben. Man wütet gegen eine Klasse, man fordert deren Untergang, ob das einzelne Glied derselben auch den Ressentiment-

menschen die größten Dienste geleistet. So übt man auch an einer ganzen Klasse, an der ganzen bestehenden Ordnung Ressentimentkritik, man kritisiert nicht „zur Abhilfe des Übels", nein, man kritisiert nur, um neuen Vorwand für seinen Groll zu gewinnen. Die so „von ihren Objekten losgelösten Affekte ballen sich zu einer giftigen Masse zusammen, die bei jeder momentanen Durchlässigkeit des Oberbewußtseins wie von selbst zu fließen beginnt".[16] Es würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen, wollte ich, an der Hand der Scheler'schen Darlegungen, Einzelheiten, die in der lettischen Revolution in Erscheinung traten, wie die schon erwähnten Brandstiftungen, Morde und Äußerungen des Klassen- und Rassenhasses, so auch das Vernichten der Kaiserbilder, die starke Anteilnahme des weiblichen Geschlechts an der Revolution (Scheler redet S. 77 von einem besonderen Dirnenressentiment) usw. auf ihre Quelle, das Ressentiment, zurückführen.

Ich habe des Ressentiments nur Erwähnung getan, um ein Verstehen der Revolution und ihrer Greuel anzubahnen. Daß aber das Ressentiment sich zu solcher Stärke entwickeln konnte, dankt es dem Umstande, daß der Klassengegensatz durch den Nationalitätengegensatz verschärft wurde, und daß das absolutistische Regiment Rußlands alle Äußerungen von Haß-, Neid-, Racheimpuls zurückdrängte, indem es jede freie Meinungsäußerung unterband, jede Kritik der Regierung verbot und selbst in Glaubenssachen drückendsten Zwang ausübte. Das alles mußte die Ressentimentbildung auf das günstigste beeinflussen. Je mehr aber Sicherheitsventile geschlossen werden, um so verheerender ist die Explosion.

Es sei noch die Frage kurz erörtert: Gilt das Gesagte auch in bezug auf das Verhalten des Kirchenvolkes gegen seine Pastoren? Ein Pastor muß, will er kein stummer Hund sein, alles Schlechte: die Sünde strafen. Er darf nicht das reden, wonach den Leuten die Ohren jucken, er muß das Evangelium vertreten. Die, die sich vom Pastor nicht

strafen lassen wollen, werden sich durch ihn verletzt fühlen; entlädt sich nicht der Groll der sich gekränkt Fühlenden, speichert er sich auf, so kommt es zur Bildung des Ressentiments.

Damit hat jeder Pastor zu rechnen, für die baltischen Pastoren kam noch hinzu, daß die Mehrzahl der Pastoren Deutsche waren, also zu derselben Nation gehörten, wie die Mehrzahl der Gutsbesitzer und Fabrikherren, so daß der Groll, den Letten und Esten gegen diese Herren mit Recht zu hegen meinten, auch auf die Pastoren, wenn auch zunächst nur im Unterbewußtsein, übertragen wurde. Endlich aber hat Scheler ganz besonders darauf aufmerksam gemacht, wie gerade die Apostaten ressentimentfähig sind.[17] Ein verhältnismäßig großer Teil der Letten und Esten waren Apostaten, die das Luthertum, oft gegen ihr Gewissen, mit der Orthodoxie vertauscht hatten. Es steht statistisch fest, daß in den Gemeinden, wo diese Apostaten massenhaft sich fanden, die Revolution am schwersten gewütet hat.

All diese Faktoren förderten die Ressentimentbildung, die bei einer bewußt atheistisch geleiteten Revolution sich mit ganz besonderer Wucht gegen die Pastoren, als die Vertreter des Glaubens, richten mußte. Bei dieser atheistischen Einstellung trat natürlich das nationale Moment zurück. Ob Deutscher, ob Lette, sie wurden gehaßt, weil sie eben Pastoren waren.

Das Ressentiment wurde uns ein Schlüssel zum Verstehen des Haßausbruches, zu dem es in der Revolution 1905/06 kam, das letzte Verstehen wird aber nur dem gegeben, der die ausschlaggebende Rolle der Sünde kennt. Sie ist die letzte Ursache für das furchtbare Handeln der Ressentimentmenschen, dieser Elenden, die sich von Gott gewandt und in selbstsüchtigem ungezügelten Freiheitsdrange Knechte Satans wurden, der ihre Gewissen totschlug, daß sie Mörder werden konnten. Die Sünde des Hasses, Neides, die Gottlosigkeit ist also die letzte Triebfeder der Schreckenstaten der Revolution 1905/06 gewesen. Sünde aber wächst, wenn sie nicht innerlich überwunden wird, und

will zu ihrer Vollendung kommen. Deshalb muß ſie darnach ſtreben, das hinwegzutun, was ſie in ihrer Machtentfaltung „aufhält" (2. Theſſal. 2, 7). Zunächſt gelang ihr das noch nicht, denn die Revolution wurde niedergeworfen, — ſo konnte das hartgeprüfte Baltenland wieder eine kurze Zeit durchleben, da aufbauende Arbeit getrieben werden konnte. Der Druck von ſeiten der Ruſſen ließ nach, es gab nun, wie im Weſten, auch hier Freiheit der Verſammlungen, der Vereine, ſelbſt ein Parlament. Es gab ein freies Wort in Rede und Schrift. Man konnte ſich zu Vereinen zuſammenſchließen, zu gemeinſamem Wirken, ſelbſt zu evangeliſchen und deutſchen Vereinen, ohne daß Orthodoxie und Staat die Gendarmerie mobil machten. Freilich, die Freiheit kam auch den Sozialiſten zugute, die nun zur legalen Partei geworden waren und, nichts weniger als bußfertig, ihre Wühlarbeit energiſch weiter betrieben. Die Kluft zwiſchen den Deutſchen einerſeits und den lettiſchen und eſtniſchen Heimatgenoſſen andererſeits wurde aber in dieſer Zeit nicht ausgefüllt. Es war zu viel Bitterkeit hüben und drüben aufgeſpeichert worden, die konnte in der kurzen Zeitſpanne zwiſchen Revolution und Weltkrieg nicht aus der Welt geſchafft werden.

* * *

Es begann der Weltkrieg, mit ihm die Hetze gegen alle Deutſchen. Sie wurden ohne Angabe des Grundes nach Sibirien verſchickt, einfach, weil ſie Deutſche waren, trotz ruſſiſcher Staatsbürgerſchaft. 18 Paſtoren mußten damals die weite Reiſe nach Sibirien machen, etliche auf dem ſchweren Etappenwege, ja ſogar in Ketten. Öffentlich deutſch zu ſprechen war verboten, man wollte ſchließlich ſogar die deutſche Predigt verbieten, wie man auch die chriſtliche Liebe ſtrafte, die es wagte, den Tauſenden von Verſchickten in ihrem Elend zu helfen.

Die Revolution aber erhob ihr Haupt immer kühner, ſtürzte endlich den ruſſiſchen Kaiſerthron. Das Chaos begann. Marx' Propheten, Trotzki und Lenin, unterwarfen Rußland 1917 dem Bolſchewismus,

und der flutete sofort nach Estland und Livland hinein (erste Welle). Dort, wo das deutsche Schwert ihn im Baltenlande niederwarf, gab es 1917/18 eine Zeit der Freiheit, als aber Deutschland zusammenbrach, strömten den abziehenden Deutschen die roten Horden nach, die überall Schrecken und Leid über Unzählige brachten. Im Baltenlande, wohin der Bolschewismus im Winter 1918/19 erneut vordrang (zweite Welle), hatten alle, Letten, Esten, Deutsche, zu leiden, die etwas hatten, das man rauben konnte, alle, die für das Recht eintraten und ihren Gott bekannten, vor allem aber doch die Deutschen; denn auch zum bolschewistischen Terror gesellte sich der alte nationalistische Haß.

Der Boden im Baltenlande war für den Bolschewismus auf das beste vorbereitet. Die Wühlarbeit der Sozialdemokraten hatte ja trotz Niederwerfung der Revolution 1905/06 nie aufgehört. Ja, es war schon im August 1905 zur Gründung einer kommunistischen Partei gekommen.[18] Der Weltkrieg hatte viele Heimstätten im Lande zerstört, und damit viele von der Scholle vertrieben, das gab eine günstige Masse für kommunistische Propaganda. Die Unterernährung der Stadtbewohner hatte diese energielos gemacht. Durch die deutsche Okkupationsgewalt waren alle ordentlichen Elemente waffenlos geworden, die dunklen Elemente hatten die Waffen natürlich nicht herausgegeben. Der Zusammenbruch der deutschen Macht wirkte politisch verwirrend. Wohl konstituierte sich eine provisorische Regierung der Republik Lettland am 18. November 1918 (dasselbe war im Norden in Estland geschehen). Doch beim Herannahen der Bolschewiken floh die lettische Regierung, das Land sich selbst überlassend. Ein Heer, das kämpfen konnte, war nicht vorhanden. Es gab nur einige kleine Waffenformationen der Balten, Letten und Esten, die aber zunächst keinen Zusammenhang hatten. Die Deutschen durften nicht helfen, die Entente verbot es ihnen, und die Entente wollte nicht helfen. Im Lande herrschte das Chaos. So fiel es den Bolschewiken nicht schwer,

ihre blutige Herrschaft im größten Teil des Landes, in dem sie viele Gesinnungsgenossen hatten, aufzurichten.

* * *

Die Herrschaft des Bolschewismus bedeutet, der bolschewistischen Phrase gemäß: Herrschaft des Proletariats.[19] Als Proletarier gelten nur die kommunistischen, organisierten Genossen, die sich der eisernen Parteidisziplin unterwerfen; die anderen Proletarier sind ebenso rechtlos wie die „Burshuis" (Bürgerlichen). Von den Millionen Proletariern Rußlands sind nur einige Hunderttausend Kommunisten, die die Herrschaft des Proletariats ausüben, das bedeutet aber nicht, daß dieser Teil des Proletariats irgend etwas zu sagen hätte. Der Bolschewismus läßt keine freie Meinungsäußerung gelten. Irreführen darf auch nicht das Wort „Sovjet" = „Rat".[20] Zwar werden die Glieder der Räte von den kommunistischen organisierten Proletariern gewählt, sie gelten aber nur als Dekoration, die die fertiggestellten Resolutionen anzunehmen haben. Die Herrschaft des Proletariats ruht tatsächlich in den Händen einer Gruppe von entschlossenen Führern, die die begehrlich gemachte Hefe des Volkes als willenloses Werkzeug zur Verfügung hat, die sie durch Befriedigung ihrer niedrigsten Instinkte an sich zu fesseln weiß.

Es erscheint kaum verständlich, wie eine verhältnismäßig kleine Gruppe die Herrschaft über eine große Masse behaupten kann. Um solches zu erreichen, nutzt sie vor allem die Macht der Phrase aus. Die Bolschewiken prägen die lockenden Schlagworte und lassen sie durch ihre Presse (eine andere Presse dulden sie nicht) und durch ihre Redner der Masse täglich einhämmern. Was versprechen nicht alles die Bolschewiken! Freiheit, Wohlleben, Friede — kurz ein Paradies, alles Dinge, die die kritiklose Masse begehrt. Und was man wünscht, glaubt man schließlich gern. Freilich, damit es zu solchem herrlichen Neuen komme, müsse zuerst das schlechte Alte radikal zerstört werden, „der alte

überständige Tannenwald muß abgeholzt werden, damit auf demselben Grunde wertvoller Eichenwald erstehen kann", so müssen die alten ehrwürdigen Tannen fallen. Da die Vertreter der alten Stände und Klassen dem Neuen, das werden soll, hinderlich sind, so müssen sie gefällt werden. Dieses blutige Werk vollendete der revolutionäre Terror, das ist das andere Mittel, mit dem die Bolschewiken ihre Herrschaft sichern. Der Terror wird von der geheim arbeitenden Tscheka (Abkürzung von Tschreswitschainaja [— außerordentliche Kommissija) geleitet und in Taten umgesetzt. Alle Kenner behaupten, die Tscheka sei in ihrer Organisation der Superlativ der alten fein organisierten zarischen politischen Geheimpolizei. Dieser Tscheka ist ein „sentimentaler Widerwille gegen Blutvergießen" völlig fremd. (Allein in der Stadt Riga sind während der $4^1/_2$ Monate dauernden Bolschewikenherrschaft 3654 „Todesurteile" vollstreckt worden.)

Da nur das Proletariat, sofern es sich der bolschewistischen Oligarchie ein- und unterordnet, Menschenrechte hat, so gelten die anderen Bevölkerungsgruppen als „überflüssige Klassen", die ausgerottet werden müssen, wie schon der lettische „Sozialdemokrats" 1906 im September es programmatisch verkündigte. So müssen die alten Justizbeamten erschossen werden, zumal sie einst Verbrecher, die jetzt Kommunisten sind, nach dem Gesetz verurteilt haben. Dasselbe gilt von den alten zarischen Offizieren; sie sind Konterrevolutionäre, so müssen sie ausgerottet werden. Die Besitzenden müssen erschossen werden, dann kann man ja das von ihnen „dem Volk einst geraubte Eigentum" diesem Volke wiedergeben; erschossen werden müssen schließlich auch die alten politischen Verwandten, die Sozialrevolutionäre, damit sie nicht die Herrschaft an sich reißen. Erschossen müssen alle werden, die gegen Gewalt und Unrecht protestieren, ganz besonders natürlich die, die mit dem Gewicht des Christentums gegen den Bolschewismus zu Felde ziehen, denn die sind naturgemäß seine Hauptfeinde. Wenn irgendwo das gilt, was Stoecker einmal aussprach — die Sozialdemo-

kraten erklären die Religion zur Privatsache, machen aber die Gottlosigkeit zur Parteisache —, so ist das bei den Bolschewiken zur erschreckenden Wirklichkeit geworden. Sie erklärten Religion zur Privatsache, dekretieren die Trennung von Kirche und Staat, machen aber die Gottlosigkeit zur Parteisache und erheben den Atheismus zu ihrer Staatsreligion und verfolgen die Kirche.

So wütete man auch im Baltenlande nicht nur gegen den Adel, die wohlhabenden Bürger und Bauern, sondern vor allem gegen die christliche Kirche, die hier in der lutherischen Kirche unter deutscher Führung den größten geistlichen Machtfaktor bildete. Die Kirchen wurden durch Meetings mit gotteslästerlichen Reden und Gesängen entweiht, man verlegte die Meetings auf die gottesdienstlichen Stunden, als auch das nichts half, und die Gemeinden sich immer aufs neue in den Kirchen sammelten, verbot man die Abhaltung der Gottesdienste oder entzog den Predigern die Brotkarte, die allein die Brotbeschaffung ermöglichte, verlangte, daß die Geistlichen binnen 24 Stunden ihre Gemeinden verlassen sollten,[21] sperrte sie ins Gefängnis ein und erschoß sie schließlich, meist ohne jedes Verhör.

So wurden viele

Märtyrer.

Man hat bei den Märtyrern der alten Kirche gewisse Unterschiede zu machen versucht, je nachdem, ob sie angeklagt und getötet wurden, einfach weil sie Christen waren, oder ob sie für „Verbrechen" hingerichtet wurden, die sie als Christen begehen mußten, wie etwa, daß sie der Kaiserbüste nicht räucherten, oder ob man sie, weil man sie als Christen haßte, für Verbrechen richtete, die man ihnen andichtete, wie etwa den Brand Roms oder das Schlachten von Menschen usw. Oder man hat versucht, einen Unterschied zu konstruieren zwischen Märtyrern des Christentums und christlichen Märtyrern[22] usw. Solche theoretische Unterscheidungen kann man zur Not bei den Verfolgungen des römischen Reichs, wie bei denen der katholischen Kirche

machen, wo es immer ein so oder anders geartetes Prozeßverfahren gab, mit Anklage und Verteidigung, Zeugen und Protokollen und schriftlich fixiertem Urteil, nie und nimmer kann solch eine Klassifikation aufrechterhalten werden bei den unzähligen Opfern des Bolschewismus.

Ganz wie bei der Französischen Revolution handeln die bolschewistischen Tribunale, nach der Weisung: frage nicht, was sie getan — sondern, wer sie sind. Ist jemand ein Industrieller, ein Gutsbesitzer, so ist er ein Volksaussauger und muß daher vernichtet werden. Ist einer ein Pastor, so ist er ein Vertreter des Christentums und damit ein Vertreter der Religion, die der Staatsreligion der Bolschewisten, dem Atheismus, feind sein muß. Darum ist er zu vernichten, wo man ihn findet. Bolschewistische Justiz verhaftet zunächst auf Grund der Tatsache, daß der zu Verhaftende das und das ist, und das Urteil steht in den meisten Fällen schon damit fest. Um den Schein des Rechts zu wahren, um „Gericht zu spielen", der Masse vorzutäuschen: nicht Willkür, sondern ein Gericht entscheide über Schuld und Unschuld, wurden Tribunale gebildet, worunter man sich keine irgendwie geartete Gerichtsinstanz nach europäischem Begriff vorstellen darf. Es sind beliebige Leute, die den Führern gefügig, und die gewissenlos genug sind, das gewollte Urteil zu fällen. (Der Präsident des dreiköpfigen Tribunals, vor das ich während meiner Gefangenschaft zitiert wurde, war ein Markthändler, der kaum seinen Namen zu schreiben verstand, das Urteil wurde mir hernach im Gefängnis von einem 15jährigen Bengel verlesen und enthielt die Tatsache meiner Verurteilung als Konterrevolutionär ohne jede Begründung.) Einen Rechtskodex gab es nicht, alle Gesetze waren aufgehoben, geurteilt wurde nach dem „revolutionären Gewissen", das nur von dem einen Streben sich leiten ließ: Aufrichtung und Sicherung der Herrschaft des kommunistisch organisierten Proletariats. Einen Rechtsbeistand gab es natürlich auch nicht, was sollte der auch, da es kein Recht gab. Waren

die Gefängnisse überfüllt, so kamen, um Platz zu schaffen, „fliegende Gerichte" in die Zellen, d. h. einzelne Kommunisten verhörten die Gefangenen und machten sich Notizen. Wie summarisch das Verfahren war, dafür aus eigenem Erlebnis das Folgende: Ein „Genosse" verhörte acht Gefangene in knapp zwei Stunden, ohne daß Zeugen zugelassen wurden; es wurde auf Grund dieser „Untersuchung" das Urteil gefällt, darunter zwei Todesurteile. In vielen Fällen fand weder ein Verhör statt, noch wurde das Urteil bekanntgegeben, sondern die Gefangenen wurden nach willkürlich langer Gefangenschaft zur Hinrichtung hinausgerufen. Die Hinrichtungen selbst fanden meist in der Nacht oder in der Morgenfrühe statt, und wurden in absolut formloser Weise vollzogen. Zugegen waren nur die direkt Beteiligten: Hinzurichtende und Henker. Die Henker waren raubgierige vertierte Menschen, die die Hinrichtung vollführten, weil ihnen die Bekleidungsstücke der Gemordeten zufielen. Um dieselben nicht mit Blut zu besudeln, mußten die Hinzurichtenden sich oft trotz Winterkälte der Bekleidung entledigen, oder es wurden zur Schonung der Kleidung die Schüsse in den Hinterkopf abgegeben. Zur Henkerarbeit drängten sich sadistisch veranlagte Subjekte, z. B. die „Flintenweiber", denen Morden Wollust bereitete. Zur Befriedigung ihrer Begierde suchten sie die Qualen der Hinzurichtenden zu vermehren.

Es ist uns psychologisch verständlich, daß das Sterben der Blutzeugen auf den römischen Liktor oder den katholischen Mönch einen ihn überwindenden Eindruck hinterlassen konnte. Augen und Ohren bolschewistischer Henker sind der Regel nach derart abgestumpft, daß irgendwelche Äußerungen der Sterbenden, geistiger oder geistlicher Art, auf sie keinerlei Wirkung ausüben. So wissen wir über das Sterben der Pastoren sehr wenig. Wissen nur, daß sie als Märtyrer des Christentums starben, dafür bürgt die Tatsache, daß der Bolschewismus der Regel nach nicht Personen als solche verfolgt, die das und das getan, sondern die Angehörige des und des Standes sind. Weil die Pastoren

Christen waren und als Christen das pastorale Amt in der Gemeinde innehatten, darum starben sie als Opfer des antichristlichen Bolschewismus und sind als Märtyrer des Christentums zu werten. Sie sind den Märtyrern der alten Kirche an die Seite zu stellen, denn der Bolschewismus verfolgt gleich dem römischen Staat das Christentum als solches. Weil sie aber als Evangelische, in evangelischer Einstellung, ihre Treue bewährten, so sind sie auch Genossen der evangelischen Märtyrer, die um des Evangeliums willen durch die katholische Kirche den Zeugentod erduldeten.

Selbstverständlich gehören hierher nicht nur die Pastoren. Unter den Tausenden, die hingerichtet wurden, deren Zahl nie ganz genau festgestellt wurde, nun wohl auch nie mehr festgestellt werden kann, finden sich viele, die mit Recht auch zu den Märtyrern gerechnet werden müssen. Märtyrer des Rechts und der Wahrheit waren fast alle, die im Gefängnis saßen. Und das Martyrium der rohesten Vergewaltigung der Persönlichkeit, Opfer des wildesten Klassen- oder Nationalitätenhasses waren alle, auch die, die außerhalb des Gefängnisses lebten. Der Bolschewik macht eben alle Nichtbolschewiken zu Zuchthäuslern.

Aber doch glaube ich ein Recht zu haben, der Pastoren besonders zu gedenken, nicht nur weil es sonst schwer wäre, eine Auswahl unter den vielen Hingerichteten zu treffen, sondern vor allem aus dem sachlichen Grunde, weil bei ihnen unzweifelhaft feststeht, daß sie um des Amtes willen, das sie in der christlichen Kirche innehatten, leiden mußten, und ihr Leiden darum für ihre Gemeinde und damit für die Christenheit besonders bedeutungsvoll sein muß. Authentische Nachrichten über ihr Leben, Wirken, Leiden und Sterben zu beschaffen, mußte als Pflicht gegen ihre Gemeinden, in deren Dienst sie starben, wie gegen die ganze evangelische Christenheit empfunden werden, denn es wäre, wie Luther an die Hallenser schrieb, „unbillig zu schweigen — und solch Blut in die Erden zu verscharren, damit das heilige Wort

Gottes bezeuget und bekannt ist. Darum will ich's in Schrift bringen und ihm helfen rufen und schreien, daß Gott — — Recht schaffe — — und gebe, daß das Blut müsse ein göttlicher Samen sein, den er durch Satans und seiner Glieder Hände in die Erden gesäet hat und hundertfältige Frucht bringe".[23]

Wenn Gott auf dem alten christlichen Kulturboden des Baltenlandes wieder nach langer Zeit der evangelischen Kirche eine große Schar Märtyrer hat erstehen lassen, so wollte Gott „unsern Glauben und Lehre mit solch großem schönen Exempel stärken und trösten zu dieser bösen Zeit, da so viel Greuel und Ärgernis toben und wüten wider das heilsame Wort Gottes".[24]

Wahrlich, solch Stärkung und Trost haben wir nötig, dazu mögen die folgenden Lebensbilder helfen.

Beim besinnlichen Lesen derselben wollen wir mit Luther seufzen lernen: „Ach, Herr Gott, daß ich so würdig wäre gewesen oder noch sein möchte, solchs Bekenntnis und Tods! Was bin ich? Was tue ich? Wie schäme ich mich, wenn ich diese Geschichte lese, daß ich dergleichen nicht längst — auch zu leiden bin würdig geworden. Wohlan, mein Gott, soll's sein, so sei's also, dein Wille geschehe!"[24]

Die Märtyrer

Die Märtyrer der Lettischen Revolution 1905/1906

Pastor Karl Schilling
geboren in Petersburg 5. Februar 1865
ermordet in Mitau 10. September 1905

Schillings Vater, Pastor Karl Friedrich Woldemar Schilling, ging schon 1869 heim. Die Mutter siedelte mit ihrer großen Kinderschar nach Riga über. Hier empfing auch Karl Schilling seine Gymnasialbildung, bezog danach 1885 die Universität Dorpat, die er 1889 verließ. Nach dem praktischen Jahr und kurzer Adjunktur wurde er 1892 Pastor in Mitau. Eine schwere Pfarre, nicht nur schlecht dotiert, so daß nur ein anspruchsloser Mensch als Pastor dort leben konnte, sondern auch stark durchsetzt mit griechisch-orthodoxen Letten, die ihr Luthertum verleugnet hatten, und die zur Zeit bedient wurden von einem Popen, der Schilling das Leben sauer machte. Die lutherische Gemeinde war in der fast ein Jahr währenden Vakanz, die dem Amtsantritt Schillings vorausging, noch mehr verwildert. Trotzdem sich im Laufe eines Jahres kein Pastor um die Gemeinde beworben, erregte die Vokation Schillings, die endlich vom Konsistorium erfolgte, doch scharfen Widerspruch von einzelnen Gemeindegliedern, weil Schilling ein Deutscher war. Er aber ging hin, warb in seines Herrn Namen um die Herzen der ihm anvertrauten Gemeindeglieder, vielen ein unbequemer Mahner um seiner unbestechlichen Wahrhaftigkeit willen, vielen ein Bewahrer vor Abfall und Verleugnung

der evangelischen Wahrheit. Nach achtjähriger Arbeit mußte er seine Gemeinde zeitweilig verlassen. Er war vom Popen wegen Propaganda gegen die russische Staatskirche verklagt, das Gericht verurteilte ihn zu einer Gefängnisstrafe. Es gelang, die Gefängnishaft zu wandeln in Hausarrest, den er bei seinem lieben Propst Zimmermann abbüßte. Nun er seiner Gemeinde fernbleiben mußte, zeigte es sich, daß die Stellung der Gemeinde zu ihrem Pastor eine ganz andere geworden war. Die Gewissen waren erwacht: die Verleugnung des Glaubens wurde verachtet, und ein großer Teil der Gemeinde trug ihrem Pastor herzliche Liebe entgegen. Schilling hatte sich die Bahn gebrochen mit der Kraft der Wahrheit und diese Bahn alsdann mit der Treue der Liebe geebnet.

Freilich die, die mit dem bösen Gewissen umhergingen, alle, denen er um der Wahrheit willen entgegengetreten, die haßten ihn. Als die Revolution 1905 über das Land ging, da glaubten seine Feinde mit ihm abrechnen zu dürfen. Während des Gottesdienstes am Pfingstsonntag, 5. Juni 1905, stürzten mehrere junge Männer, als das Hauptlied gesungen wurde, in die Sakristei, in der sich Schilling allein befand, und forderten von ihm, daß er seinen Talar ablege. Schilling verweigerte es. Sie verlangten von ihm das Versprechen, nicht weiter zur Gemeinde zu reden, Schilling wies das Ansinnen weit von sich. Da zogen mehrere ihre Revolver und drohten zu schießen, wenn er die Sakristei verlassen sollte. Einer blieb als Wache in der Sakristei zurück, ein anderer stieg auf die Kanzel und hielt eine wilde revolutionäre Rede, und andere gingen mit ihren Waffen durch die Kirche und bedrohten jeden, der Widerstand wagen würde, mit dem Tode. Viel fremdes Gesindel war in der Kirche, welches die Rede mit Beifallsrufen aufnahm und nach derselben revolutionäre Lieder nach kirchlichen Melodien sang. Als die terrorisierte Gemeinde unter Führung der „Genossen" zur Kirche hinausgeführt wurde und unter Entfaltung von roten Fahnen einen Umzug veranstaltete, durfte Schilling die Sakristei verlassen, — er hat sie nie mehr betreten! Das

Konsistorium schloß die Kirche so lange, bis die Gemeinde einen wirksamen Kirchenschutz übernahm. Der aber kam nicht zustande, denn zu groß war der Terror. Trotzdem blieb Schilling in Mitau. Der Gemeinde konnte er nicht predigen, aber er konnte Einzelseelsorge treiben, und die trieb er in alter Treue, trotz der Warnung, die er erhielt, daß man nach seinem Leben trachte. Vor jeder Fahrt zu den weit zerstreut lebenden Gemeindegliedern nahm er von seiner alten Mutter, seiner jungen kränklichen Frau und seinen zwei kleinen Kindern Abschied fürs Leben. Er bestellte Amt und Haus bis ins letzte. „Wir sind auf alles gefaßt, der Tod hat keinen Schrecken mehr für uns, nur die grausigen Einzelheiten, die damit verbunden sind." Schwer fiel ihm der Abschied, als er sich zur Pastorensynode aufmachte, die am 21. August 1905 im fernen Walk zusammentrat. Während dieser tiefernsten Synode, da ein jeder der Synodalen sich die Frage stellte: Wen wird es treffen?, erhielt Schilling die Nachricht, daß in dunkler Nacht Brandstiftung an seinem Pastorat versucht worden sei. Durch Gottes Gnade war eine Holztreppe, die, mit Petroleum begossen, nicht ganz in Brand geraten, nur drei Stufen verbrannten, dann war das Feuer am Pastorat erloschen und so die Familie gerettet. Nur eine Vorratsscheune neben dem Pastorat brannte mit der Ernte und der sonstigen Habe des Pastors nieder. Schilling eilte trotz aller Warnung heim, brachte seine alte Mutter und die Kinder nach Riga in Sicherheit und blieb mit seiner Frau allein im öden Pastorat. Er fand eine Zitation zum Gericht vor. Er sollte Zeuge sein und Aussagen machen über die Persönlichkeit, die ihn in der Sakristei eingesperrt hatte. Ihm ahnte nichts Gutes, denn er wußte, wie gut die Roten es verstanden, ihre Gegenzeugen mundtot zu machen. Am 5. September erhielt er die Nachricht, daß wieder eine Amtsperson seines Kirchspiels ermordet sei, da meinte er: „Heute dir, morgen mir." Am 9. September hatte Schilling eine Fahrt zu einem Kranken zu machen, die Pastorin, die ihn begleitete, schreibt

darüber: „Es war ein wunderschöner, klarer Herbsttag, die Landschaft bot einen prachtvollen Anblick. Mein Mann äußerte: ‚Vielleicht sehe ich das alles zum letztenmal.‘ — Heimgekehrt, wurde ihm mitgeteilt, zwei Leute seien dagewesen und hätten nach ihm gefragt und gesagt: ‚Wir kommen morgen wieder‘, und sie kamen. — Am andern Tage wurde an der Haustür geschellt, Schilling selbst öffnete die Tür, ein Mann übergibt ihm einen Brief, als Schilling zum Fenster geht, ihn zu lesen, feuert der Mann mehrere Schüsse auf Schilling — und eilt hinaus. — Die Hausleute hören ihn sagen: ‚Der ist fertig.‘ — Als die Pastorin hinzustürzt und den Wankenden in ihren Armen auffängt, spricht er es noch wie eine Erleichterung aus: ‚Ein ganz fremder Mensch war es‘, keiner aus seiner Gemeinde, und darnach: ‚Wie schön war es zu leben, aber es ist auch schön zu sterben.‘ Nach wenigen Minuten ging er heim. Er hatte einst das Leben genannt ‚Rüsttag für die Ewigkeit‘. Er war gerüstet durch Gottes Gnade.“
„Wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden“, rief ihm sein Freund und Propst L. Zimmermann am Grabe nach, der selber bald darauf sein Leben lassen mußte.[25]

Propst Ludwig Zimmermann
geboren in Mitau 28. Mai 1852
ermordet in Lennewarden mit seiner
Frau Katharina geb. von Roth am 31. August 1906

Kurlands warme Sonne schien in Zimmermanns Elternhaus. Er war in allen Klassen des Mitauschen Gymnasiums Primus, bezog 1871 die Landesuniversität Dorpat, deren theologische Fakultät auf der Höhe stand. Moritz von Engelhardt, der Gewissensmensch, Alexander von Oettingen, der weltweite Dogmatiker, Wilhelm Volck, der kernige Hofmannschüler, waren seine Lehrer. Anfechtungen hat Zimmermann nicht gekannt, der Glaube der Kirche war ihm selbstverständlich.

Nach beendetem Studium, nach Absolvierung des praktischen Jahres und vorübergehender Adjunktur beim alten livländischen Pfarrer-Original Pacht in Kokenhusen wurde er 1881 Pastor der vor den Toren Rigas gelegenen kleinen Gemeinde zu Neuermühlen. Es war eine „reine" Gemeinde, d. h. es gab keine griechischen Konvertiten, so gab es auch keine Konflikte mit der Staatskirche. Dank diesem Umstande blieb seine Dienstliste „rein", und so kam es, daß Zimmermann, erst 39 Jahre alt, einer der jüngsten Pastoren des Rigaschen Landsprengels, zum Propste gewählt wurde, denn die anderen älteren Brüder, wie etwa der alte Kuntzendorf, standen fast ständig „unter Gericht", wegen Vergehen gegen die griechische Kirche, und waren deshalb nicht wählbar. Trotz seiner Jugend besaß Zimmermann das unbedingte Vertrauen seiner Amtsbrüder. Eine besondere Freude war es ihm, daß bei den Einführungen der Pastoren seines Sprengels es nie zu Ausschreitungen kam, obgleich die Parole lautete: hie lettisch — hie deutsch! An den von ihm abgehaltenen Visitationen nahmen auch die Gemeindeglieder regsten Anteil. Er wußte mit seiner freundlichen Art selbst die Erwachsenen zu Antworten zu bewegen. Mit der kleinen dreitausendköpfigen Gemeinde ließ sich die Bürde des Propstamtes, die oft auch Fahrten von hundert Kilometern auf schlechten Landwegen mit sich brachte, vereinen. Schwieriger wurde es, als Zimmermann 1895 Pastor der großen Gemeinde in Lennewarden mit der Filiale Gr. Jungfernhof wurde. In der Stammparochie Lennewarden nahm die Gemeinde ihn kühl auf, denn er war ein Deutscher und dazu vom Patron erwählt; bei dieser Kühle ist es geblieben. Anders war es in der Filiale, wo es selbst in schwersten Zeiten nicht zur Störung des guten Verhältnisses zwischen Pastor und Gemeinde kam.

Aggressiv konnte Zimmermann nicht sein, dazu war er zu zart. Widerstand, wenn auch passiver, legte sich lähmend auf sein Wirken in Lennewarden. So war es verständlich, daß vom sozialdemokratischen Zentralkomitee gerade die Lennewardensche Kirche dazu ausersehen

wurde, durch Herbeiführung wüster Szenen das Ansehen der Kirche zu vernichten. Als Zimmermann nach der Pfingstpredigt 1905 in die Sakristei trat, hörte er statt des Gesanges des Kanzelverses einen Fremden von der Kanzel reden. Zimmermann wollte zur Kanzel, eine Gruppe junger Terroristen versperrte ihm den Weg. Bald gelang es einem Mann des Kirchenschutzes, den Redner von der Kanzel zu reißen; der, dem es gelang, wurde aber von den Terroristen zu Boden geworfen. Zimmermann suchte sie abzuwehren. In diesem Tumult verließ die terrorisierte Gemeinde das Gotteshaus. Vor der Kirchentür war eine rote Fahne entfaltet und ein Umzug der Terroristen zum Wirtshaus veranstaltet. Die Kirche wurde auf Befehl des Konsistoriums geschlossen. Die sozialistischen Agitationen setzten um so kräftiger ein: Zimmermann habe die Kirche zur Mördergrube gemacht. Ihm selbst wurde die Absetzung durch das „Komitee" übermittelt. Zimmermann blieb auf seinem Platz und war nach wie vor treu in der seelsorgerischen Bedienung seiner Kranken, obgleich er auf das eindringlichste gewarnt wurde, die weiten Fahrten auf einsamen Strecken zu unternehmen.

Als er nicht weiter bleiben konnte, weil Brand und Mord ungehindert wüteten und dem Pastor jede Arbeits- und Existenzmöglichkeit genommen war, benutzte er noch den letzten Eisenbahnzug vor dem ausbrechenden Generalstreik und kam nach Riga. Hier präsidierte er in der Sakristei der Jakobi-Kirche (derselben, die 1923 von den Katholiken geraubt wurde) bei den wöchentlichen Versammlungen der vertriebenen und geflüchteten Pastoren und durchlebte mit ihnen jene ergreifenden Stunden, wo jeder neue Flüchtling Erschütterndes von menschlicher Roheit und Bosheit, — Erhebendes von Gottes Bewahren und Führen zu berichten wußte.

Als der Terror im Frühling 1906 durch das russische Militär gebrochen war und die kirchentreuen Gemeindeglieder Zimmermann zur Rückkehr aufforderten, kehrte er sofort nach Lennewarden zurück. In

seiner kindlichen Naivität, die keinem Böses zutraute, glaubte er die Verhältnisse nur von der besten Seite ansehen zu dürfen.

Eine schwere Amtshandlung war die Wiedereinweihung der nach dem Morde Pastor Schillings auf Befehl des Konsistoriums geschlossenen Nitauschen Kirche. Als wahrhafter Mann konnte er nicht schweigen zu dem, was an dem Nitauschen Pastor geschehen war, er mußte, wie er es auch am Grabe Schillings getan, Mord Mord nennen, das aber galt bei den Roten als schweres Verbrechen. Am 31. August erschienen im Pastorat zu Lennewarden drei maskierte Mordbuben, die offenbar wußten, daß der Propst von einer Fahrt bald heimkehren würde. Sie legten sein Todesurteil auf den Schreibtisch nieder. Es war unterschrieben: der Teufel, der Richter und der Unstete. Sie erklärten der Pröpstin, sie seien gekommen, den Mann zu töten, weil er in Nitau die gefallenen Freiheitskämpfer geschmäht. Als die Mordbuben darauf die Wertsachen des Pastorats zu rauben suchten, und die Pröpstin dagegen protestierte, schlugen die Unmenschen die zarte Frau mit der Peitsche. Der Pröpstin wurde befohlen, sich nicht aus dem Zimmer zu rühren. Nach einer qualvollen Stunde hörte man den Wagen des Propstes heranrollen, die Pröpstin wollte zur Tür hinaus, um ihren Mann zu warnen, sofort traf sie eine Kugel. Sie brach zusammen, fast gleichzeitig ertönten auf dem Hof die Schüsse — ein gellender Todesschrei — ein Kopfschuß hatte diesem liebereichen Leben ein Ende gemacht.

Mann und Weib, die in ungetrübter Glaubens- und Arbeitsgemeinschaft gestanden, wurden vereint auf dem Lennewardschen Kirchhof begraben. Wie die lettischen Hausgenossen, eingeschüchtert durch den Terror, nicht gewagt, den Propst rechtzeitig zu warnen, so wagten auch die Gemeindeglieder nicht, an der Bestattung teilzunehmen, nur einige alte Getreue waren erschienen, ihrem „Propst mit dem goldenen Herzen" das Geleit zu geben, dem Pastor Taurit im Namen des Sprengels den letzten Dank ins Grab hineinrief.[25]

Pastor Wilhelm Taurit
geboren im Pastorat Dahlen 20. September 1870
ermordet im Pastorat Dahlen 23. November 1906

Aus einem Pastorengeschlecht stammend, wurde Taurit nicht als Christ Theologe, sondern nahm den umgekehrten Gang, er wurde Theologe und fand dabei seinen Heiland. Im fleißigen Studium erwarb er sich eine gründliche theologische Bildung. Bestimmend für seine Amtsführung war sein Lehrjahr beim alten, auf der Höhe seines Wirkens stehenden Propst E. Kachlbrandt, dem charaktervollen tiefen Christenmenschen, einem Pastor der Liebe, aber auch der Zucht. Als das Lehrjahr vorüber war, starb Taurits Vater, der alte Pastor zu Dahlen, und wie selbstverständlich wurde sein Sohn Wilhelm zu seinem Nachfolger berufen.

Dahlen ist eine große Dünainsel in der Nähe Rigas. Die insulare Lage bewahrte der Gemeinde ihr charaktervolles Gepräge. Der Pastor war hier nach altem Brauche die Autorität. Taurit hielt mit straffer Hand die alte Ordnung aufrecht. 95 Prozent der „Hauskinder" seiner Gemeinde, die nach festem Programm von den Müttern unterrichtet werden mußten, ehe sie in die Schule kamen, erschienen noch alljährlich zur Überhörung im Pastorat. Reichliche und feste Speise gab Taurit seiner Gemeinde in der Predigt, auf deren Ausarbeitung er die größte Sorgfalt verwandte und die er in glänzender Diktion vortrug. Weit über seine Gemeinde hinaus gewann er Einfluß, als er 1900 die Redaktion der „Mitteilungen und Nachrichten" übernahm. Es war das führende Blatt für die evangelisch-lutherische Kirche Rußlands. Er war nicht nur Redakteur, sondern lieferte auch viele selbständige Artikel aus seinem Spezialgebiete, der neutestamentlichen Exegese und Dogmatik. Auf der Kanzel wie in seinen Artikeln wirkte die ruhige Kraft des Objektiven. Problemsucht lag ihm fern, in der „Seuche der Fragen" hat er nie Befriedigung gefunden, sein Grund und Eckstein war und blieb ihm Christus. In allem trat die ausge-

gliche Persönlichkeit zutage, die, je reifer er ward, um so abgeklärter wurde. So kam es, daß die Synode schon früh aufhorchte, wenn dieser junge Pastor das Wort ergriff. Alles, was er sagte, hatte Hand und Fuß. Seine Gegner bekämpfte er scharf, aber ritterlich, nur dem Gemeinen gegenüber war er unbeugsam. Einmal ums andere sollte er an die städtischen Kirchen berufen werden, doch es fehlte ihm immer ein Geringes an den nötigen Stimmen, demütig nahm er solchen Entscheid auf, „Gottes Wille sei mir heilig und gut". So war er und blieb er Pastor von Dahlen, seine Gemeinde mit fester Hand und warmem Herzen leitend. Hier hat ihn Gott zum Größten berufen.

Als die Revolution 1905/06 losbrach, blieb Taurit auf seinem Posten und hat das ganze Schwere dieser Zeit durchlebt. Seinem lieben, am 31. August 1906 ermordeten Propst Zimmermann hat er die dankende Gedächtnisrede gehalten und den Mut gehabt, das Verbrechen, das geschehen war, zu brandmarken. So mußte denn dieser unerschrockene Mann aus dem Weg geräumt werden; seine Person beeinflußte zu sehr seine Gemeinde. Taurit ahnte, „daß er durch Mörderhand fallen würde". Er hat seinen letzten Willen niedergeschrieben. Zu seinem Leichentext hatte er bestimmt Römer 8, 38. 39: Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben... mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Die Lieder, die er sich erkoren, waren: Jerusalem, du hochgebaute Stadt, und Ein feste Burg ist unser Gott!

Der Terror schlich um sein Haus, bald kam es zur furchtbaren Tat. Der sozialistischen Partei gelang es, einen Mörder zu finden. Derselbe hatte vor einiger Zeit Taurit vergeblich gebeten, einen seiner Verwandten, einen notorischen Verbrecher, vom Feldgericht der Strafexpedition freizubitten. Solches hatte Taurit bei anderen Gemeindegliedern, von deren Unschuld er überzeugt war, zu wiederholten Malen freudig getan, diesem verweigerte er es. Aus Rache dafür über-

nahm der Abgewieſene, Taurit zu morden, dang noch andere Mordgeſellen, mit denen er am 23. November 1906 ins Paſtorat ſtürzte. Sie überraſchten den Paſtor an ſeinem Schreibtiſch, die Schüſſe fielen, Taurit ſank zu Boden. Nach einer Stunde furchtbarer Qual, in der er nichts mehr ſprechen konnte, ward er erlöſt. An ſeinem Grabe bekannte ein lettiſches Gemeindeglied es dankend, daß der Heimgegangene ſeiner Gemeinde nicht nur „Hirte und Lehrer, ſondern auch Vater und Bruder" geweſen ſei.[25]

Paſtor Friedrich Albert Gruehn
geboren in Kandau 22. April 1859
ermordet bei Rohjen 11. Mai 1906

Gruehns Mutter ſtand unter dem Eindruck der Erweckungsbewegung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. Der Mutter Einfluß iſt es wohl zuzuſchreiben, daß Gruehn Theologe wurde. Nach Beendigung des Studiums hat er ſeit 1884 in der idylliſchen „Hungerpfarre" Ballgaln ſechs Jahre ein Leben reich an ſtiller Arbeit führen dürfen. Er übernahm darauf die große Gemeinde Erwahlen mit den Filialkirchen im Städtchen Saßmacken und der Strandgemeinde Rohjen. Es war ein ungeheures Arbeitsfeld, das ein Paſtor allein kaum beſtellen konnte, 10000 Gemeindegliedern, auf vielen Quadratmeilen zerſtreut lebend, mußte nachgegangen werden. Auf raſtloſen Fahrten durch das Land bis tief hinein in die Urwälder Dondangens ſuchte er vor allem das Familienleben ſeiner Gemeindeglieder zu vertiefen und das Schulweſen zu heben. Bei letzterem Werk halfen ihm viele der deutſchen Eingepfarrten, aber auch die gebildeten, wohlhabenden lettiſchen Bauern.

Auf einer Fahrt fand er mitten im Walde ein verfallenes Wirtshaus (Krug genannt); hier in einer dunklen Ecke desſelben lag auf faulendem Stroh ein Haufen kranker Menſchen, es waren Ausſätzige,

— niemand sorgte für sie. Es gab auch keine Sanitätsordnung, um die Umwelt vor der furchtbaren Krankheit zu schützen. Die vom Aussatz zerfressenen Gesichter, die faulenden Gliedmaßen konnte Gruehn nicht vergessen. Er ruhte nicht, bis seine Gemeinde sich dieser Menschen annahm. Es gelang ihm, durch eine großherzige Stiftung eines kurländischen Adeligen und tatkräftige Hilfe eines lettischen Arztes in wenigen Jahren ein modern eingerichtetes Leprosorium in Saßmacken zu schaffen.

Erwahlen lag fernab vom Zentrum Kurlands, doch auch hierher kamen die Propheten des lettisch-nationalistischen Sozialismus. Die Revolution 1905 mit all ihren Schrecken und Grausen hauste auch in den Wäldern Erwahlens. Das Revolutionskomitee sandte Gruehn einen Brief, in welchem es ihm die Wahl stellte — „entweder zu weichen oder sein Bleiben mit dem sichern Tode zu bezahlen". Gruehn zeigte diesen Brief keinem, legte ihn in ein Geheimfach seines Schreibtisches, wo man ihn erst nach seinem Tode gefunden, und — blieb.

Als das Konsistorium seinen Pastoren freistellte, ihr Amt zeitweilig aufzugeben, äußerte Gruehn: „Er werde das Amt, wohin ihn Gott gestellt, nicht verlassen, — seine Gemeinde sei ihm treu ergeben, ... er brauche sich nicht zu fürchten, sollte es im Rate Gottes anders beschlossen sein, so könne er sich keinen schöneren Tod wünschen, als in der Ausübung seiner Amtspflichten!"

Kosaken, die abgesandt wurden, die Gottesdienste vor Störungen zu schützen, wies er ab; aber treue Gemeindeglieder scharten sich um seine Kanzel, um ihn vor brutalen Vergewaltigungen zu bewahren. Am 11. Mai 1906 mußte Gruehn die weite Fahrt zur Filialkirche nach Rohjen unternehmen. Es war Himmelfahrtstag, in Rohjen wollte er seine Konfirmanden einsegnen. Sechs Kilometer vom Pastorat, im dichten Walde, lauerte ihm eine Streifbande des revolutionären Komitees im Bestande von 15 Mann auf, — da krachten Schüsse — die Fahrpferde stürzten — Gruehn, der des kalten Morgens wegen

ſich in einen Pelz gehüllt hatte, konnte nicht fliehen, er rief ſeinem Kutſcher zu: „Lauf du, du biſt jung und kannſt dich retten.“ Das waren ſeine letzten Worte, bald danach brach er, von ſechs Schüſſen durchbohrt, zuſammen.

Als man ſeine Leiche von der Erwahlenſchen Kirche aus beerdigte, kniete ein altes lettiſches Mütterchen an ſeinem Sarge nieder und ſprach laut: „Du, lieber Paſtor, bitte Gott, Er möge gnädig die große Sünde verzeihen, die die lettiſchen Leute an dir verübt, ſie haben uns Arme vaterlos gemacht!“[26]

Paſtor Julius Buſch
geboren in Birsgallen 7. Oktober 1879
ermordet in Nerft 29. Juli 1907

Der Sturm der lettiſchen Revolution hatte ſich ausgetobt, ſchon glaubten die Steuerleute des Schiffes der Kirche, nun hebt eine ruhigere Fahrt an, — da hat ſich noch eine tückiſche Welle aus der Tiefe erhoben und ſich einen zum Opfer erkoren und ihn verſchlungen — den jungen hoffnungsvollen Paſtor Julius Buſch. Er entſtammte einem alten kurländiſchen Paſtorengeſchlecht; ſeit Generationen waren Buſchs Paſtoren von Birsgallen. Nach Beendigung des Studiums in Dorpat ging er nach Petersburg, um dort ſein Kandidatenjahr zu abſolvieren. In Petersburg wollte man Buſch gerne behalten, man achtete ſein gründliches theologiſches Wiſſen, liebte ſeine menſchenfreundliche Art und ſchätzte ſeine tiefe Religioſität. Doch alle lockende Zukunft ließ er fahren, als die kurländiſche Heimatkirche ihn in ihren Dienſt rief.

Sein Vater, Julius Buſch ſen., war 1894 von Birsgallen zum Paſtor von Nerft in Oberkurland und zum Propſt der Selburgſchen Diözeſe berufen worden. Der energiſche Mann trat der lettiſchen Revolution 1905 mannhaft entgegen. Die Emiſſäre der ſozialiſtiſchen Kampforganiſationen ſtießen auf einen entſchloſſenen Widerſtand der

Majorität der Nerftschen Gemeinde, die ihren Pastor und die Sache, die er vertrat, kräftig unterstützte. Die Sozialisten aber und ihr Anhang in der Gemeinde wollten Busch sen. beseitigen. Die beiden Parteien gerieten immer härter aneinander. Busch sen. wollte ein drohendes Blutvergießen in der Gemeinde vermeiden und verließ schweren Herzens seine liebe Nerftsche Gemeinde. Er kehrte in seine alte Birsgallensche Gemeinde als Pastor zurück, die ihn mit Freuden aufnahm. Während der Vakanzzeit zu Nerft trat nun Busch jun. von Petersburg kommend in den Dienst der Selburgschen Diözese und mußte als Vikar auch einmal in Nerft predigen. Er gewann im Sturm die Herzen der durch den Fortgang seines Vaters hirtenlos gewordenen Gemeinde, die ihn bat, ihr Pastor zu werden. Er nahm den Ruf an. Nach der Niederwerfung der Revolution hatte er viel Aufbauarbeit zu tun. Mit begeisterter Hingabe widmete sich der junge Pastor seinem Amte. Um die Jugend seiner Gemeinde vor dem heimlich schleichenden Gift des sozialistischen Nationalismus und seiner atheistischen Propaganda zu bewahren, arbeitete er hauptsächlich an ihr. Er sammelte sie zu besonderen Gottesdiensten, erteilte selbst den Religionsunterricht in der Gemeindeschule, suchte die Eltern in den Bauerngehöften auf, kurz, die sozialistischen Elemente merkten, an Stelle des alten Busch ist ein junger gekommen, der mit frischer Kraft das Werk des Alten fortsetzt. Wollten sie den Alten einst morden, so beschlossen sie jetzt, den Jungen aus dem Wege zu räumen, um seinen wachsenden Einfluß zu vernichten.

Zwei Mörder wurden gedungen, die haben dem jungen Pastor am Sonntagmorgen des 29. Juli 1907 auf seiner Fahrt zur Ilsenbergschen Filialkirche aufgelauert, sie haben zuerst die Pferde, dann den Kutscher und endlich den jungen Pastor meuchlings erschossen.[27]

Die Märtyrer der ersten bolschewistischen Welle 1918/1919

Die Livländer

Pastor Heinrich Leonhard Adolphi
geboren in Wenden 9. Oktober 1852
ermordet bei Walk zusammen mit seiner Frau Ellen
geb. Brandt 21. Februar 1918

Adolphi war ein Sohn des in Livland bekannten Dichters, des frommen Stadtarztes Alexis Adolphi. Er studierte aus innerstem Drang Theologie in Dorpat, war ein fleißiger Student und beendete 1877 sein Studium. Nach kurzer Hauslehrerzeit wurde er 1879 zum Pastor in Adsel gewählt. In jener Zeit hatte der Pastor noch die Möglichkeit, amtlich das Schulwesen seiner Gemeinde zu leiten. Fleißig hielt er mit den Lehrern seines Kirchspiels Konferenzen, treu war er bei dem Überhören der „Hauskinder", die von den Müttern nach festem Plan in den Anfangsgründen unterrichtet wurden, ehe sie in die Schule kamen. So sehr ihm die Hebung des Schulwesens am Herzen lag, so war er doch in erster Linie Pastor seiner Gemeinde, der er treu und selbstlos diente. Obgleich Adolphi, wie der Kurländer sagt, „mehr ein schriftlicher Mensch" war und ihm die Schreibtischarbeit am meisten lag, förderte er doch auch tatkräftig den Neubau der Adselschen Kirche, die an Stelle der baufällig gewordenen alten Holzkirche aus Granit hergestellt wurde. Schriftstellerei aber blieb seine eigenste Domäne. Neben treuster Mitarbeit an der lettischen evangelischen Presse, neben seiner Vorliebe für das königliche Spiel, zu dessen Einbürgerung er das erste lettische Schachbuch schrieb, war es besonders die Heidenmission, die er als sein Spezialgebiet bearbeitete. Im Buche: „Am Fuße der Bergriesen Ostafrikas" erschien die erste

grundlegende Darstellung der Leipziger Mission in Ostafrika. Eine ganze Reihe Missionsschriften in lettischer Sprache entstammte seiner fleißigen Feder. Auch nahm er hervorragenden Anteil an der Herausgabe des neuen lettischen Gesangbuches.

Als der Sturm der Revolution 1905/6 über Livland fegte, harrte Adolphi treu auf seinem Posten aus und wurde den Stillen im Lande ein starker Halt, den Schwankenden ein treuer Berater, den Freiheitshelden ein mutiger Gegner. Um die Kirchenbücher, die die Urkunden über die Geborenen, die Getrauten, die Gestorbenen der Gemeinde enthielten, vor der Vernichtung zu bewahren und sie der Gemeinde zu erhalten, vergrub er sie in der Erde und rettete sie so der Gemeinde.

Nach der Revolution waren ihm einige glückliche Jahre beschieden. Dankbar empfand er auch, da nun die Kinder erwachsen, daß er nicht mehr mit materieller Sorge zu kämpfen hatte. Dem stillen Wirken dieser Zeit machte der Weltkrieg ein Ende.

Rußlands Macht brach 1917 zusammen. Das russische Heer, selber desorganisiert, konnte nicht mehr verhindern, daß die lettischen Maximalisten-Bolschewiken die Herrschaft in Livland an sich rissen und den Kampf gegen Gott und Kirche begannen. Adolphi suchte in Predigt und Seelsorge ihnen entgegenzutreten, ward von ihnen darum gehaßt. Am 9. Januar 1918 erschienen Bewaffnete im Pastorat und verlangten vom Pastor die Herausgabe der Kirchenschlüssel. Adolphi verweigerte sie und sagte nicht, wo sie waren. Sie griffen den Pastor und die Pastorin und zerrten sie zur Kirche, wo eine johlende Menge mit roten Fahnen sie erwartete. Vor der Kirchentür hielt ein Agitator eine aufreizende Rede: „Der Pastor dient dem blutigen Zaren und den Herren in den Schlössern, gestattet aber nicht dem Volke, sein Eigentum, die Kirche, zu benutzen.“ Die Menge brüllte: „In den Sack mit dem Schwarzen, werft ihn in den Aa-Fluß.“ Die Situation wurde immer kritischer und drohender. Adolphi blieb fest — die Menge

wurde immer wilder. Da entschloß sich ein Gemeindeglied, um ein Lynchgericht vor der Kirchentür zu vermeiden, die Schlüssel auszuliefern. Die Menge stürzte in die Kirche. Das Pastorenpaar aber wurde nach Walk ins Gefängnis abgeführt. Von dort wurden sie durch das Auftreten treuer, tapferer Frauen der Gemeinde nach wenigen Tagen befreit und durften nach Adsel zurückkehren. Hier warnte man ihn, nie mehr die Kirche zu betreten, lebend würde er sie nicht mehr verlassen. So hielt Adolphi den Treuen seiner Gemeinde den Gottesdienst im Pastorat.

In den kommenden Tagen wurde es Adolphi zur inneren Gewißheit, daß er sein Leben für Christus werde lassen müssen. Am 18. Februar begann der Vormarsch der Deutschen von Riga aus, unaufhaltsam drangen sie vor, haltlos flüchteten vor ihnen das russische Heer und die neuformierten lettischen Schützenregimenter. Ehe letztere von Adsel abzogen, verhafteten sie den Pastor und die Pastorin und erklärten ihnen, sie müßten als „Spione" nach Rußland verschleppt werden. Mit neun anderen deutschen und lettischen Gemeindegliedern wurden sie nach Walk gebracht und in der eiskalten Kirche eingesperrt. Nach Walk waren auch die ca. 175 sogenannten „Spione", die man in Wenden gefangen hatte, gebracht worden, die aber hatte man kurz vor dem Eintreffen der Adselschen Gefangenen weiter nach Pleskau verschleppt.

Was sollte man nun mit dem Adselschen Häuflein beginnen? Die lettischen Schützen erklärten: totschießen sei das einfachste, — es wurde beraten. Die Gefangenen blieben weiter in der kalten Kirche. Die Deutschen rückten immer näher, es mußte gehandelt werden. Am 21. Februar wurden die Gefangenen herausgerufen, auf Schlitten gesetzt und durch die von Fliehenden überfüllten Straßen in der Richtung auf Pleskau fortgebracht.

Nach sieben Kilometern geschah das Entsetzliche, alle neun wurden von den sie begleitenden Soldaten erschlagen. Adolphis Leiche wies 18 Wunden, die seiner Gattin 23 Wunden auf, die Bajonette und

Kolben hatten ihr furchtbares Werk an den Wehrlosen verrichtet. Die Leichen wurden dann beraubt und blieben zwei Tage liegen. Da fanden die heranrückenden Deutschen sie. Die Leichen wurden nach Adsel gebracht und dort auf dem Friedhof feierlich gebettet.
Adolphi ist der erste Blutzeuge während der ersten Bolschewikenherrschaft in Livland geworden.[28]

Pastor Ludwig Johannes Tschischko
geboren in Kommodern im Kownoschen 18. Juni 1858
ermordet bei Stackeln 21. Februar 1918

Als Pastor der lettischen Gemeinde in Pleskau, wohin Tschischko 1890 mit dem Auftrage berufen wurde, die im Pleskauschen zerstreut lebenden Letten zu Gemeinden zusammenzuschließen, hatte er schwere Diasporaarbeit zu leisten. Anfangs wollte es ihm gar nicht gelingen, weil schlechte Elemente ihm in allem entgegenarbeiteten. In achtzehnjähriger treuer, geduldiger Arbeit schenkte Gott ihm die Freude, es zu erleben, daß, wo er einst Rodungsarbeit im Urwalde getan, nun ein Stück guten Ackers zu finden war, der seine Frucht hergab.
Doch diese schwere Arbeit, die an Geist und Körper die größte Anforderung stellte, hatte seine Gesundheit untergraben. So konnte er nicht weiter arbeiten. Er folgte daher mit Freuden 1909 dem Ruf, Hirte der kleinen Gemeinde in St. Matthiae in Livland zu werden. Die lettische Gemeinde zu Pleskau ließ ihn ungern ziehen. Die Matthiaesche Gemeinde nahm ihn, den Volksgenossen, mit Freuden auf, aber auch die deutsche Gemeinde gewann er bald durch sein freundliches, allzeit hilfsbereites Wesen. Sechs Jahre stillen Wirkens waren ihm beschieden, dann ward es anders durch den Krieg. Das russische Militär wirkte je länger je mehr demoralisierend. Die sozialistisch-atheistischen Ideen gewannen an Boden. Es trat eine Spaltung in der Gemeinde ein. Die Alten hielten zu Gott und der Kirche, die

Jugend, von den roten Lehrern geführt und verführt, leugnete Gott — verachtete die Kirche.

Als 1917 die erste Bolschewikenwelle über Livland ging, sah Tschischko zu seinem großen Schmerz unter den Bolschewiken auch etliche seiner Konfirmanden, und er hatte doch gerade an seinen Konfirmanden mit der größten Hingabe gearbeitet. Nun mußte er dieses erleben! Das beugte ihn tief. Still und kampflos gab er alles hin, was von seinem Hab und Gut requiriert wurde, nur die Kirche öffnete er den Bolschewiken unter keiner Bedingung.

Am 18. Februar lief der Waffenstillstand, den die Deutschen mit den Russen geschlossen, ab; da die Russen die gestellten Bedingungen nicht erfüllt hatten, rückten die Deutschen vor. Die Russen flohen, mit ihnen die lettischen Schützenregimenter. Die Herren der roten Latvija erkannten, daß ihre Macht dahinschmolz, so wollten sie noch Rache an ihren Widersachern nehmen.

Am Bußtag, den 20. Februar, als Tschischko sich eben den Talar anzog, um zur Kirche zu fahren, verhafteten ihn zwei Milizleute, um ihn nach Wolmar vor das Tribunal zu bringen. Mit zehn anderen Verhafteten kam er des Abends in Wolmar an, sie wurden dem Kommando des 7. lettischen Schützenregiments übergeben, das sperrte sie in ein kleines Zimmer, wo schon zehn andere Verhaftete interniert waren. Geld wurde ihnen abgenommen, auf der schmutzigen Diele durften sie sich zum Schlafen hinlegen. Tschischko hat hier unter den Mitgefangenen seines Seelsorgeramtes walten können. Um halb zwei Uhr nachts wurden sie geweckt: sie sollen nach Walk marschieren. In der Stube war es erstickend heiß, draußen eisige Winterkälte. Der traurige Zug setzte sich in Bewegung. Unterwegs traten Mitgefangene, jüngere kräftige Männer, an Tschischko heimlich heran und teilten ihm mit, sie würden die sechs sie begleitenden Schützen überfallen und erwürgen, er solle sich auf Flucht gefaßt machen. Tschischko bittet sie dringend, von einem Mord abzusehen, den Gefangenen würde doch

nichts geschehen. So gaben sie den Plan auf. Nach einer Wanderung von vier Kilometer gibt die Wache den Befehl, von der Chaussee in einen Walddurchhau einzubiegen. Was soll das bedeuten? Der Verdacht wächst. Kaum waren sie einige hundert Schritt in den Wald gegangen, so teilten ihnen die Führer mit, daß sie auf Beschluß des Iskolat (Abkürzung für Ausführendes Komitee Latvijas) erschossen werden sollen. Tschischko tritt an seine Wärter heran, sie von dieser bösen Tat abzuhalten, da — mitten in seiner Rede kracht ein Schuß, Tschischko fällt leblos zu Boden. Das Schießen hebt an, noch fallen fünf andere den Mördern zum Opfer, den übrigen gelingt es, in dem dichten dunklen Wald zu entkommen.

Auf dem Kirchhof zu St. Matthiae hat man alle sechs bestattet.

Der Lette Tschischko, der sein Leben im Dienste seines Volkes verzehrt, fällt durch die Hand eines Kindes dieses seines Volkes. Dieses Sterben kündet uns die alte Wahrheit:

Der letzte Entscheidungskampf wird nicht auf nationaler oder sozialer Grundlage ausgefochten, sondern Glaube oder Unglaube werden einander die letzte Entscheidungsschlacht liefern.[29]

Pastor Adam Jende

geboren im Rujenschen 6. Oktober 1861
ermordet vor Pleskau 24. Februar 1918

Jende war Lette von Geburt. Er hat sein Lettentum stets auf das stärkste betont, es mit den Waffen, die die deutsche Bildung ihm gab, auf das nachdrücklichste vertreten, oft im scharfen Gegensatz zu den Deutschen. Er hat in seinen jüngeren Jahren als Pastor von Ronneburg die Revolution 1905/6 als den berechtigten Kampf des lettischen Volkes für seine Freiheit angesehen. Mit dem lettischen Nationalismus verband sich in seiner Person das evangelische Christentum. Er hat an der Schaffung der religiösen Literatur für sein Volk treu mit-

gearbeitet und seiner Gemeinde in der Predigt den christlichen Lebenswandel einzuprägen gesucht.

Als Ende Januar 1918 der lettische Kommunismus in Livland nach dem Zusammenbruch der Russenmacht, vor dem Einrücken der Deutschen, zur Herrschaft gelangte, trat Jende ihm auf der Kanzel und in Einzelgesprächen entgegen. Als kommunistische Redner erschienen, um, wie in allen anderen umliegenden Kirchen, auch in der Ronneburgschen Kirche ein Meeting abzuhalten, hat Jende, der den größten Teil seiner Gemeinde hinter sich hatte, diesen Versuch abgewiesen. Das erregte den Zorn der Bolschewiken. Im Pressorgan der lettischen Schützen erschien eine gehässige Korrespondenz voller Drohung gegen Jende, der bald die Tat folgte. Es war eine kritische Zeit. Am 18. Februar war der Waffenstillstand, den die Deutschen mit den Russen abgeschlossen, abgelaufen. Nach Ablauf desselben rückten die Deutschen von Riga aus sofort vor und machten der Herrschaft der roten Letten ein schnelles Ende; diese suchten noch vor ihrer Flucht an allen ihren Feinden Rache zu nehmen. Aus dem Wolmarschen Gebiete wurden damals über 60 Personen ergriffen, darunter auch Jende. Der Verhaftung ging eine Haussuchung voraus, die am 19. Februar vom „örtlichen Komitee" im Pastorate Ronneburg nach „verborgenem Getreide" vorgenommen wurde; obgleich diese nichts zutage förderte, wurde Jende doch verhaftet und zum Verhör nach Smilten geführt, wo ihm vorgeworfen wurde, er habe seinen Namen unter das Gesuch gesetzt, welches die Deutschen bat, ins Land zu kommen, um dasselbe vom kommunistischen Terror zu erlösen. Von Smilten sollten die Gefangenen, weil inzwischen die Deutschen vorgerückt waren, nach Pleskau gebracht werden. Es war ein furchtbares Hin und Her, je nachdem, ob die Deutschen vorrückten oder einen Weg freiließen. Endlich rollte der Zug mit den unglücklichen Gefangenen nach Pleskau ab. Kurz vor dieser Stadt wurde den Gefangenen mitgeteilt: „Der Deutsche hat Pleskau und Petersburg genommen, wenn ihr

glaubt, ihn lebendig begrüßen zu können, so irrt ihr euch." Und nun beginnt in der Morgenfrühe des 24. Februar das Furchtbare. Einer nach dem andern wird aus dem Güterwagen herausgezerrt und mit etlichen Schüssen niedergestreckt. Im Wagen herrscht der Schrecken, wer ist der Nächste? Der eine betet laut und schreit zu Gott um Hilfe, ein anderer stellt sich selbst den Mördern mit den Worten: „Vielleicht nützt mein Tod der Heimat." Auch Jende wird herausgerufen, still und schweigend empfängt er den Todesschuß. Das Morden hört plötzlich auf, denn die Nachricht ist eingetroffen, der Weg nach Pleskau sei noch frei. „Dann kann man ja weiterfahren." Die Leichen läßt man neben den Schienen liegen, der Zug dampft ab, die Mörder sind wieder im Wagen, sie halten, als ob nichts geschehen, ihre Frühstücksmahlzeit. Sie treiben dabei ihre Witze und Späße, die den überlebenden Gefangenen das Herz im Leibe erstarren machen. Unter den Mördern Jendes muß einer sein Konfirmand gewesen sein, denn in ihren Witz- und Scherzworten wurden diesbezügliche Andeutungen gemacht.

Welch tiefe Tragik, daß dieser Mann, der sein Leben fast bis zur Einseitigkeit in den Dienst des lettischen Volkes gestellt, durch Glieder dieses seines Volkes seines Lebens beraubt worden ist.[30]

Die Märtyrer der zweiten bolschewistischen Welle 1918/1919

Die Estländer

Pastor Karl Immanuel Hesse
geboren im Pastorat Theal-Fölk 13. Juli 1875
ermordet zu Wrangelstein 18. Dezember 1918

Als sechster Sohn des Pastors Theodor Hesse geboren, wuchs Hesse im großen Geschwisterkreise heran und erhielt in der „Hausschule" des Pa-

storats seinen ersten gründlichen Unterricht. Nach den Gymnasial-, Universitäts- und Vikariatsjahren wurde er 1907 Pastor zu Jewe. Was ihm an Rednergabe fehlte, ersetzte er durch den hohen Ernst, von dem sein ganzes amtliches Wirken getragen war. Sein ursprünglicher sprudelnder Humor machte bei der sich mehrenden Arbeitslast und Sorge für seine dreizehntausendköpfige Landgemeinde fröhlich-stillem Wesen Platz.

Acht Jahre gesegneten Wirkens waren ihm in Haus und Gemeinde beschieden. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel schlug 1915 die Verschickung Hesses nach Sibirien in dieses reiche Glück. Mit ihm mußten neun andere estländische Pastoren den weiten Weg in die garstige Fremde antreten. Als Grund wurde genannt: sie hätten Gaben für die deutsche Leipziger Mission empfangen. Nach neun Monaten schwerer Verbannung erhielten sie die Erlaubnis, zurückzukehren, denn ihre Verbannung sei ein „Versehen" gewesen. Kaum heimgekehrt, begann die erste russische Februarrevolution. Auch das stille Jewe wurde davon ergriffen, im Pastorat wurden Haussuchungen nach Waffen und Kaiserbildern gemacht. In der Kirche wurden die alten Bilder der Patrone zertrümmert.

Im Frühjahr 1918 befand sich unter der großen Schar der Konfirmanden auch ein 21jähriger, der Hesse viel Sorge machte. Als er bei der Einsegnung lachte, schloß Hesse ihn vom Abendmahl aus. Diese Zurücksetzung löste verschiedene Rachepläne aus. Ein Anschlag, den Pastor auf einer Fahrt zu einem fernen Gehöft, wo ein Paar zu trauen war, abzufangen, mißlang, weil Hesse, rechtzeitig gewarnt, auf einem anderen Wege heimkehrte.

Die Deutschen befreiten Jewe vom roten Terror am 1. März 1918. Am 29. November aber zogen die deutschen Truppen ab. Die Balten blieben in einer schweren Lage. Die Roten, die Narwa besetzt hatten, konnten jeden Augenblick in Jewe sein. Hesse brachte seine Frau und seine vier kleinen Kinder in ein abgelegenes Bauerngehöft in Sicher-

heit und fuhr selbst ins Pastorat zurück, um am folgenden Tage, dem 1. Advent, zu predigen. Von der Kirche fuhr er auf ein Gut, um die Bewohner zu warnen und sie zur Flucht zu bewegen, brachte noch einer darbenden Flüchtlingsfamilie Hilfe und kehrte erst dann zu seiner Familie zurück. Schon auf dieser Fahrt merkte er, wie der Revolutionswahnsinn die Leute gepackt. Keiner grüßte ihn mehr, aber jeder schimpfte ihm, dem Deutschen, nach. Im Bauerngehöft, wo die Seinen untergebracht waren, erklärte ihm der Bauer, er könne ihn und die Seinen nicht mehr beherbergen, denn durch ihre Anwesenheit drohe seinem Gehöft Gefahr. Hesse fuhr mit den Seinen in das Nachbarkirchspiel zu einem alten ehrwürdigen Lehrer, der ihn freundlich aufnahm. Hier, von aller Welt abgeschieden, waren ihm noch zweieinhalb Wochen reichen Zusammenlebens mit den Seinen beschieden.

Die Gerüchte wurden immer drohender und erfüllten sonderlich das Herz der Pastorin mit banger Sorge. Am letzten Abend betete Hesse mit ihr, um sie stille zu machen und um sich zu stärken, über den Psalm 27: „Der Herr ist mein Licht und mein Heil"... auch die Worte: „Und wenn es sein kann, bewahr uns vor einem schnellen Tode". Er selbst war frei vom Gefühl der Angst, wie er es seiner Frau bezeugte, obgleich er ganz klar den Ernst seiner Lage erfaßte. Am letzten Morgen sagte er: „Gott sei Dank, wieder eine ruhige Nacht." Kurze Zeit darauf erschienen rote estnische Soldaten, um ihn fortzubringen. Sie ließen ihm noch zwei Stunden Zeit, alles zu ordnen. Er feierte das heilige Abendmahl mit seiner Frau. Er bat sie, ihm noch einmal den 27. Psalm vorzulesen, an dem seine Seele wie am Abend zuvor sich stärkte, ganz besonders im Hinblick darauf, daß „die Roten von ihm verlangen könnten, daß er seinen Glauben verleugne". Dann nahm er Abschied von Frau und Kindern und wurde nach dem 10 Kilometer entfernten Gute Wrangelstein geführt, wo der rote Stab residierte. Mit Hesse wurde auch der alte Schullehrer, der ihn so

freundlich beherbergt hatte, hingeſchleppt; dieſer wurde noch an demſelben Abend freigelaſſen und erzählte, wie Heſſe mit Spott und Hohn empfangen worden ſei: „Du biſt wohl gekommen, uns hier das Abendmahl zu reichen?“ Heſſe wurde verhört (ſ. S. 46). Es hat ſich ſpäter ein Protokoll darüber gefunden, worin Heſſe beſchuldigt wird, vor den Roten geflohen zu ſein, was ſeine konterrevolutionäre Geſinnung bekunden ſollte. Nach mündlichem Bericht ſoll von ihm verlangt worden ſein, eine Erklärung zu unterſchreiben: „Alles, was er gepredigt, ſei erlogen.“ Er ſoll die Unterſchrift verweigert haben, das Papier zerriſſen und es dem Richter vor die Füße geworfen haben. Feſtſtellen läßt ſich letzteres nicht. Wenn überhaupt Protokolle geführt wurden, ſo wurden da nur die alleräußerlichſten Dinge namhaft gemacht. Es muß jedenfalls irgend was Abſonderliches beim Verhör vorgekommen ſein, denn ſie haben ſeine Augen verſtümmelt, d. h. geblendet, was ſonſt bei keinem der vielen Morde geſchehen iſt. In der Frühe des folgenden Morgens haben ſie ihn an einem Flußrande erſchoſſen.

Der von ihm in Zucht genommene Konfirmand hat den Zufluchtsort Heſſes den Roten verraten und ſich an der Ermordung beteiligt. Dieſer elende Konfirmand fiel bald darauf im Kampfe. Am geblendeten Konfirmator aber wird ſich erfüllen, was in Pſalm 27 im 13. Verſe ſteht: „Ich glaube aber doch, daß ich ſehen werde das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen.“[31]

Paſtor Walther Paucker
geboren im Paſtorat St. Simonis 7. März 1878
ermordet in Weſenberg 6. Januar 1919

Paucker war der älteſte Sproß eines alten eſtländiſchen Paſtorengeſchlechtes. Seit 130 Jahren hatten Pauckers die Pfarre von St. Simonis inne. Das Studium der Theologie und das Pfarramt danach

gehörte zur guten Tradition dieses Geschlechts. Walther Paucker wurde 1907 zum Hilfsprediger in Reval ordiniert und wurde in demselben Jahre Pastor secundarius zu Wesenberg. Hier hatte er dem Primarius besonders in Predigt und Armenpflege zu helfen. Als der Weltkrieg ausbrach, war sein Senior verreist, Paucker hatte allein die ganze Amtslast zu tragen. Unermüdlich war er in der Erledigung der massenhaften Kanzleiarbeit, die die Mobilisation mit sich brachte (der Pastor war ja auch der Standesbeamte). Unermüdlich war er, den Einberufenen und den Angehörigen Stärkung und Trost zu geben. Alle Abend sammelte er die Zurückgebliebenen zum Gottesdienst, mit dem sich fast täglich eine Abendmahlsfeier verband. In dieser Zeit hat die Wesenbergsche Gemeinde ihren jungen, zu jeder Hilfe stets bereiten Pastor ins Herz geschlossen. Auch in seiner Schultätigkeit erwarb seine Tüchtigkeit und Herzensgüte viel Anerkennung unter seinen Kollegen, viel Liebe unter seinen Schülern. Wenn es ihm irgendwie die Zeit erlaubte, fuhr er nach dem nahegelegenen St. Simonis, um seinem alten Vater in dessen Gemeinde zu helfen. Er erwarb sich auch hier so sehr die Liebe aller, daß die Gemeinde St. Simonis ihn selbstverständlich als den Nachfolger seines Vaters ansah. Zu dessen fünfzigjährigem Amtsjubiläum im Herbst 1918 wurde er denn auch einstimmig von der Gemeinde zum Nachfolger gewählt. Diesen Ruf hat Walther Paucker freudig angenommen. Vorderhand blieb er noch in Wesenberg, bis die Amtsübergabe geordnet war.

Am 16. Dezember rückten die Bolschewiken in Wesenberg ein. Alles war vor ihnen geflohen, was fliehen konnte. Paucker blieb. Er schrieb seinen Eltern darüber: „Alle überreden mich, auch zu fliehen, ich kann mich aber nicht dazu entschließen, die große Wesenbergsche Gemeinde zu verlassen. Das Wort vom Hirten, der die Schafe verläßt, wenn der Wolf hereinbricht, läßt mich nicht los und zwingt mich, auf meinem Posten zu bleiben — — — ich stehe in Gottes Hand, er kann und wird mich beschützen, wenn es sein Wille ist."

Schon am 17. Dezember wurde er verhaftet. Ein früherer Konfirmand, der eine führende Stellung bei den Roten einnahm, erbot sich, ihm zur Flucht zu verhelfen. Paucker war bereit, das Gefängnis zu verlassen, wenn jener es übernehmen würde, ihm die Erlaubnis auszuwirken, frei und ungehindert der Gemeinde seelsorgerisch dienen zu können. Das vermochte der junge Kommissar nicht zu versprechen, so blieb Paucker im Gefängnis und hat in den drei Wochen seiner Gefangenschaft den Mitgefangenen treulichst zur Seite gestanden.

Am 6. Januar 1919 wird er mit vielen anderen zur Hinrichtung geführt. Er hat im Angesicht seines Todes heiß und inbrünstig gebetet, auch für seine Leidensgefährten und seine Mörder. Danach stimmte er das Lied an: „Laßt mich gehen, laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehen." Das haben seine Leidensgenossen mitgesungen, bis daß die Kugeln sie niederstreckten.

Nach vierzehn Tagen, nachdem die Herrschaft der Roten gebrochen, wurde seine Leiche aus dem Massengrabe in die Kirche von Wesenberg gebracht. Der greise Vater und die ihm nahestehenden Amtsbrüder feierten mit der Gemeinde von Wesenberg, die die Kirche bis auf den letzten Platz füllte, den Trauergottesdienst, der doch mehr eine Siegesfeier war. In endlosem Zuge geleiteten die Wesenberger ihren Hirten auf den Weg nach St. Simonis. Auferstehungslieder wurden gesungen, — „Jerusalem, du hochgebaute Stadt" erklang unterwegs. An der Stadtgrenze nahm die Wesenbergsche Gemeinde Abschied von ihrem lieben Pastor, das letzte Dankeswort wurde ihm nachgerufen, viele berührten zum Abschied den Sarg des treuen Hirten, sie sprachen noch ein stilles Gebet. Dann übergaben sie die sterbliche Hülle ihres lieben Pastors den Kirchenältesten von St. Simonis, die gekommen waren, den von ihnen erwählten Hirten feierlich heimzuführen. Das war die Introduktion des gewählten und inzwischen bestätigten Pastors Walther Paucker in seine Gemeinde zu St. Simonis. Sein Tod war die erste und die gewaltigste Predigt, die er als

Parochus seiner Gemeinde gehalten, sie hatte zwei Teile, – von der Treue bis in den Tod, vom Glauben, der die Welt überwindet.[32]

Professor D. Traugott Hahn
geboren im Pastorat Rauge 1. Februar 1875
ermordet in Dorpat 14. Januar 1919

Nach überaus glücklicher Jugend bezog Hahn die Universität Dorpat, um Theologie zu studieren. Wie seiner Mutter, einer schwer leidenden Dulderin, und seinem Vater, einer entschieden christlichen Persönlichkeit, war ihm der christliche Glaube das Lebenselement. Tief in sein Leben und in seinen Glauben griff der Tod seines nur ein Jahr jüngeren Bruders, mit dem er alles bis aufs Letzte geteilt hatte.
Nach Beendigung seines Studiums in Dorpat studierte er noch in Göttingen, schrieb hier seine Schrift „Tychoniusstudien", machte darauf seinen Magister in Dorpat und wurde, nachdem er das „praktische Jahr" bei seinem Vater in Reval, St. Olai, verbracht hatte, zum Pastor der Universitätsgemeinde in Dorpat an Stelle des verstorbenen Professors Hörschelmann erwählt. Nach Veröffentlichung seiner Schrift „Evangelisation und Gemeinschaftspflege" wurde er Professor der praktischen Theologie in Dorpat; Rostock ehrte ihn mit der Verleihung der Doktorwürde.
Hahn lebte und webte in der Bibel. „Ein Tag, an dem ich nicht meine stille Morgenandacht gehabt, ist für mich nicht zum Aushalten", sagte er einmal. Gott war ihm der himmlische Vater, dem er ganz vertraute, auch das Kleinste ihm befehlend. Gott war ihm aber auch der unerforschliche Große, dessen Wesen wir nie restlos verstehen können, vor dem wir in Ehrfurcht stillhalten müssen.
Weil er nie ein Fertiger, sondern ein Suchender und Ringender war, deshalb fanden die Zweifelnden und Angefochtenen den Weg zu ihm, der selbst immer aufs neue sich die Gewißheit des Glaubens zu er-

kämpfen hatte. Das schwerste Problem war ihm allezeit die Sünde ringsum und im eigenen Herzen, darum war ihm die Gnade Gottes das Herrlichste, die Quelle seiner Kraft. Weil er täglich um seine Seele sorgte, so konnte er vielen ein rechter Seelsorger werden. Seelsorgerisch wirkte all sein Tun.

Das gilt vor allem von seiner Predigt.

Er, dem die Sünde die schreckliche Macht des Menschenlebens geworden, war ein tiefer, ernster Bußprediger, der die Gewissen seiner Hörer zu treffen wußte; er, der selber von der Gnade lebte, predigte die erlösende Macht des Kreuzes. Er, der selbst im innigsten Umgang mit Gott stand, drang auf persönliche Glaubensentscheidung des einzelnen für Christus. Das trat ganz besonders zutage bei seiner Konfirmandenlehre, die ihm die liebste Arbeit war. Da rang er förmlich in Lehre und Einzelseelsorge um jede Seele, ihr zur rechten Entscheidung zu helfen.

Die Gottesdienste in der Dorpater Universitätskirche waren besonders weihevoll, das lag nicht daran, daß Hahn sie liturgisch reich ausgestaltete, nein, er hielt sich, wenn auch natürlich in evangelischer Freiheit, streng an die Agende. Aber ihm war es gegeben, jedes Wort als vor dem Angesicht Gottes zu sprechen, nie wurde ein Wort der Liturgie zur Phrase; die Art, wie er die Liturgie hielt, leitete die Gemeinde an, mit ihm Gott anzubeten.

Im seelsorgerischen Einzelgespräch suchte er vor allem den anderen zu verstehen. Als charakteristisch sei angeführt, daß er, als er im Gefängnis so schwer zu leiden hatte, in einem Gespräch mit seinen Mitgefangenen die Persönlichkeit Lenins zu analysieren suchte. Während die anderen ihn mit „Bluthund" abtaten, suchte Hahn Lenins geistige Wurzeln in den Schäden unserer Zivilisation aufzufinden und untersuchte sachlich, wieweit diese den Bolschewismus begünstigt haben. Dieser stets bereite Wille, den anderen zu verstehen, machte seine Seelsorge so erfolgreich. Er kämpfte mit den Kämpfenden, rang mit

den Ringenden, hielt dann aber auch mit seinem eigenen, fest in Gottes Wort gegründeten und gereiften Urteil nicht zurück. Ob dieses strafend oder aufrichtend war, er blieb in allem ein Anwalt seines Herrn und Meisters.

Auch in seiner akademischen Lehrtätigkeit trat das seelsorgerische Moment stark hervor. Die Studenten waren ihm nicht nur Hörer, die er in die Wissenschaft einzuführen hatte, sie waren ihm die jungen christlichen Mitbrüder, von Gott ihm anvertraut, daß er sie bilde zu Arbeitern im Weinberge des Herrn. Seine Lieblingsdisziplinen waren die Äußere und Innere Mission. Seine Mission an den Studenten sah er darin, in ihnen das Bewußtsein zu wecken, wie ernst und verantwortungsvoll die Übernahme des Amtes eines Pastors oder Religionslehrers sei, ihnen aber auch zu zeigen, welche Herrlichkeit Gott diesen Arbeitern bereitet hat.

Zu den offenen Abenden seines Pastorats waren ihm die Studenten besonders willkommene Gäste, und sie kamen oft in solchen Scharen, daß das große Pastorat kaum allen Platz bot.

Der Weltkrieg griff in schwerwiegender Weise in Hahns Leben ein, auch er wurde als Deutscher aus den baltischen Landen ausgewiesen. Seine estnischen und lettischen Studenten — die Stimmen der deutschen hätten natürlich nichts bei den Russen ausrichten können — verlangten aber von den russischen Machthabern seine Rückkehr, und das Unerwartete geschah. Der Ausweisungsbefehl wurde rückgängig gemacht. Hahn kehrte zurück zu seiner gesegneten Wirksamkeit in Gemeinde und Universität. Dazu kam eine neue Aufgabe. Dorpat füllte sich mit Kriegsflüchtlingen, auch mit Balten. Es waren alles sorgenbeschwerte, heimatlos gewordene Menschen. Da gab es viel Arbeit, viel zu trösten, viel zu helfen.

Hahn hat den Konflikt, in den die Balten durch den Weltkrieg kamen, besonders schwer getragen. Deutsche sollten gegen Deutsche kämpfen und Treue dem russischen Zaren halten, der an seinen deutschen Unter-

tanen Unrecht auf Unrecht geschehen ließ. Und weil er daran so schwer trug, konnte er vielen, besonders den Flüchtlingen, die ebenfalls darunter schwer litten, ein Ratgeber und Führer sein.

Die Not des deutschen Volkes, von Feinden umgeben, erfüllte ihn mit banger Sorge. Er freute sich von Herzen, als Dorpat im Februar 1918 von dem ersten kurzen bolschewistischen Terror erlöst wurde. Sein Herz jubelte, als durch die Deutschen die russifizierte Jurjewsche Universität wieder zur alten Dorpater deutschen Alma mater wurde. Er genoß intensiv den direkten Austausch mit der deutschen Wissenschaft, der nun den Balten geboten wurde. Aber seine Freude war eine Freude mit Zittern, er ahnte den Zusammenbruch Deutschlands und ahnte, daß damit Leiden ohne Zahl über die baltische Heimat und speziell über die Balten kommen würden. Als der Zusammenbruch erfolgte, ging er offenen Auges den Gefahren entgegen und sah es als seine Hauptaufgabe an, seine Gemeinde auf die unmittelbar bevorstehenden Leiden zu rüsten.

Die rote Flut schwoll an. Panikartig verließen viele Balten das Land. Hahn rang mit seiner Frau, mit der er alles zu teilen gewohnt war, um Klarheit. „Er fürchtete nichts so sehr, als ein Mietling zu sein", so entschloß er sich, zu bleiben und seiner Gemeinde zur Seite zu stehen. Keineswegs aber verlangte er dasselbe von allen, sonderlich nicht von denen, bei denen man, menschlich geurteilt, sicher annehmen mußte, daß sie beim Bleiben sofort verhaftet werden würden, wodurch sie jeder Wirkungsmöglichkeit beraubt worden wären. Das brauchte bei ihm, der politisch gar nicht hervorgetreten war, nicht als selbstverständlich angenommen zu werden, so lag für ihn, so meinte er, kein direkter Grund zu fliehen vor. Deshalb blieb er. Seine Stellung zum Leiden, das er immer im Auge behielt, hat er der Gemeinde mit folgenden Worten gepredigt (am 3. Advent 1918): „Mein Tod liegt ganz in meines Herrn Hand. Er wird über Zeit und Art meines Todes bestimmen. Ich werde sterben sicher nicht, wenn Zufall oder blindes

Schicksal mich trifft, oder wenn böse Menschen es wollen, sondern dann, wenn mein Herr es will, nicht einen Augenblick früher oder später — und dort, wo er gerade mein Sterben brauchen wird, und so, wie Er es für nötig findet. Auch alle Umstände meines Todes wird Er, wie einst beim Sterben seines Sohnes auf Golgatha, fügen — — Gegenüber den Mächten der Finsternis braucht der Herr jetzt so viele große Dienste und hochgesinnte Diener. Möge doch in uns der urchristliche Märtyrersinn wieder aufleben, der nie zum Martyrium sich drängt, wohl aber, wenn es kommt, tapfer ihm entgegengeht. Nur ganz Wenige von uns dürften so weit sein, aber erstreben und erbitten sollten wir uns jetzt diesen heldenhaften Christensinn — — Er, der nun einmal der Herr der Märtyrer ist, braucht das Sterben der Seinen je und je, als die kostbarste Aussaat seines Reiches. — Er braucht die Treue bis in den Tod. Er braucht furchtlose Todesbewährung, damit es vor der Welt sich als eindrucksvollste Tatpredigt erweise, daß die Christen das Gute wollen wirklich um des Guten willen, Christus um Christus willen, nicht um irdischen Glückes willen, — der Herr fordert diesen Dienst nicht von allen, aber von vielen, als einen besonders schweren, aber doch hohen."

Einem Amtsbruder aber schrieb er in jenen Tagen: „Ich glaube, wir werden es vor dem Herrn der Kirche sehr ernst zu verantworten haben, ob, wann und wie wir unsere Posten, die doch Seine Posten sind, die Er uns anvertraut, räumen. Mir scheint, unser Verhalten in solcher Zeit wiegt überaus schwer. Der Wert des Hirtenstandes entscheidet sich ganz wesentlich in solchen Zeiten. — — Wieviel kommt es in der Gegenwart, in dieser Zeit der Finsternis darauf an, daß auf allen Posten, wo nur irgendeine Einflußmöglichkeit besteht, kräftige Gottes- und Christuswirkungen ausgeübt werden mit Einsatz der ganzen Persönlichkeit. Wenn wir nicht bereit sind, um des Zeugnisses des Evangeliums unser Leben zu opfern, so beweisen wir, daß das Evangelium für uns nicht den nötigen vollen Wert gehabt. Kurz, daß

das Bleiben auf dem Posten für uns Gefahren möglicher-, ja wahrscheinlicherweise mit sich bringt, ist für mich durchaus noch kein Grund, ihn zu verlassen."

Die Schreckensherrschaft hob an. Am 21. Dezember 1918 weht die rote Fahne vom alten Dorpater Rathause und kündet an, daß die Dorpater Kommunisten die Herrschaft an sich gerissen haben. (Es ist der achte Regierungswechsel in zwei Jahren.) Am Tage darauf, an einem Sonntag, rückt das russisch-estnische Bolschewikenheer in Dorpat ein. Die Regierung erläßt die bekannten phrasenhaften Dekrete. Dorpat hat keine fröhliche, aber tief gesegnete Weihnachten gefeiert. Hahn hält, wie die übrigen Pastoren, ruhig die Weihnachtsgottesdienste, obgleich sich das Gerücht verbreitet, es würde zu Störungen kommen. Die Kirchen sind gefüllt, die Gottesdienste weihevoll. Das Evangelium von der großen Freude wird der verängsteten Gemeinde verkündet, die alten Weihnachtslieder erklingen — — —

Haussuchungen und Verhaftungen beginnen, der erste Mord geschieht. Am 28. Dezember werden alle Gutsbesitzer und Pastoren, „deren verbrecherische Hände vom Blute der estnischen Arbeiter triefen", für „vogelfrei" erklärt. Am 29. Dezember wird das Abhalten von Gottesdiensten und jede rituelle Handlung „völlig" untersagt, die Kirchen zum Eigentum der Kommune erklärt und einem Kommissar zur Verwaltung übergeben. Am 31. Dezember wird den „Pfaffen" befohlen, Dorpat sofort zu verlassen. So kann kein Gottesdienst mehr gehalten werden, statt dessen predigt der Kommunist Wallner in der Petrikirche: „Wir haben nur einen Gott, das ist das Volk selber, und dieser neue Gott ist stärker als der alte."

Hahn sammelte kleine Kreise seiner Gemeindeglieder im Pfarrhaus und Privathäusern zu gottesdienstlichen Feiern. Er ging von Haus zu Haus, die Ängstlichen und Bekümmerten aufzurichten und zu stärken: „Wenn ich jetzt sterben müßte, so hätte sich mein Bleiben doch gelohnt", sagte er zu seiner Frau nach solchem Tagewerk. Als diese

ihm gegenüber einmal die feste Zuversicht aussprach, Gott werde ihn bewahren, wie Daniel in der Löwengrube, da wies er dieses als alttestamentlichen Standpunkt ernst zurück, Christus habe seinen Nachfolgern das Kreuz verheißen. Auf den Einwurf, Luther singe doch: Ein feste Burg ist unser Gott, erwiderte er, Luther fährt auch fort: Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin.

Hahn war nie lebensmüde, er liebte zu sehr seine reiche Arbeit und sein sonnig frohes Familienleben, aber es wurde ihm zur inneren Gewißheit, daß Gott von ihm das „große Opfer" fordern würde.

Am 3. Januar 1919 wurde er verhaftet und in das zum Gefängnis eingerichtete Bankgebäude, Kompagniestraße 5, geführt. Das Arrestlokal war im Erdgeschoß gelegen, die Fenster zur Straße vergittert, mit eisernen Läden geschlossen, die Luft zum Ersticken. Für höchstens zwanzig Personen war Raum geschafft, über fünfzig wurden eingepfercht. Ein ununterbrochenes Stimmengewirr ließ keine Ruhe aufkommen, der Tabaksqualm war unerträglich. Hahn fand hier erquickende Gemeinschaft mit dem feinen, frühvollendeten Fakultätsgenossen Professor Baron Stromberg, der nach einigen Tagen unerwarteterweise freigelassen wurde. Auch der charaktervolle griechische Bischof Platon und der ehrwürdige Priester Nikolai Beschanizki und viele liebe Gemeindeglieder bildeten eine gesonderte Gruppe und pflegten geistiges und geistliches Leben. Stromberg schilderte einmal in leuchtenden Farben seine letzte italienische Reise, Hahn rezitierte ein andermal aus dem Gedächtnis das Gebet von Geibel, September 1848:

Herr, in dieser Zeit Gewoge,
da die Stürme rastlos schnauben,
wahr', o wahre mir den Glauben,
der noch nimmer mich betrog,

Der noch sieht in Nacht und Fluch
eine Spur von deinem Lichte,
ohne den die Weltgeschichte
wüster Greuel nur ein Buch;

Daß, wo trostlos unbeschränkt
dunkle Willkür scheint zu spielen,
Liebe doch nach ew'gen Zielen
die verborgnen Fäden lenkt;

Daß, ob wir nur Einsturz schaun,
Trümmer, schwarzgeraucht vom Brande,
doch schon leise durch die Lande
waltet ein geheimes Baun;

Daß auch in der Völker Gang
Wehen deuten auf Gebären,
und wo tausend weinten Zähren,
einst Millionen singen Dank;

Ja, daß blind und unbewußt
deiner Gnade heil'gen Schlüssen
selbst die Teufel dienen müssen,
wenn sie tun nach ihrer Lust.

Herr, der Erdball wankt und kreist,
laß, o laß mir diesen Glauben,
diesen starken Hort nicht rauben,
bis mein Geist dich schauend preist!

Es beginnen die erregenden Verhöre. Hahn ward in einer Nacht herausgerufen, ihm wurde vorgeworfen, in einer Predigt die Bolschewiken, die im Frühjahr des Jahres 1918 für kurze Zeit die Herrschaft inne hatten, „Räuberhorden" genannt zu haben, er sollte seine Freunde und Gesinnungsgenossen nennen und sollte ein falsches Protokoll unterschreiben, er tat beides nicht. Von ihm und Platon wurde verlangt, nicht mehr Christum zu predigen, ihre Antwort war: „Sobald unsere Zungen wieder frei, werden wir Gott loben." Vom letzten Verhör kam Hahn ganz erschüttert zurück, soviel Roheit und Bosheit war ihm begegnet, und „ich ward verurteilt, ehe ich noch ein Wort gesagt".

Die Situation wird immer kritischer, etliche, die zum Verhör gerufen, kehrten nicht wieder, was das zu bedeuten habe, wußten alle. Hahn

vertiefte sich immer mehr in seine Bibel, er äußerte in jenen Tagen zu einem Mitgefangenen: „Tausendmal lieber möchte ich hungern, als ohne Bibel sein." Sie gab ihm Trost und Kraft, besonders hat er sich immer aufs neue in das hohepriesterliche Gebet versenkt. Aus seiner Bibel lasen auch andere, es bildete sich, da jede Andacht verboten war, eine stille Gebetsgemeinschaft über ein von allen gelesenes Wort. Der mitgefangene griechisch-orthodoxe Bischof Platon hatte wenige Tage vor seiner Verhaftung Hahn und einem jungen Amtsbruder gegenüber es ausgesprochen: „Deutlicher denn je sehen wir jetzt das, was wir schon längst hätten sehen sollen, daß die Unterschiede zwischen den Konfessionen nichts anderes sind als Mauern, von Menschen errichtet, doch diese Mauern sind nicht hoch, über ihnen thront ein Gott — unser aller himmlischer Vater." Hier wurde es wahr, über den Mauern fanden sich die betenden Hände. Die Eine heilige Kirche, die wir glaubend bekennen, hatte hier Gestalt gewonnen, nicht durch eine Union der Konfessionen, sondern der Leiden um des „Christennamens" willen. Als einer der lutherischen Pastoren dieses Kreises von einer erniedrigenden Arbeit (er war zur Reinigung der Abtritte gezwungen worden) zurückkehrte und erschüttert über die Gemeinheit zusammenbrach, tröstete ihn ein griechischer Priester mit den Worten: „Bruder, alles für Christo." Wie denn auch später bei der Beerdigung der Opfer die griechischen Priester am Sarge Hahns, „dieses Gottesmenschen", und die lutherischen Pastoren am Sarge Platons in beredten Worten dem Ausdruck verliehen, was sie miteinander in diesen Tagen, die so ganz dem Verkehr mit Gott geweiht gewesen, Großes erlebt und fürs Leben gewonnen haben. Hier war die wahre Unio sancta, da alles Scheidende zurücktrat vor dem einen Großen: dem Kreuz um Christi willen.

Am 14. Januar 1919 heulten Granaten über die Stadt. Unter den Gefangenen verbreitete sich die Kunde, die Befreier kämen, die im Keller wußten, es naht die Entscheidungsstunde. Ein Kommissar, von

zwei Bewaffneten gefolgt, ruft, von einer Liste lesend, den Bischof Platon auf, er soll sich die Überkleider anlegen und ihm folgen. Nach ein bis zwei Minuten ertönt im Keller unter dem Arrestlokal der Bank eine dumpfe Detonation, der Kommissar erscheint wieder, der Priester Beschanizki wird aufgerufen, es wiederholt sich dasselbe. In die atemlose Stille der Zelle ruft einer: „Im Keller unter uns" — — und jeder weiß, was das bedeutet. Als dritter wird Hahn aufgerufen, mit auf der Brust gefalteten Händen, nach oben gerichtetem Blick verläßt er mit großen Schritten das Zimmer.

So geht es fort bis zum neunten, — dann standen die Befreier vor der Tür. Die Henker flüchteten, ohne die Blutarbeit zu beenden, sie brachten ihr Leben in Sicherheit.

Auf dem Korridor des Gefängnisses fand sich Hahns Bibel, sie öffnete sich immer beim Aufschlagen auf der Seite, da geschrieben stand 2. Kor. 12, 9: „Laß dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig." Die Gnade Gottes hat ihn stark erhalten bis zuletzt und hat ihm die Kraft gegeben, auch das Schwerste zu tragen: Hingegeben zu sein an die Macht der Finsternis. Luk. 22, 53.

Als Hahns Leiche aus dem „Mordkeller" in sein geliebtes Pfarrhaus getragen wurde und aufgebahrt war, trat eine Frau, deren Mann auch ermordet worden war, an die Leiche Hahns heran, streichelte die Hände des Toten und sagte immer aufs neue tief ergriffen: „Ströme des Segens." Ja, Ströme des Segens sind von ihm ausgegangen, die Ewigkeit wird sie offenbaren. Seine Gemeinde und seine Studenten, die als Hörer zu seinen Füßen gesessen, danken ihm über das Grab für sein Lehren und Leben und seine Treue, die er mit seinem Tode besiegelt.[33]

Pastor Wilhelm Schwartz
geboren in Dorpat 4. November 1864
ermordet in Dorpat 14. Januar 1919

Schwartz war ein Mann, der nie in der Öffentlichkeit irgendwie Führer gewesen, der in der Stille als Diakonus der Johanniskirche in Dorpat und als Hausvater im Waisenhause, wie auch als Religionslehrer gewirkt. Den Kindern im Kindergottesdienste und in den Schulen und den armen schlichten Gemeindegliedern hat Schwartz seine Liebe geschenkt. Er wurde am 13. Januar zugleich mit seinem achtzehnjährigen Sohne verhaftet und in das Bankgebäude, Compagniestraße 5, gebracht. Als er am Morgen des 14. Januar herausgerufen wurde, war er der festen Überzeugung, er sei nun frei, statt dessen mußte auch er in den furchtbaren Mordkeller, wo ihn sofort die tödliche Kugel traf. Er ist, wie sicher anzunehmen, das Opfer einer Verwechslung geworden. Sie wollten einen andern Pastor Schwartz töten, sie haben Wilh. Schwartz aus Dorpat gegriffen und erschossen.
Auch seinen Sarg umstanden nicht nur die lutherischen Amtsbrüder, sondern auch alle orthodoxen Priester, die zur Zeit in Dorpat weilten, sie gaben das letzte Geleit einem Christenmenschen, der den Tod erlitten, weil er ein Amt in der christlichen Kirche bekleidete.[34]

Die Kurländer

Pastor Hans Bielenstein
geboren in Doblen 13. Februar 1863
ermordet in Bauske 13. Januar 1919

Hans Bielenstein, Sohn des Pastors D. Dr. Bielenstein (s. S. 33), wurde nach beendetem Studium in Dorpat 1888 Pastor von Alt-Rahden.
Schon vom Vaterhause aus mit dem lettischen Volke innigst verwach-

sen, ist Bielensteins Verhältnis zu seiner Gemeinde nie getrübt worden. Mit ihr hat er Freud und Leid geteilt. Die anderen Amtsbrüder meinten alle einstimmig: wenn Einer seiner Gemeinde sicher sei, so sei es Bielenstein.

Zum Verhängnis wurde ihm später bei den zur Herrschaft gelangten roten Letten, daß er von der deutschen Okkupationsgewalt 1915 gezwungen wurde, weil keine andere geeignete Persönlichkeit sich fand, Amtsvorsteher zu werden. Er hat bei der Übernahme des Amtes ausdrücklich erklärt, daß er in erster Linie Pastor bleibe, und hat solches auch in seiner Amtsführung mit der Tat bewährt.

Als der schwere Dezember 1918 herankam und die Gerüchte über den Bolschewismus, der näherrückte, immer unheimlicher wurden, entstand die Frage, ob bleiben oder fliehen.

Bielenstein erschien das Verlassen der Gemeinde gerade zur Weihnachtszeit undenkbar. Tiefer, stiller Ernst legte sich auf sein sonst so kindlich frohes Wesen. Einmal wurde er in seinem Entschluß zu bleiben wankend, als seine Söhne von Goldingen, Anfang Januar, ins Elternhaus einkehrten und nach dem, was sie vom Bolschewismus gehört, dringend die Eltern zur Flucht überredeten. Doch auch dieses Schwanken ging bald vorüber; große Ruhe und Frieden kamen über ihn, er tröstete sich und die Seinen mit dem Worte Joh. 16, 33, das einst Cyprian das Labsal der Märtyrer genannt: „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, Ich habe die Welt überwunden." Er ordnete alles bis aufs letzte. Für seine Beerdigung bestimmte er: kein Pastor solle an seinem Grabe sprechen, damit diesem nicht von den Roten dafür Ungelegenheiten bereitet würden. „Sprich du ein Vaterunser am Grabe", bat er seine Frau. Auf die Überführung seiner Leiche zum Doblenschen Erbbegräbnis möge man verzichten, „überall ist Gottes Erde". Seinen Söhnen, damals 23 und 18 Jahre alt, legte er ans Herz, seinen Tod nicht zu rächen, denn „die Rache ist mein, spricht der Herr". Er war auf alles gefaßt. Das Furchtbare kam schnell heran.

Am 10. Januar erreichten die Roten Alt-Rahden. Am 12. Januar, einem Sonntag, kamen ihre Soldaten ins Pastorat, Bielenstein zu verhaften. Er war nicht zu Hause. Er predigte an diesem Sonntag in der Filialkirche. Dort hatte er von der Gemeinde Abschied genommen, es ging dabei her wie zu Milet Apostelgeschichte 20, 17 ff. u. 37. Als er um vier Uhr heimkehrte, wurde er sofort gegriffen. Ein Brautpaar, das zur Trauung im Pastorat erschienen war, durfte er noch trauen. Man sang das schlichte baltische Lied: „So nimm denn meine Hände." — Bielenstein hielt die Traurede über die Gedanken dieses Liedes, das Paar, sich und sein Haus Gott befehlend. Sofort nach der Trauung wurden Bielenstein und seine Söhne hinausgeführt, — Bielenstein voran mit still verklärtem Angesicht, der älteste Sohn hinter ihm stolz und fest und dann der Jüngste, der leise der Mutter sagte: „Mammi, bete für mich." Sie sollten gleich erschossen werden. Doch berieten sich die Soldaten und beschlossen, die Gefangenen nach Bauske zu bringen. Da es aber schon dunkel geworden war, wurde der Transport aufgeschoben. Die Gefangenen wurden zur Nacht in ein leeres Zimmer des Alt-Rahdenschen Gutshofes gesperrt. Dorthin konnte die Pastorin ihnen noch Decken und Lebensmittel durch einen Boten schikken und erhielt durch denselben Boten ein kurzes dankendes Grußwort zurück.

Seinen Söhnen las Bielenstein den 23. und 121. Psalm vor, aus dem Testament, das er beim ersten Scheiden aus dem Elternhause als Gymnasiast erhalten hatte. Am 13. Januar wurden sie in der Frühe nach Bauske geschafft, auf dem Wege sagte Bielenstein zu seinen Söhnen: „Diesen Weg mußte auch mein Heiland gehen." Sie wurden ins Gefängnis gebracht. Nach kurzem erquickenden Schlaf hat Bielenstein dort noch mit den Söhnen manch Schönes, das seine Seele in den letzten Tagen bewegt hatte, geteilt. Am Nachmittage desselben Tages wurde er vorgerufen zu einem kurzen „Verhör", bei dem ihm aber gleich mitgeteilt wurde, daß er zum Tode verurteilt sei. Eine von

der lettiſchen Gemeinde eingereichte Bittſchrift, ihn ſofort freizulaſſen, da die Gemeinde ihm nur das beſte Zeugnis ausſtellen könne, blieb unberückſichtigt und beſchleunigte offenbar ſeine Hinrichtung. Er wurde zum Erſchießen hinausgeführt, konnte noch ſeinem älteſten Sohne ſein liebes Neues Teſtament übergeben, dann wurde er zuſammen mit einem Herrn v. U. zur Bauskeſchen Ruine eskortiert. Auf dem Wege dorthin hat er geſucht, ſeinem Leidensgenoſſen Troſt und Kraft zu geben. Beide mußten ſich ihrer Kleider entledigen, ſogar ihre Strümpfe ausziehen, dann wurden ſie aufgeſtellt. Bielenſtein ſagte: „Mit meinem Körper könnt ihr tun, was euch befohlen iſt, meine Seele wird gleich im Paradieſe ſein.“

Als ſeine Leiche nach der Einnahme Bauskes durch die Baltiſche Landeswehr auf dem Bauskeſchen Friedhofe beſtattet werden konnte, herrſchte in Alt-Rahden noch die rote Macht, ſo kam es, daß bei der Beerdigung keines der Gemeindeglieder zugegen war. Nun aber macht gar mancher aus Alt-Rahden den weiten Weg nach Bauske, um Blumen auf das Grab des lieben Hirten zu legen.[35]

Propſt Alexander Bernewitz
geboren im Paſtorat Kandau 26. Mai 1856
ermordet in Kandau 16. Januar 1919

Im alten Kandauſchen Paſtorat, das durchflutet war von ewiger und irdiſcher Sonne, wuchs Bernewitz mit neun Geſchwiſtern heran. Nach beendetem Studium der Theologie in Dorpat erkrankte ſein Vater. Er wurde ſelbſtverſtändlich ſein Adjunkt, hernach ſein Nachfolger und blieb es 37 Jahre hindurch. In jungen Amtsjahren hat er mit Feuereifer den Kampf gegen die Propaganda der orthodoxen Kirche erfolgreich geführt, allzeit ſeine Gemeinde in Treue gebaut. Ihm war es gegeben, jede geiſtliche Handlung in geiſtlicher Weihe zu vollziehen. Er war durchdrungen von der Größe der Aufgabe paſtoralen Wirkens.

Gesundheitlich war er nicht einer der Stärksten, namentlich haben ihm seine Nerven viel zu schaffen gemacht. Doch gab ihm Gott immer wieder aufs neue Kraft zur Arbeit, die sich noch mehrte, als er von seinen Amtsbrüdern einstimmig zum Propst der Kandauschen Diözese gewählt wurde.

Sein Verhältnis zur kleinen deutschen Gemeinde blieb dauernd das beste. Anders zur großen lettischen Gemeinde, hier hatte sich besonders nach der Revolution eine Trübung eingestellt, die immer stärker wurde. Das war der größte Kummer seines Lebens. Er tat alles, um die Spannung, die zwischen Letten und Deutschen bestand, auszugleichen. Trotzdem er in der Zeit der deutschen Okkupation als Glied des baltischen Landesrats kraftvoll für das Recht des lettischen Volkes in der Schulfrage eintrat, war es doch vergeblich. Die Spannung zwischen ihm und der lettischen Gemeinde blieb bestehen.

Die geschichtliche Entwicklung nahm ihren Gang. Deutschland mußte weichen — Lettland wurde proklamiert. Der Bolschewismus nahte. Bernewitz erkannte den Ernst der Zeit. Im November 1918 machte er sein Testament. Da heißt es: „Mir ist der Gedanke ans Sterben nicht schwer. Sollte ich, worauf ich gefaßt sein will, bald abgerufen werden, so will ich gern folgen, nachdem mein Leben so reich durch Gottes Freundlichkeit gesegnet gewesen ist. Ich leugne nicht, der Gedanke an einen gewaltsamen Tod ist schwer, doch ich muß auch auf einen solchen gefaßt sein! Ich übergebe meine Seele Gottes Händen, als einer, der bekennt: Das Wollen des Guten habe ich wohl, wenn auch in großer Schwachheit, doch das Vollbringen ist mir nirgends gelungen, und mein Trost ist der des Paulus allein: Nicht daß ich es ergriffen habe — ich jage ihm aber nach — nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin (Phil. 3, 12). — Daß meines Lebens Arbeit zerbrochen ist, daß ich die dereinst freundliche, ja freundschaftliche Stellung in meiner lettischen Gemeinde und die Fühlung mit ihr verloren habe, bedrückt mich tief, was ich innerlich gelitten durch Verkennung auch

meiner ehrlichsten Absichten, durch feindselige Verleumdung, soll vergeben und vergessen sein. Gott sei mir armem Sünder gnädig. Er lasse wieder Zeiten werden — da unsere Gemeinden sich besinnen auf die ewigen Ziele — Gott erhalte unser Heimatland und unsere Heimatkirche. Er lasse sie innerlich gesunden und stark erstehen nach all den Nöten und Erregungen dieser letzten furchtbaren und doch in ihrem Kern und ihren dereinstigen Folgeerscheinungen großen Zeit."

Neujahr 1919 kam, mit ihm der Bolschewismus. Alles floh, was fliehen konnte. Bernewitz wurde gebeten, es auch zu tun. Er war 1905 bei seiner Gemeinde geblieben, er wollte auch jetzt bleiben. „Lieber mit Ehren untergehen, als fliehen", sagte er zu einem seiner Amtsbrüder. Er blieb. In Kandau hatten die Roten das Heft in die Hand bekommen, Stimmen wurden laut, die die Erschießung des Pastors verlangten, trotzdem feierte Bernewitz am Sonntag nach Epiphanias mit dem kleinen Häuflein seiner Getreuen den Gottesdienst. Heimgekehrt ins Pastorat, holten ihn die Roten zum Verhör nach dem Städtchen Kandau. Hier wurde ein Gericht inszeniert. „Wer klagt an?" Einer hebt an: „Der Pastor hat mir in der schweren Kriegszeit keine Kartoffeln verkauft." Es melden sich sofort Gemeindeglieder, die bezeugen, er hat allen verkauft, soviel er konnte. Mit dieser Anklage war also nichts zu machen, andere Anklagen wurden nicht gefunden. So entließ man ihn. Nachdem man von ihm das Versprechen abgefordert, daß er nicht fliehen werde, „sicherte man ihm zum Schluß den Schutz des Gerichtes" zu und erlaubte, daß er seine Gottesdienste ungestört halten könne.

Als er glücklich heimkehrte, sagte er zu den Seinen: „Ihr mögt es glauben oder nicht, als wir in Kandau einfuhren und all die vielen Menschen auf der Straße waren, die mir doch feindselig gegenüberstanden, da schlug mein Herz so ruhig, als ob ich eine Spazierfahrt machte." Am folgenden Sonntag predigte er über Römer 1, 16. Er sprach seine Freude aus, den Gottesdienst feiern zu dürfen, und er-

mahnte die Gemeinde, furchtlos zu bleiben. Es war sein letzter Gottesdienst. Am Montag machten die Deutschen noch einmal einen Vorstoß nach Kandau, um ihren Rückzug zu decken, und überredeten Bernewitz, mit ihnen abzuziehen. Er aber blieb. Am Mittwoch, den 16. Januar, wurde er in der Nacht von den Roten abgeholt, seine Frau durfte ihn trotz all ihrer Bitten nicht zur Stadt begleiten. Er wurde ins Gefängnis gebracht und bald darauf erschossen. Wie solches vor sich gegangen, läßt sich nicht mehr ganz genau feststellen. Seine Leiche ist beraubt gefunden worden, seine Mörder, darunter ehemalige Konfirmanden, sind fast alle eines schnellen bösen Todes gestorben. Etliche von ihnen wurden sofort nach der bald erfolgten Wiedereinnahme Kandaus durch die Baltische Landeswehr erschossen. Es wird erzählt, Bernewitz soll zu seinen Mördern gesagt haben: „Kinder, was wollt ihr tun? Wollt ihr euren alten Pastor erschießen? Ich bitte nicht um mein Leben, aber bedenkt, was ihr tun wollt." Sie sollen gestutzt haben, sie haben beraten, ob sie ihn laufen lassen sollten. Da soll einer von ihnen zur Tat gedrängt haben mit den Worten: „Was geschehen muß, muß geschehen." Sein letztes Wort soll gewesen sein: „Laßt mir Zeit zum Beten, — Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun." Da hat ihn die Kugel ins Herz getroffen.

Wie auch die Worte im einzelnen gewesen sein mögen, sie haben bei den Burschen tiefen Eindruck hinterlassen. Einer von ihnen, ein M..., der nach Riga geflüchtet war und hier in sicherer Verborgenheit lebte, hat sich im Juni desselben Jahres in Kandau dem Feldgericht der Baltischen Landeswehr gestellt, vom Tode Bernewitz' erzählt und zum Schluß gesagt: „Ich finde nirgends Ruhe, immer sehe ich den Pastor und höre seine Worte. Mein Leben ist zerstört, ich will sterben."

So hat Gott Bernewitz das im Tode gewährt, wonach er sich im Leben so heiß gesehnt, daß seine Predigt gehört werde und wirke.

Als Propst Jürgensohn Nurmhusen die von den Roten entweihte und besudelte Kandausche Kirche am 10. April 1919 wieder weihte, da

wurde als erster der alte Pastor, Propst Alex. Bernewitz, nun als Toter, in dieselbe getragen.
Sein Sterben war die wirksamste Predigt seines Lebens gewesen, er hatte sie mit seinem Blute besiegelt.[36]

Propst Karl Moltrecht
geboren im Pastorat St. Matthiae 12. Mai 1860
ermordet bei Tuckum 20. Januar 1919

Moltrecht entstammt einem alt-livländischen Pastorengeschlecht, in dem Frömmigkeit eine Selbstverständlichkeit war und pastorales Wirken als väterliches Erbe galt. Er ist einer der wenigen livländischen Pastoren, die Kurlands Kirche gedient. Er war Pastor zu Zohden bis 1891 und dann bis zu seinem Ende Pastor zu Dondangen.
Er war streng konservativ, auch in seiner theologischen Richtung, nie aber schroff gegen Andersdenkende, die er mit Liebe und Geduld trug. Einer von den „Stillen im Lande", der durch treue Seelsorge und zarten Takt alle Herzen gewann. Seine deutsche und seine lettische Gemeinde verehrten ihn als ihren Führer und Berater. Ihm war kein Weg zu weit, kein Wetter zu schlecht, wenn ein Gemeindeglied ihn zu sich rief, und es waren oft Landfahrten von 60 Kilometern auf schlechten Wegen zu machen.
In der Revolutionszeit 1905/6 blieb Moltrecht auf seinem Platz, blieb auch, als der Nachbarpastor Gruehn (s. S. 59) ermordet, ein anderer (Pastor Fuchs) schwer verwundet wurde und man auch ihn bedrohte. Obrigkeit und Gemeinde boten ihm für seine einsamen Fahrten ihren Schutz an, aber er ist meist allein gefahren, sich der Hut Gottes befehlend. Als die Strafexpedition 1906 ihr schweres Werk tat, gelang es ihm, viel Unheil von seiner Gemeinde abzuwenden. Er hat manchem fälschlich Angeklagten durch sein treues Eintreten das Leben gerettet.

Der furchtbare Abgrund, der sich in der Revolution aufgetan, erfüllte ihn mit schweren Zweifeln, ob die bisherige Art seines pastoralen Wirkens die rechte gewesen, und ob er ein rechter Pastor sei. Wie war es möglich, daß trotz Predigt und Seelsorge solche Gottlosigkeit einen, wenn auch kleinen Teil der Gemeinde erfassen konnte! Er wollte sein Amt niederlegen, oder er wollte von Dondangen weichen, um die vakant gewordene Pfarre St. Matthiae, seine Heimatgemeinde, zu übernehmen, zumal diese Gemeinde ihn herzlich darum bat. Doch er kämpfte sich durch und gewann die Freudigkeit, sein pastorales Amt weiterzuführen. Seine Treue und sein Pflichtgefühl bewogen ihn auch, in Dondangen zu bleiben, zumal auch diese Gemeinde ihn dringend darum bat, und er, der durch das Vertrauen seiner Amtsbrüder Propst der Piltenschen Diözese geworden, auch in diesem Amte geliebt, geehrt und begehrt war, weil er, ob er auch ein Stiller im Lande war, doch einen festen Charakter hatte. Für Moltrecht ist das folgende Gespräch bezeichnend, das ein preußischer Prinz während der Okkupationszeit mit ihm geführt hat: „Was würden Sie tun, wenn Ihnen befohlen würde, im Gottesdienst für das deutsche Militär, für den deutschen Kaiser zu beten?" „Ich würde es nicht tun," antwortete Moltrecht ruhig, „denn noch bin ich durch meinen Untertaneneid an den russischen Kaiser gebunden", worauf der edle Prinz antwortete: „Solche Menschen könnten wir brauchen."

Als der Bolschewismus heranrückte, dachte Moltrecht nicht an Fliehen. Sein Pastoren- und Propstamt verpflichteten ihn zu bleiben. Er sah auch zunächst nur Gefahr für die Besitzenden, er aber war arm. Doch es kam anders.

Im Januar 1919 bildete sich in Dondangen ein revolutionäres Komitee, das alle ihm unbequemen Personen aus dem Wege schaffen wollte. Am 15. Januar drangen in der Morgenfrühe Bewaffnete in Moltrechts Schlafzimmer und zwangen das Pastorenpaar, sich in ihrer Gegenwart anzukleiden, ließen den Propst nicht einen Augenblick

allein und gestatteten ihm nicht einmal, einen ungestörten Abschied von seiner Familie zu nehmen. „Er müsse sofort nach Talsen zum Verhör; er werde bald wiederkommen", logen sie feige. Moltrecht glaubte dem, denn er hatte kaum persönliche Feinde in seiner Gemeinde. Als er hinausgeführt wurde, sagte er zu seiner Frau: „Es kann mir nichts geschehen, als was Er hat versehen und was mir selig ist", und zu seinen Töchtern, der Sohn war fort in der Landeswehr: „Sorget für Mutter."

Moltrecht wurde mit anderen Verhafteten seines Kirchspiels im Gefängnis zu Talsen eingesperrt. Hier hat sich über Moltrecht eine Flut von Spott und Hohn ergossen. Ein Kommissar verlangte von ihm, er solle doch jetzt Pastor spielen und ihn gleich mit einem dort wachehaltenden dirnenhaften Flintenweibe trauen. Moltrecht hat allen Spott geduldig getragen. Er hoffte, seine Gemeinde werde ihn befreien. Sie wagte es nicht, der Terror war zu groß.

Nach vier Tagen wurden die Gefangenen in schneidender Kälte nach Tuckum gebracht. Kurz vor Tuckum wurden ihnen die Pelze und Stiefel von der Begleitmannschaft geraubt. Ein Roter sah, daß Moltrecht eine goldene Uhr hatte, die ihm die Gemeinde zu seinem Jubiläum geschenkt: „Gib mir die Uhr," sagte er, „du wirst sie nicht mehr brauchen." Nun wußten sie, was ihrer wartete, als die Tür des Gefängnisses in Tuckum sich hinter ihnen schloß. Am Abend wurden die Gutsbesitzer herausgerufen. Von Moltrecht sagte der Kommissar, „das ist auch einer von der Sorte, der kann auch kommen". So gehörte auch er zu den Todgeweihten. Es wurde mit ihnen noch Gericht gespielt, die törichtsten Fragen an sie gerichtet, sobald sie aber eine Aussage machen und sich verantworten wollten, wurde ihnen sofort Schweigen geboten mit den Worten: „Es genügt schon." Das „Urteil" stand ja auch schon längst fest. Uber die letzte Nacht ist nichts bekannt geworden, keines der Opfer, die gesondert von den anderen Gefangenen gehalten wurden, ist entronnen. In der Morgenfrühe sind sie,

19 an der Zahl, zum „Galgenberg" hinausgeführt, dort mußten sie selbst ihr Grab graben, da hat man auch hernach Moltrechts Leiche gefunden, vollständig ausgeraubt. Ein Schlag auf den Kopf hat ihn hingestreckt, dann hat eine Kugel den am Boden Liegenden vollends getötet und diesem edlen Pastorenleben ein Ende gesetzt.[37]

Pastor Arnold Rutkowski
geboren im Pastorat Hofzumberge 16. Februar 1805
ermordet in Mitau mit seiner Frau Elise geb. v. Bahder
14. März 1919

Als sechstes Kind von dreizehn Geschwistern wuchs Rutkowski im alten kurländischen Pastorat heran, studierte in Dorpat und wurde Nachfolger seines Vaters. Sein stilles Wirken in der Gemeinde nach väterlicher Art wurde jäh unterbrochen durch die Revolution 1905/6, die ihm manches Leid zu tragen gab. Auf die folgenden acht Friedensjahre folgte der Weltkrieg mit all seinen Schrecken. Schon sollte Rutkowski von den Russen verschickt werden, da wurde er durch das schnelle Einrücken der deutschen Truppen von dieser Gefahr befreit. Als der Bolschewismus herannahte, blieb er, glaubte er doch, sich auf seine Getreuen verlassen zu können, die ihm versprochen, für ihn einzustehen.
Die Haussuchungen begannen. Einmal sollte er verhaftet werden. Ehe er sich in die Hände seiner Häscher gab, kniete er nieder zum Gebet. Sie sahen ihn im Gebet ringen: „Der ist ja verrückt", meinten sie und gingen ohne ihn von dannen. Nach einigen Tagen kamen andere und verhafteten am 27. Februar 1919 Rutkowski und seinen sechzehnjährigen Sohn, beide wurden mit anderen Geiseln nach Mitau ins Gefängnis gebracht. Die Gemeinde ließ es geschehen und tat keinen Schritt zu seiner Befreiung, nur die Seinen waren unablässig am Werke, ihn und den Sohn freizumachen. Der Erfolg war, daß auch die Pastorin mit den beiden jüngsten Kindern von elf und dreieinhalb

Jahren nach Mitau ins Frauengefängnis abgeführt wurden. Die Kinder wurden bald Verwandten ausgeliefert. Rutkowski, seine Frau und der sechzehnjährige Sohn blieben im Gefängnis. Näheres ist aus der Gefängniszeit nicht zu ermitteln.

Als am 18. März seine vier ältesten Söhne mit der siegreichen Landeswehr in Mitau einzogen, konnten sie wohl ihren jungen Bruder aus dem Gefängnis befreien, die Eltern waren am Abend des 14. März 1919 mit 47 anderen Opfern auf dem Hof des Gefängnisses erschossen worden.[38]

Pastor Christoph Strautmann
geboren in Schnickern 11. November 1860
ermordet in Alt-Rahden 19. März 1919

Strautmann war ein Sohn des lettischen mittellosen Volksschullehrers Michael Strautmann. Mit eisernem Fleiß und zäher Energie vervollkommnete Ch. Strautmann seine Bildung, sich den Lebensunterhalt selbst erwerbend. Er wurde Lehrer, bereitete sich als Lehrer auf das Abiturium vor, konnte endlich seinen Herzenswunsch erfüllen und bezog 1890, fast als Dreißigjähriger, die Universität und beendete in sechs Semestern mit allen Ehren (goldene Medaille) das Studium der Theologie. Nach einigen Jahren reicher Schularbeit wurde er 1896 Pastor der lettischen Gemeinde in Bauske.

Sein verschlossenes Wesen hat ihm sein Leben schwer gemacht, er öffnete wenigen sein Inneres, wenige verstanden ihn. Der einzige Freund unter den Amtsbrüdern, dem er auch Anteil an seinem Innenleben gab, war Hans Bielenstein (s. S. 86). Strautmann, der sich in hartem Kampfe und strengster Selbstzucht seine Position geschaffen, stellte auch an seine Gemeindeglieder strenge Anforderungen, so erschien er nach außen oft hart, und doch, wie weich er war, das zeigte sich besonders im Umgang mit den Kindern.

In der Revolutionszeit 1905/6 harrte er ebenso selbstverständlich bei seiner Gemeinde aus, wie in den Stürmen des Weltkrieges. Als Bauske Kriegsschauplatz zu werden drohte, willigte er darin, daß seine Frau und seine Kinder zu Verwandten nach Rußland flüchteten, wie er glaubte, nur auf einige Monate, dann erwartete man ja allgemein den Frieden. Aus den Monaten wurden fast drei Jahre. Er trug schwer unter der Einsamkeit und der Ungewißheit über das Geschick der Seinen und der Heimat. Der Einsame, sonst so Verschlossene, läßt in dem Tagebuch jener Zeit uns tiefe Blicke in sein Inneres tun. „Ich trage mein Leid immer stiller und stiller, nur in der Predigt brechen manchmal die Tiefen auf... Oft übermannt mich die Bangigkeit, vielleicht an der Wegkante mein Leben vollenden zu müssen, ohne daß eine liebe Hand meine Stirne kühle... Gott wird schon die Wege finden, die die richtigen sein werden... Sie (die Einsamkeit) ist ein Verhängnis, von Gott zugelassen, um Herz und Nieren zu prüfen. Es wird wohl der gnädige Wille Gottes sein, der mich zubereitet, heimwärts zu gehen, fertig zu sein..."

Gott bescherte ihm die Freude, die Seinen wiederzusehen, aber dieses Wiedersehen brachte ihm auch inneres Leid, denn einer seiner Söhne war in Rußland in den langen Jahren ohne väterliche Zucht unter russischen Einfluß gekommen und konnte sich nur schwer in das Leben eines evangelischen Pfarrhauses hineinfinden. Dazu kam die dunkle Wolke, die sich immer drohender um Strautmann zusammenballte, als die Bolschewikenherrschaft im Bauskeschen Kreise begann. Sein Freund Bielenstein wurde in Bauske im Januar 1919 erschossen, Strautmann machte sich auch darauf gefaßt, verrichtete aber treu bis ins Letzte sein Amt. Die Gottesdienste verliefen ohne Störungen, viele trieb die Not der Zeit in die Kirche, Stärkung zu suchen. Die entschiedene Haltung der Gemeinde schreckte die Bolschewiken vor Entweihung der Kirche zurück, das Pastorat aber wurde mit Haussuchungen öfters geplagt. Strautmann hatte seinen kleinen Getreidevorrat, dessen er für sich

und die Seinen dringend bedurfte, vor den Bolschewiken verleugnet. Weil er solches getan, galt er ihnen als „Volksaussauger", der dem Volke das Brot entziehe. Als solchen haben die Bolschewiken Strautmann öffentlich zu brandmarken gesucht.

Die Landeswehr rückte immer näher, die Herrschaft der Roten wurde immer drückender. Es war die Passionszeit 1919, in seinem Tagebuch schrieb er damals von seinen inneren Kämpfen, aber auch von dem Siege, den er errungen, — „nun bin ich mit meinem Gotte im reinen, rufe mich, Herr, dein Knecht höret".

Bei Strautmann wurde ein Milizionär einquartiert, der seine „Flucht" verhindern sollte. Strautmann dachte nicht an Flucht, er hatte mit dem Leben abgerechnet. Reminiszere, 16. März 1919, predigte er zum letztenmal über Psalm 77, 7 ff., besonders Vers 11: „Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann alles ändern." Am Mittwoch, den 19., hielt er in seinem Hause die letzte Morgenandacht über Jes. 53,7 — da Er gestraft und gemartert ward... An diesem Tage zogen die Bolschewiken vor der heranstürmenden Landeswehr ab. Zuvor aber hielten sie noch Abrechnung mit allen ihren Gegnern, auch Strautmann wurde verhaftet.

Sie ließen ihm kaum Zeit zum Abschied, mit Spott ward er hinausgejagt; zu Fuß mußte er ca. zehn Kilometer nach Alt-Rahden gehen, getrieben von reitender Miliz. In Alt-Rahden wurde am 19. März 1919 ein kurzes Scheingericht abgehalten, Strautmann wurde zum Tode verurteilt. Ein Knabe brachte die Kunde: auf dem und dem Hügel des Alt-Rahdenschen Waldes liege er erschossen. Dort fanden die Seinen die Leiche, nur mit dem Hemde bekleidet, alles andere war geraubt. Ein Säbelhieb hatte seinen Kopf gespalten, eine Kugel seine Brust durchbohrt, die Hände hielt er gefaltet auf der Brust.

Man brachte ihn heim. Ein Sarg war in Bauske nicht aufzutreiben, die Bolschewiken hatten alle Bretter requiriert. Am 23. März wurde Bauske von der Landeswehr befreit, da hat ihn der Bauskesche deutsche

Amtsbruder Stavenhagen, der wunderbarerweise verschont geblieben, beerdigt. Strautmann war gestorben, wie er es einst befürchtete, ohne „daß eines lieben Menschen Hand auf seiner Stirne ruhen konnte". Die durchgrabenen Hände des Heilandes, zu dem er zuletzt gerufen, haben sich unter sein sinkendes Haupt gelegt.[39]

Pastor Paul Wachtsmuth
geboren in Mitau 15. Mai 1879
ermordet in Riga 20. März 1919

Wachtsmuths Schulzeit in Petersburg, dem einzigen Orte Rußlands, wo damals die Möglichkeit bestand, das Abiturium in deutscher Sprache zu machen, hat ihn aus der Enge der baltischen Verhältnisse herausgehoben, die Fortsetzung seiner Dorpater Studien in Berlin seinen Horizont weit gemacht. Er durfte unter Stoecker ein Vierteljahr in der Berliner Stadtmission mitarbeiten, wo ihm der Sinn für die großen sozialen Aufgaben der Kirche erschlossen wurde, und lernte in der vom „Tränenschulze" begründeten und gestalteten Jesusgemeinde, die damals vom Stadtmissionsinspektor Pastor Max Braun pastoriert wurde, ein Ideal des Gemeindelebens kennen, das er hernach in seiner eigenen Gemeinde zu verwirklichen gesucht hat. Dann zog er weiter in die Stadt der Barmherzigkeit, Bethel. Der große Innere-Missionsmann, Vater Bodelschwingh, wurde ihm ein gesegneter Lehrmeister. Die Zeit in Bethels Kandidatenkonvikt galt ihm als eine reiche Zeit seines Lebens. So ausgerüstet, wurde Wachtsmuth 1905, als Nachfolger des Vaters der Inneren Mission in Kurland, des originalen Löheschülers Katterfeld, zum Pastor der Johannisgemeinde und Rektor des Mitauer Diakonissenhauses gewählt. Wachtsmuth war kein Neuerer, sondern baute auf dem bewährten Grunde weiter. Die Gemeinde wollte er zu lebendiger Aktivität bringen in gottesdienstlichen anbetenden Feiern und im treuen Dienen an anderen. Seine Diako-

nissen wollte er „zum Stoßtrupp im Kampfe der Kirche mit dem Reiche der Finsternis" heranbilden. War Katterfeld ein Meister des Bittens gewesen, so verstand Wachtsmuth das Danken, und mit solchem Danken warb er immer aufs neue die nötigen Menschen und Mittel.

An Wachtsmuth erging 1910 vom Leipziger Missionskollegium der Ruf, als Missionssuperintendent nach Indien zu gehen. Er mußte ihn ablehnen, weil der Gesundheit seiner Frau das Tropenklima nicht zuträglich gewesen wäre. Konnte er auch nicht hinausziehen, so ward ihm der Ruf doch zum Anlaß, noch treuer und intensiver das Interesse für die Heidenmission in der Heimat zu pflegen.

Als der Weltkrieg 1914 losbrach, hat er die bei den Balten üblich gewordene Idealisierung alles Deutschen, welche als Reaktion auf die Leiden, die die russische Herrschaft über sie gebracht, verständlich war, abgelehnt. Ebenso aber hat er die von den Russen vorgeschriebene lügenhafte Phrase im Kirchengebet „um den Sieg in dem uns aufgezwungenen Kriege", trotz drohender Strafe, nie gebraucht, denn er konnte in Deutschland nicht den Urheber des Krieges sehen. Er erhoffte den Sieg Deutschlands mit warmem Herzen, denn nur dieser schien ihm die Möglichkeit zu bieten, die lutherische Kirche des Baltenlandes recht zu bauen.

1915 mußte die alte Oberin auf Verlangen der Russen, weil sie angeblich russische Nonnen beleidigt hatte, zurücktreten. Die Diakonisse Marie Schlieps wird ihre Nachfolgerin und eine treue Mitarbeiterin Wachtsmuths. Die russische Gendarmerie verfolgte auch Wachtsmuth. Beim Verhör hat er ihr bittere Wahrheiten über ihre schamlosen Machinationen gesagt. Der Verschickungsbefehl wurde ausgefertigt, doch — da schlug die Stunde, da die Deutschen am 1. August 1915 Mitau eroberten, der Befehl konnte nicht mehr ausgeführt werden. Wachtsmuth hat die Deutschen mit Jubel begrüßt und glaubte, daß nun dem Baltenlande eine hoffnungsreiche Zukunft beschieden sein werde.

Die Diakonissenhausarbeit und das daselbst eingerichtete Lazarett brachten ihn in lebendige Fühlung mit den Besten und Edelsten des deutschen Heeres und Volkes, zugleich freute er sich, daß er unter der wohlwollenden Förderung der Deutschen die Innere-Missionsarbeit ausbauen konnte. Er hatte weitausschauende Pläne für die Arbeit an den Gefallenen und Gefangenen, er gründete den Frauenhilfsverein, der in Mitau und anderen Städten ins Leben trat, er kämpfte aber auch wacker gegen den schmutzigen Schlamm, der in jeder Etappenstadt der Kriegszeit vielem Reinen und Schönen den Untergang brachte. Um die christlich-kirchlichen Kreise Kurlands für die Aufbauarbeit zu gewinnen, gab er seit 1917 die Zeitschrift „Kelle und Schwert" heraus. Hier suchte er das soziale Pflichtbewußtsein zu wecken, hier vertrat er den Gedanken, die Kirche müsse sich mit der gesunden Gemeinschaftsbewegung verbinden, hier macht er auf das Bedeutungsvolle der Zeit aufmerksam, da die Geburt eines neuen Weltzeitalters sich vorbereite. Das kommende Geschick der Kirche werde wesentlich davon abhängen, ob die Christen dieser Tage sich ihrer hohen Christenpflicht bewußt werden. Die Geburtswehen aber werden nicht ohne Gerichtswehen über das Land gehen, und das Gericht werde anheben am Hause Gottes.

Mitau fiel am 9. Januar 1919 in die Hände der Bolschewiken. In panikartiger Flucht hatten viele die Stadt verlassen. Weil die armen Gemeindeglieder und die Schwesternschaft nicht fliehen konnten, war Wachtsmuth geblieben. In der Januar-Nummer „Kelle und Schwert" hatte er geschrieben: „Es hat in diesem wirren Hin und Her etwas unendlich Beruhigendes, wenn man sich sagen kann: von deinem Posten, da Gott dich hingestellt, darfst du nicht wanken und weichen; du bleibst, was immer kommen mag, und Gott bleibt bei dir. Wir haben so oft in flammender Begeisterung gesungen, und die Herzen schlugen hoch dabei: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib — laß fahren dahin, sie habens kein Gewinn, das Reich muß

uns doch bleiben!" — wollen wir uns scheuen, das in die Tat umzusetzen?"

Da durch die Sprengung des Munitionslagers der abziehenden Truppen sämtliche Scheiben der Johanniskirche zertrümmert waren, hielt Wachtsmuth seiner Gemeinde den Gottesdienst im Betsaal des Diakonissenhauses. Es war ein verschüchtertes Häuflein, das die Fragen bewegte: was wird kommen, wie werden wir es ertragen? Ihnen gab Wachtsmuth Trost und Kraft aus göttlichem Wort und Sakrament. Die schwerste Zeit bricht an, Pastorat und Diakonissenhaus werden von Haussuchungen geplagt. Die Art, wie gesucht und untersucht wird, zeigt es immer klarer, es muß eine Denunziantin im Hause sein. — Ein Bolschewikenfunktionär wird schwerkrank eingeliefert, trotz sorgfältigster Pflege stirbt er. Ein Untersuchungsausschuß trifft ein, — die Pflege sei vernachlässigt, der Kranke aus Rache vergiftet. Bei dieser Untersuchung wird es klar, wer die Denunziantin ist: eine Rote-Kreuz-Schwester, die Lettin G., die, aus Petersburg vor dem Hunger geflohen, im Mitauer Diakonissenhaus aus Gnade und Barmherzigkeit vor längerer Zeit aufgenommen worden war. Den Arzt und die pflegende Schwester hat man nicht verhört, aber den Pastor und die Oberin gefangengenommen, man wollte ein christliches Werk von solcher Bedeutung wie das Diakonissenhaus in Mitau vernichten, indem man Pastor und Oberin im Gefängnis internierte.

Wachtsmuth, der ein Jahrzehnt Gefängnispastor gewesen, war selber nun ein Gefangener, blieb aber auch hier der Pastor und hat es verstanden, das ganze Gefängnisleben seiner Zellengenossen zu einer geheiligten Zeit zu gestalten. Er diente seinen Mitgefangenen mit täglichen Morgen- und Abendandachten und nachgehender Seelsorge. „Ich wäre verzweifelt, wenn mich nicht Pastor Wachtsmuth gestärkt und aufgerichtet hätte", schreibt ein Bankbeamter seiner Frau. In der Wand zur Nebenzelle fand Wachtsmuth feine Ritzen, die frühere Gefangene in mühsamer Arbeit hergestellt hatten; aus seiner Taschen-

bibel riß er einzelne Blätter aus und schob sie vermittels eines Drahtes durch die Ritzen seinen Nachbarn zu. Unter ihnen waren sechs zum Tode Verurteilte, denen das begehrte heilige Abendmahl von den Roten verweigert worden war, so konnten sie sich am göttlichen Worte stärken. Aus Wachtsmuths Gefängnisbriefen seien folgende Stellen erwähnt: „Ich freue mich so sehr, daß ich auch hier Pastor sein kann, in meiner und der Nachbarzelle. Und die Menschen sind so willig! Was ist das für eine Gnade Gottes! Ich kann noch immer jeden Tag mit Dank gegen Gott beginnen und schließen. Er ist mir in dieser Zeit noch nie ganz ferne gerückt. Größtenteils kann ich ganz heiter sein. Nur hin und her kommt eine Stunde der Verzagtheit, wenn die Sehnsucht ganz groß wird, oder die Lage so aussichtslos erscheint. Ich lese viel in meiner Bibel. Frau Oberin habe ich keinmal gesehen, nur Grüße getauscht. Ihr wißt ja wohl, daß im Betsaal (des Gefängnisses) ein Krankenzimmer eingerichtet ist, in welchem sie pflegt. Wie schön! Wie sich mein Los gestalten wird, ist völlig dunkel. Gut, daß Gott es in seinen Händen hält. — Wie schön, daß ich mich von Euer aller Fürbitte getragen weiß. Ich spüre es ordentlich. Und meine Fürbitte geht zu Euch, zu jedem einzelnen hinüber. Und von meinem Fenster grüßt mich täglich mein geliebtes Johanniskirchlein. Gott sei mit Euch allen und führe alles herrlich hinaus!"

In einem anderen Brief schreibt er:

„Ich kann nach wie vor Zellenpastor sein. Seit Mittwoch lesen wir jeden Morgen einen Passionsabschnitt, den ich dann ins Lettische übersetze. Mit Gebet wird geschlossen. Heute am Sonntag hielten wir Gottesdienst sogar mit dem Gesang „O Haupt voll Blut und Wunden", dann Auslegung von Gethsemane, Gebet, Segen. Jedesmal erhalte ich einen Dank. Auch die Nachbarzelle kann ich ein wenig versorgen. Wie oft im Laufe des Tages gehen die Gedanken zu Euch hinüber. Und alles Gedenken wird zum Gebet. Das raubt der Sehnsucht die Wehmut und den Stachel. Gott helfe uns täglich höher zu

sehen, über die Menschen hinweg, auf sein Wirken und Walten, und es aus seiner Hand zu nehmen, dann ist es ein Segen."

Am 5. März werden er und die Oberin verhört, man will um jeden Preis den Tod des Bolschewiken zum Morde stempeln. Ein im Diakonissenhaus gefundener deutscher Helm soll den Verrat Wachtsmuths erweisen. Nach endlosem Verhör werden sie beide in ihre Zellen abgeführt; die Verurteilung wird verschoben, — zu ihr kommt es nicht. Eine Stunde vor dem Einzug der Landeswehr in Mitau, am 18. März, werden alle ca. 300 Gefangenen als Geiseln nach Riga verschleppt und müssen bei 10 Grad Kälte in dunkler Nacht dreizehn Stunden ohne Pause auf der Chaussee Mitau—Riga wandern, sie werden dabei von den unbarmherzigen Wächtern mit Peitschenhieben und Kolbenstößen getrieben. Die Alten und Kranken, die nicht mitkönnen und liegenbleiben, werden niedergeschossen. Vielen jungen Männern gelingt in dunkler Nacht die Flucht. Wachtsmuth hat einen Schwerkranken zu führen, der schließlich zusammenbricht und liegenbleibt. Die Oberin Schlieps geht als eine der Letzten und waltet ihres Diakonissenamtes, sie stützt eine fünfundsiebzigjährige gebrechliche Greisin. Da ruft ein Bolschewik: „Wo ist Schlieps?" Sie meldet sich: „Hier ist Marie Schlieps", sofort treffen sie sechs Kugeln, sie bleibt tot auf der Straße liegen. — Der Zug geht weiter, Wachtsmuth kommt mit dem Rest am 19. März in Riga an. Von den 130 Frauen, die fortgeführt wurden, haben nur 86 Riga erreicht. Am 20. März meldet Wachtsmuth seinem Bruder aus dem Gefängnis seine Ankunft in Riga und schreibt: „Was aus uns weiter werden wird, ist uns unbekannt, Gott weiß es und geht mit uns. Es ist schwer, aber Gott gibt täglich neue Kraft, wir können täglich Andacht halten, wie in Mitau."

Wenige Stunden, nachdem Wachtsmuth diese Zeilen geschrieben, wurde er aus der Zelle herausgerufen und ermordet. Keiner kann etwas über sein Sterben berichten. Seine Leidensgenossen hat er oft getröstet mit den Worten: „Wir werden ja den Heiland bald sehen."[40]

Die Livländer

Propst Xaver Marnitz

geboren zu Papendorf 9. August 1855
ermordet in Riga 30./31. Januar 1919

Die Marnitz sind ein altes Pastorengeschlecht. Schon 1641 war ein Vorfahr, Kaspar Marnitz, Pastor im Magdeburgischen. Seit dem 18. Jahrhundert ist ein Zweig nach Livland gekommen. Xaver Marnitz' Vater und Großvater waren hier Pastoren. Sein Vater, Pastor zu Papendorf, hatte den Ruhm unter den livländischen Pastoren, daß er mit jedem seiner Gemeindeglieder, ob Greis ob Kind, durch die Seelsorge aufs beste vertraut war. Xaver Marnitz war von Jugend auf mit dem lettischen Volke aufs innigste verwachsen, blieb aber dabei durch und durch ein kerniger Deutscher. Das Lernen fiel ihm nicht leicht, was er aber erfaßt, hielt er fest fürs Leben. Reiten und Ackern war seine Lust. Aus innerstem Triebe widmete er sich der Theologie. Nach der Studentenzeit, die er mit den geringsten Mitteln fröhlich durchlebte, und nach der Vikariatszeit wurde er 1883 Pastor in Lasdohn und zugleich Vikar von Strushan-Stirnian, das im russischen Witebskischen Gouvernement gelegen ist. Wegen Bedienung der Rekonvertiten wurde er von der russischen Kirche eifrig verfolgt. Er hat in den vielen Prozessen seine Verteidigung selbst geführt, wobei ihm die Kenntnis der russischen Sprache zustatten kam. Schließlich wurde er dieser „Verbrechen" wegen 1889 suspendiert. 1892 wird er Pastor der großen Gemeinde von Ürküll-Kirchholm, das in der Nähe von Riga gelegen. Die Nähe der großen Industriestadt brachte es mit sich, daß in dieser Gemeinde die revolutionären Ideen besonders günstigen Boden fanden. Mit größter Treue arbeitete er an der Gemeinde, des Vaters leuchtendes Vorbild in der Seelsorge suchte er zu verwirklichen. Bei der Offenheit und Geradheit seines Wesens entstanden ihm unter den schlechten Elementen seiner Gemeinde viel Feinde. Er bedauerte

öfters sein heftiges Temperament. Menschenfurcht kannte er nicht. Als die Revolution 1905/6 losbrach, wich er nicht von seinem Platz. „Wir sind dazu da, unsere Pflicht zu tun, den Erfolg Gott überlassend, meine Familie kommt in zweiter Reihe und darf nicht über mein Amt gehen", sagte er damals, als er zur Flucht überredet wurde. Täglich gedachte er fürbittend der verblendeten Gemeindeglieder, die ihre Kirche schändeten oder schänden ließen, und hat manche Nacht vor Gott im Gebet um seine Gemeinde gerungen. Er hat in jener Zeit Wunderbares an Durchhilfe Gottes erlebt, sonderlich, als er auf offener Straße von Revolutionären gefangengenommen wurde und zwei Tage, von aller Welt abgeschnitten, in ihrer Gewalt bleiben mußte. Weil er so furchtlos war, verbreitete sich das Gerücht, Marnitz trage einen Panzer, der ihn vor allen Stichen und Hieben sichere. Sein vorbildliches Standhalten, sein besonnenes Handeln veranlaßte die Amtsbrüder, ihn nach der Ermordung Zimmermanns (s. S. 53) zu bitten, ihr Propst und Führer zu sein. Nie wohl ist ein Propstarchiv so aller äußeren Ordnung bar gewesen, wie das Marnitzsche, aber selten wohl hat ein Propst so mannhaft und treu seinen Sprengel geleitet, wie er das in schwerster Zeit getan hat. Das hat ihm ein Amtsbruder lettischer Nationalität an seinem Amtsjubiläum dankbar bezeugt.

Marnitz war nicht ein Mann der Schreibtischarbeit, sondern der Tat, sein wohlüberlegtes klares Urteil traf immer den Nagel auf den Kopf. Die besten Gedanken zur Predigt kamen ihm, wenn er mit seinem Pfluge Furche auf Furche durch die Scholle der Heimaterde zog, an der sein Herz mit allen Fasern hing.

Der Weltkrieg kam, Marnitz erkannte, „jetzt fällt die große Entscheidung über unser Sein und Nichtsein". Er hoffte die Erlösung der Heimat vom russischen Joche zu erleben. Gott wollte es anders, er mußte die Heimat verlassen. Am 13. Dezember 1915 wurde er verschickt, weil er in seinem Gerechtigkeitssinn „zu warm für einen im Verdacht der Spionage stehenden Jüngling eingetreten war". Ein

alter Amtsbruder sagte von Marnitz' Verbannung: „Ich bedauere keinen von den verbannten Pastoren so sehr wie meinen Freund Marnitz. Mehr oder weniger nehmen alle außer ihrem Gott etwas mit sich in die Verbannung, dieser seine Wissenschaft, jener seine Kunst oder ein anderes Talent, das das Herz in der garstigen Einsamkeit trösten könnte, Marnitz aber mußte sein Herz von der Heimatscholle reißen, die ihm alles, alles ist."

Er kam nach dem fernen Taschkent in Turkestan, wo er zwei böse Jahre zubringen mußte. Einmal schrieb er: „Es steigt wie Bitterkeit in mir auf, wenn ich mir des bewußt werde, daß es der Bosheit der Menschen gelungen ist, die heiligsten Bande zu lösen, und es erfaßt mich Ingrimm bei dem Gedanken, daß meine heranwachsenden Kinder mir fremd werden." Dann aber wieder schrieb er: „Es werden mir Gottes Wege klarer und klarer, warum ich aus der Heimat fort mußte." Er lernte Gehorsam und Ergebung in Gottes Willen.

Die Februarrevolution in Rußland 1917 brachte auch ihm die Freiheit, da aber unterdessen Riga von den Deutschen eingenommen, dauerte es noch sieben Monate, ehe er die Heimat wiedersehen konnte. Vom Heimweh getrieben, schlich er sich auf gefahrvoller Wanderung endlich durch die Fronten hindurch und konnte nach zweieinhalb Jahren die Seinen wieder in die Arme schließen.

Das Gebiet seiner Gemeinde war Kampfeszone gewesen, Kirche und Pastorat waren vom Erdboden verschwunden. Die Gemeinde selber war ausgesiedelt worden und bis auf geringe Reste überhaupt nicht mehr vorhanden. In rastloser Arbeit suchte Marnitz zu retten und zu sammeln, was verblendet, was zerstreut war. Er arbeitete als Pastor im nahen Baldohn, von dort aus auch seinen Ürküllschen Gemeindegliedern dienend. Auch den deutschen Soldaten hielt er in den verschiedenen Feldlagern regelmäßig Gottesdienst, kam viel mit den deutschen Offizieren und Mannschaften zusammen und nahm mit tiefem Schmerz wahr, daß viele von ihnen nicht die Deutschen waren, die

seinen hohen Idealen entsprachen. Der Zusammenbruch Deutschlands erschütterte ihn, griff er doch tief in das Geschick der baltischen Heimat ein. „Was liegt an unserem kleinen Schicksal, aber Deutschland darf nicht untergehen, ich lebe der Hoffnung, daß es sich doch noch zu seinem Gott wiederfinde und auferstehe."

Die Bolschewiken nahten, in Riga bildete sich die Landeswehr, in die auch drei seiner Söhne zu seiner Freude eintraten. „Wenn ich nicht Pastor wäre, würde ich auch in die Landeswehr eintreten, in der sich sicherlich auch noch ein Posten für mich alten Kerl finden würde." Aber er war eben Pastor, und so blieb er in Riga, dem kleinen Rest seiner Gemeinde zu dienen, blieb mit vollem Bewußtsein: „Was man sein Leben lang gepredigt hat, muß man auch bereit sein, mit der Tat zu beweisen." So beschritt er den Weg seiner letzten Leiden.

Kurz vor der Etablierung der roten Herrschaft in Riga war in einer lettischen Soldatenformation eine kommunistische Organisation aufgedeckt. Die Kaserne derselben wurde von englischen Kriegsschiffen, die in der Düna lagen, unter Feuer genommen. Die lettische Truppe ergab sich, die Rädelsführer wurden nach dem Kriegsgesetz gerichtet. Marnitz leistete ihnen, nach diesbezüglicher Aufforderung, geistlichen Beistand und reichte etlichen von ihnen das heilige Abendmahl. Dann wurden sie erschossen. Die englischen Kriegsschiffe verließen den Hafen, Riga wurde den Bolschewiken preisgegeben, die ihre Herrschaft am 3. Januar 1919 aufrichteten. Nach bolschewistischer Auffassung hat Marnitz durch das Reichen des heiligen Abendmahls bei der Hinrichtung sich an der Hinrichtung beteiligt. Dieser Umstand und persönliche Feindschaft etlicher Gemeindeglieder aus dem Jahre 1905 veranlaßten seine Verhaftung am 12. Januar. Er kam in das Zitadellengefängnis, wo er in dunkler Zelle unter anderen auch mit einem lettischen Beamten seiner Gemeinde zusammen war, der nach seiner Befreiung erzählte, wie Marnitz auch hier treue Seelsorge geübt hätte. Von Marnitz selbst liegt nichts Schriftliches aus dieser Zeit vor, es ist ihm nicht möglich

gewesen, irgendwie mit den Seinen in Verbindung zu treten. Und die Seinen und die treuen Gemeindeglieder, die sich um ihn mühten, sind von den Machthabern absichtlich darüber im Dunkeln gehalten worden, wo er sich befinde. Sie haben es hernach erfahren, daß er in der Nacht des 30. Januar aus dem Gefängnis geführt worden ist, seitdem fehlt jede Kunde, man weiß nicht, wo er erschossen worden ist, seine Leiche ist nicht gefunden worden, nur die „Rote Fahne" brachte sein Todesurteil. Ein Amtsbruder, der in einer anderen Zelle saß, hat an seiner Zellentür das Gespräch zweier Gefängniswärter erlauscht, wobei der eine erzählte, Marnitz sei für seine Mörder betend in den Tod gegangen.

Ein lettisches Gemeindeglied schrieb nach dem Bekanntwerden seines Todes: „Ich kann und will es nicht glauben, daß unser Pastor, der mir mehr als Vater war, nicht mehr unter uns leben soll. Aber andererseits mußte sich die Heilige Schrift an ihm erfüllen, damit auch die Verheißung, die dem Gerechten gegeben, sich an ihm erfüllen konnte."

Am Tage seines 25jährigen Jubiläums hatte ein lettischer Gemeindevorsteher Marnitz den Dank der Gemeinde ausgesprochen für die selbstlose Treue, mit der er der Gemeinde gedient, und dann gesagt: „So groß auch die Schar sein möge, die heute glauben, solchen Dienstes nicht zu bedürfen, — auch sie werden einst überwunden sein." [11]

Pastor Heinrich Bosse
geboren im Pastorat Wohlfahrt 6. August 1871
ermordet in Riga 16. Februar 1919

Nach fast einem Jahrzehnt pädagogischer Tätigkeit in Riga wurde Bosse 1910 Pastor in Wohlfahrt, seinem Geburtsort, wo schon Vater und Großvater als Pastoren gewirkt. Aber es war nicht das alte livländische Pfarrhausidyll, in das Bosse eintrat; das patriarchalische Verhältnis des Pastors zur Gemeinde war durch die Revolution 1905/6

von Grund aus verändert. Viele Schäden waren in der Gemeinde offenbar geworden, gegen die Bosse oft scharf zu Felde ziehen mußte. Aber selbst dort, wo er hart urteilte, hörte jeder, der es hören wollte, den Unterton der Liebe zu dieser Gemeinde hindurch, der schon seine Väter gedient. Diese Liebe leuchtete tatkräftig in der Fürsorge für die Armen seiner Gemeinde. Nie hat ein Hilfesuchender vergebens an die Pastoratstür geklopft.

Neben der Gemeinde galt seine Arbeit der Schule; er führte einen unablässigen Kampf gegen die junge nihilistische Lehrerschaft, die Jugend seiner Gemeinde vor ihrem Einfluß zu schützen, und zog sich damit viel Gegnerschaft zu. Auf die Treue des alten guten Kerns der Gemeinde aber konnte er sich verlassen.

Mit dem Weltkrieg kam die schwere Zeit. Vierzig russische Soldaten wurden im Pastorat einquartiert und störten das innige, sonnige Familienleben. Nach Ausbruch der Revolution begannen die Roten ihr Unwesen zu treiben. Einst verlangte ein Haufe mit einer roten Fahne, Bosse solle mit ihnen zur Kirche kommen. Sie wollten revolutionäre Lieder mit Orgelbegleitung singen, und Bosse sollte eine Rede halten. Er weigerte sich strikt; die Roten mußten unverrichteter Sache abziehen. Bald darauf überfiel ihn eine Schar junger Kerle in seiner Amtsstube, sie packten ihn und schleppten ihn ins Gefängnis des Gemeindehauses. Seiner Frau rief er zu: „Meinen Leib können sie töten, meine Seele steht in Gottes Hand." Kaum war die Verhaftung in der Gemeinde bekannt geworden, so rotteten sich die Treuen der Gemeinde sofort zusammen und befreiten ihren Pastor. Es gab eine kurze Ruhezeit. Dann zogen die Russen ab, die lettischen Roten blieben Alleinherrscher. Da kam in dunkler Nacht die lettische Frau des Gemeindeschreibers und berichtete, eben sei auf einer Versammlung, die sie aus dem Versteck belauscht, beschlossen worden, den Pastor und seine ganze Familie zu erschießen. Nach kurzer Zeit erschienen lettische Soldaten im Pastorat, Bosse gelang es, zu fliehen, treue Gemeindeglieder nahmen

ihn und die Seinen auf. Die treue Warnerin wurde später für ihren „Verrat" von den Roten erschossen. Als die Deutschen die Ordnung wiederherstellten, konnten Bosses wieder heimkehren. Bei der Säuberung der Gemeinde von bolschewistischen Elementen wurde auch der Feldscher Rogul vom deutschen Feldgericht zum Tode verurteilt, er war einer der Hauptagitatoren gewesen. Einer seiner Söhne gehörte zu der Schar, die Bosse in seiner Amtsstube überfallen hatte. Wer diesen Rogul den Deutschen angezeigt, ist unbekannt geblieben, Bosse hat es nicht getan, man beschuldigte ihn aber dessen.

Als nach dem Abzug der Deutschen die Bolschewiken wieder heranrückten, wußte Bosse, was ihm und seiner Familie bevorstand. Er wurde ernstlich gewarnt und überredet, die Seinen und sich in Riga in Sicherheit zu bringen. Er tat solches. Da geschah es, daß ihm am 3. Februar auf der Straße in Riga ein Sohn des vorhin erwähnten Rogul begegnete. Wie ein Tiger stürzte er sich brüllend auf Bosse. Es eilten Kommunisten herbei, sie banden Bosse die Hände auf den Rücken und schleppten ihn und seine ihn begleitende Frau ins Untersuchungsgefängnis. Dort wurde er von einem wilden Kommissar und dem jungen Rogul verhört, mißhandelt, geschlagen, weil er den Tod des Vaters Rogul veranlaßt habe. Das Ehepaar wurde darauf ins Matthäigefängnis gebracht. Bosse, in eine Einzelzelle gesperrt, durchlebte eine furchtbare Nacht. Fortwährend stürzten seine Peiniger in seine Zelle und ließen ihm keine Ruhe, sie bedrohten ihn mit der Waffe oder erzählten ihm, sie hätten sich schon an seinen Kindern gerächt, dieselben aufgehängt und ihre Leichen auf die Straße geworfen usw. Die Nervenkraft Bosses war zu Ende. In dieser Nacht kam es zu einem Tobsuchtsanfall, es ging über seine Kraft. Auf der anderen Seite des Korridors saß seine Frau gefangen. Nach langem Bitten gelang es ihr, einen Wärter willig zu machen, sie zu ihrem Mann zu führen. Durch ihr freundliches Trösten (sie erkannte sofort, daß die grausige Geschichte mit den Kindern nur zur Qual Bosses erdacht war) wurde

Bosse stiller und begann wieder zu hoffen. Der Pastorin Energie ist es auch zu danken, daß er aus der Einzelhaft in eine Zelle mit vielen freundlichen Leidensgenossen übergeführt wurde. Bosse kam es vor, als ob er „aus der Hölle in den Himmel" gekommen sei. Seine Nerven beruhigten sich, er wurde auch still vor Gott. Er hielt die Andachten mit den Zellengenossen und vergaß dabei nie, „seine Todfeinde der Barmherzigkeit Gottes zu empfehlen". Am 15. Februar kam die Pastorin frei, sie konnte sich noch von ihrem Manne verabschieden, der ihr gefaßt sagte: „Meinen Weg kenne ich, erzieh du unsere Kinder im Glauben und Gottesfurcht." Am 16. Februar in der Frühe kommt das furchtbare Auto, bei dessen Rasseln alle Gefangenen zusammenfahren, vor das Gefängnis gefahren. Bosse und einer seiner Zellengenossen werden hinausgerufen, man bindet ihnen die Hände auf den Rücken, dann geht es in Eile per Auto durch die dunklen Straßen in den Bickernschen Wald. Was er dort erduldet, wer weiß es? Die Leiche wurde nach der Befreiung Rigas am 22. Mai aufgefunden, die Oberkleider fehlten, Bosses linker Oberarm war zerschmettert.
Auf dem schönen Friedhofe zu Wohlfahrt haben ihn die Treuen seiner Gemeinde neben seinen Vätern gebettet.[42]

Pastor Wilhelm Grüner
geboren im Pastorat Appricken, Kurland, 1. Sept. 1891
ermordet zu Wenden in Livland 7./8. Februar 1919

Grüner (Wilh.) zeichnete von Jugend auf ein frisches, offnes Wesen aus, das ihm überall die Herzen erschloß: im Gymnasium, zu Goldingen, auf der Landesuniversität, in seinem Amt.
Nach beendetem Studium 1914 wollte er zunächst in Riga die Arbeit der Inneren Mission kennenlernen. Außerdem wollte er in der unruhigen Kriegszeit in der Nähe der Seinen bleiben. Sein Bruder war Pastor in Riga, sein Vater Pastor zu Neuermühlen, das vor den

Toren Rigas gelegen ist. In Riga wollte er auch deshalb bleiben, weil die Eroberung Rigas durch die Deutschen in Bälde erwartet wurde, standen sie doch schon an der Düna.

Doch als im Herbst 1916 ein Ruf an ihn erging, die Adjunktur in Groß-Roop zu übernehmen, wo der Pastor E. Groß (s. S. 186) infolge der schweren Jahre nervenkrank geworden war, nahm er den Ruf arbeitsfroh an. Sein Senior Groß ging alsbald zur Kur nach Reval, und so lag die ganze Arbeitslast auf Grüners jungen Schultern. Sein freundliches Wesen öffnete ihm viele Herzen, selbst in dieser von sozialistischen Elementen stark durchsetzten Gemeinde. Die äußeren Arbeitsbedingungen wurden immer schwerer. Die Russen fluteten fluchtartig auf der großen Heerstraße, von Riga kommend, ins Kirchspiel; das Pastorat wurde von ihnen besonders heimgesucht, lag es doch in unmittelbarer Nähe der Heerstraße. Die Soldateska raubte und plünderte alles, was sich rauben ließ, und schlachtete das letzte Huhn. Der junge Adjunkt mußte nicht nur das große Amt versehen, er mußte sich auch fort und fort gegen die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen wehren, er sei ein deutscher Spion. Er, der junge Mensch, mußte endlich für die große Kinderschar des Pastors Groß sorgen, die er schließlich in ein im Walde versteckt gelegenes Gehöft bei treuen Leuten barg. Als Groß nach drei Monaten erfrischt zurückkehrte, haben Senior und Adjunkt abwechselnd des Amtes gewaltet und vom ausgeraubten Pastorat aus die Gemeinde bedient.

Nachdem das deutsche Schwert Südlivland von den roten lettischen Machthabern und der wilden russischen Soldateska befreit hatte, erhielt W. Grüner einen Ruf als Pastor nach Ronneburg. Er nahm den Ruf mit Freuden an und hoffte, wie er in seinem Tagebuch bemerkte, „daß jetzt nach all den Verwüstungen der letzten Zeit es wieder zu einem Aufblühen des Lebens in den Gemeinden Livlands kommen würde". Es kam anders, nur ein halbes Jahr war ihm ein gesegnetes Wirken im eigenen Pfarramt beschieden. Da brach die Macht Deutsch-

lands zuſammen, und die Bolſchewikenflut, von Norden kommend, wälzte ſich über Livland hin. Die deutſchen Eingepfarrten ſeines Kirchſpiels flohen vor ihr und baten W. Grüner, ſich auch in Sicherheit zu bringen. Er aber blieb.

In ſeinem letzterhaltenen Brief, vom 12. Dezember 1918, ſchreibt er ſeinen Eltern unter anderem: „Ich bin froh, daß ich Euch in größerer Sicherheit weiß, wir ſind preisgegeben allen zügelloſen Elementen. Ich ſehe allen Eventualitäten ins Auge, rechne ſelbſt damit, daß ich dieſe Zeit nicht überſtehen werde. Ich bleibe jedenfalls bei meiner Gemeinde bis zum letzten Augenblick, ſie ſollen es wiſſen, ihr Paſtor verläßt ſie nicht in Gefahr, und ich bin ganz bereit, wenn Gott mich abrufen ſollte, mit Freuden zu ihm zu gehen..."

Am 12. Januar 1919 wurde er nach dem Gottesdienſt in der Kirche verhaftet und nach Wenden vor das Tribunal gebracht. Bei der Körperviſitation fand man in ſeinen Kleidern einen Revolver und formulierte daraus den erſten Anklagepunkt. Grüner konnte nachweiſen, daß er den Befehl, die Waffe abzuliefern, nicht erhalten habe. Der zweite Punkt der Anklage war, „er hätte von der Kanzel die Mütter ermahnt, weil jetzt in den Schulen der Religionsunterricht verboten, ihre Kinder in Gottesfurcht und in der Lehre des Wortes Gottes zu erziehen". Das ſtimmte.

Er wurde ins Gefängnis abgeführt, wo er mit fünf Gemeindegliedern zuſammen eine Zelle teilte. Die Haft war anfangs nicht ſchwer, er konnte ſeine Mitgefangenen mit dem göttlichen Wort erbauen, ja ſelbſt ſeinen kranken alten Senior ſchriftlich tröſten und aufrichten. Da wurden in einer Nacht etliche der Mitgefangenen ſeiner Zelle „zum Verhör" gerufen und kehrten nicht mehr zurück. Nun war es Grüner klar, wie ernſt es um ihn ſtehe. In der Nacht des 7. 8. Februar wurde er aus ſeiner Zelle vor das Tribunal gerufen, eine Flut von Anklagen und Beſchuldigungen ergoß ſich über ihn, er wollte ſich verteidigen, hohnlachend ſagte man ihm, eine Verteidigung ſei nicht nötig, ſeine

Schuld sei erwiesen, sein Urteil gesprochen; da packte ihn der Zorn über solche Ungerechtigkeit, er verteidigte sich, mit seinen Widersachern um sein Leben ringend, er tat es in einer solchen, die Gewissen der Anwesenden treffenden Weise, daß, um den tiefen Eindruck seiner Rede zu verwischen, die Tribunalmenschen ihm mit gemeinem Witz und kalter Verachtung antworteten. Da erkannte er: Es ist Gottes Wille, er muß sterben, und hat seinen Mund nicht mehr aufgetan wider seine Mörder. Er ließ sich still in seine Zelle zurückführen. Dort schrieb er seinen Eltern einen Zettel: „Liebe Eltern, habt herzlichen Dank für all Eure Liebe und Freundlichkeit, die Ihr mir erwiesen. Bald stehe ich vor Gottes Thron." Nach einer kurzen Stunde wurde er dann mit fünf anderen Opfern in dunkler Nacht in den Schloßgarten geführt, unterwegs stimmte er mit seiner schönen Stimme das Lied an: „Jesus meine Zuversicht", in das auch die Leidensgefährten einfielen. Vor der Hinrichtung soll er, nach der Erzählung einiger, niedergekniet sein, für seine Feinde gebetet haben und ist dann beim Gesange des Verses „Wenn ich einmal soll scheiden" von den Kugeln der Henker durchbohrt worden.

Die Leiche wurde erst im Sommer 1919 gefunden. Die lettische Gemeinde zu Groß-Roop bat es sich aus, ihren lieben Pastor adj. auf ihren Kirchhof betten zu dürfen. Sie haben eine Ehrenpforte gebaut, sie haben die Kirche herrlich geschmückt, der griechische Pope stiftete Lichte, die sonst nirgends zu haben waren, die Gemeinde hielt einen feierlichen Trauergottesdienst, ein Pastor war nicht zugegen, die Pastoren waren ja alle weit und breit geflüchtet, verschleppt, gemordet.

So ehrte die lettische Gemeinde den jungen deutschen Pastor, der sein Leben im Dienst des Herrn gelassen, der seinen treuen Knecht so früh heimgerufen.[43]

Pastor Eugen Berg
geboren im Pastorat Pernigel 24. August 1855
ermordet in Riga 14. März 1919

Nach Beendigung seines Studiums und kurzer Adjunktur in der väterlichen Gemeinde Pernigel wurde Berg 1886 Pastor von Palzmar-Serbigal. Hier mußte er ein schweres Erbe antreten. Sein Vorgänger, der Pastor Karl Brandt, war von den Russen administrativ vom Amte entfernt und verschickt, weil er die Rekonvertiten bedient hatte. Berg hat um seines Gewissens willen nie gezögert, diese Armen pastoral zu bedienen, und stand infolgedessen immer unter Anklage. Das erstemal wurde er auf vier Monate, das zweitemal auf acht Monate vom Amt suspendiert. Seine Verteidigung hat er in allen Prozessen kraftvoll selber geführt. Als er beim drittenmal schuldig befunden und seines Amtes entsetzt werden sollte, kam es nicht dazu, denn ein inzwischen erschienenes kaiserliches Gnadenmanifest erließ vielen „Verbrechern" die Strafe, das kam auch Berg zugute.
Seiner Gemeinde predigte er warm und tief, für die Armen sorgte er treu und selbstlos, alle suchten und fanden bei ihm Rat und Hilfe. Im kleinen Kreise der brüderlichen Sprengelkonferenzen war er ein geschätztes Glied, auf der großen Synode mehr ein ernster Schweiger. Nur einmal trat er hier mit einem wohldurchdachten, weit ausschauenden Projekt hervor: die deutschen und lettischen Gemeinden des Landes, die meist durch Personalunion des einen Pastors verbunden waren, zu trennen, um wenigstens auf kirchlichem Gebiete den Frieden zwischen Deutschen und Letten herbeizuführen. Doch die Synode akzeptierte leider seinen Vorschlag nicht.
Im Revolutionsjahr 1905/6 hatte eine kleine revolutionäre Bande von seiner Kirche Besitz genommen, so wich Berg für kurze Zeit aus Palzmar, kehrte aber schon bald wieder zurück, denn der Hauptteil seiner Gemeinde setzte es durch, daß wieder Gottesdienste gehalten werden konnten. Bei den mobil gemachten Straferpeditionen der Re-

gierung (s. S. 35) gelang es dem Eintreten Bergs, viele unschuldig verdächtigte Gemeindeglieder von der Strafe zu befreien. Sein ihn auszeichnendes unbestechliches Rechtsbewußtsein hinderte ihn aber, für die wirklich Schuldigen einzutreten, ein Umstand, der sein späteres Leiden mit veranlaßte.

Als während des Weltkrieges 1915 die Scharen der von Süden kommenden Kriegsflüchtlinge auch nach Palzmar kamen, hat er diesen heimatlos Gewordenen mit besonderer Liebe gedient und durch Jahre die von der Regierung gegründete Verpflegungsstation für Flüchtlinge geleitet.

Als die erste bolschewistische Welle über Livland flutete, lehnte seine Gemeinde die kommunistischen Ideen zunächst ab, doch allmählich gewannen sie auch in Palzmar Boden. Berg wurde von allen Seiten gewarnt und entschloß sich, 1918 im Dezember nach Riga zu fliehen.

Als die bolschewistische Macht sich auch in Riga etablierte, erkannte er den Ernst seiner Lage und sprach öfters „von der Kugel, die ihn treffen werde". An den Kreuz- und Trostliedern unserer Kirche erbaute er sich täglich. Am 23. Februar 1919 machte er sich auf, um ein ebenfalls geflüchtetes krankes Gemeindeglied zu besuchen, da wurde er auf der Straße von zwei Kommunisten erkannt, verhaftet und in das Zitadellengefängnis gebracht. Von seiner Gemeinde wurden sofort Versuche gemacht, ihn zu befreien. Ein Bittgesuch an die Machthaber, in dem seine fürsorgende Liebe hervorgehoben wurde, wurde in zwei Tagen von tausend seiner Gemeindeglieder unterschrieben. Gerade dieses Vorgehen wird wohl die Hinrichtung beschleunigt haben, denn ein Christenmensch, für den Tausende eintreten, erschien den Bolschewiken besonders gefährlich.

Schon am 14. März wurde er mit 64 anderen Leidensgefährten im Bickernschen Walde erschossen. Schriftliches aus seiner Gefängniszeit ist nicht erhalten. Einem ihn überlebenden Mitgefangenen hat er den Auftrag gegeben, die Gemeinde zu ermahnen:

„Gott die Treue zu halten".[44]

Pastor Theodor August Scheinpflug
geboren in Pernau 6. Mai 1862
ermordet in Riga 14. März 1919

Im väterlichen Pfarrhause war Scheinpflug der Älteste im großen Geschwisterkreise. Er bewahrte sich den kindlichen Sinn bis an sein Ende. Nie ist ein unreines Wort über seine Lippen gekommen. Unter schweren inneren Kämpfen rang er sich während seiner Studienzeit zum persönlichen Glauben an seinen Heiland hindurch und übernahm dann mit Begeisterung das heilige Predigtamt. 1891 wurde er Pastor von Pernigel. Der Umstand, daß er vom deutschen Patron gewählt war, genügte, daß ein Teil seiner lettischen Gemeinde ihm als Deutschen mit Mißtrauen begegnete. Der große blauäugige blonde Pastor wußte aber die Herzen der Kinder seiner Gemeinde zu gewinnen, durch sie die Mütter und Väter. Viele seiner anfänglichen Feinde wurden seine besten Freunde.

Er predigte seiner Gemeinde treu den Christus „für uns" und das Himmelreich „in uns". Je älter er wurde, desto bescheidener dachte er von der Wirkung seines gepredigten Wortes, „das Christentum muß vorgelebt werden". Schon seine Braut fragte er: „Kannst du mit mir singen: nehmen sie den Leib — — —". Auf Leiden, Verfolgung, Tod um des Glaubens willen hat er sich sein Lebtag vorbereitet. Nur die eine Furcht kannte er, daß er einmal verzagt sein könnte, dann tröstete er sich mit dem Verse: „Christus ist ein Siegesfürst, Schmach, wenn du geschlagen wirst".

1905/6 hat er in der Revolution viel Trübsal zu tragen bekommen, aus der ihm Gott wunderbar heraushalf. „Das nächste Mal wird es wohl ärger kommen, dann muß man sich bereit halten, auch den Tod zu erleiden", sagte er damals.

Während des Weltkrieges wird er 1917 von den Russen arretiert. Als er fortgeführt werden soll, hält er noch mit den Seinen eine Andacht. Er stimmte an: „Ist Gott für mich, so trete — —" und betete

dann so herzbeweglich, daß die mit aufgepflanzten Bajonetten im Zimmer weilenden russischen Soldaten, obgleich sie kein Wort von dem verstanden, was der Deutsche redete, tief ergriffen, still warteten, bis die Andacht zu Ende. Nun führten sie ihn fort. Scheinpflug wurde durch etliche Gefängnisse geschleppt, kam endlich nach Riga und wurde dort unerwarteterweise freigelassen. Er kehrte zu den Seinen zurück, die jede Spur von ihm verloren hatten. Das war im Mai 1917. Im September 1917 wurde Riga deutsch. Pernigel aber blieb außerhalb der deutschen Front. Die erste Lettische Revolution begann zu wüten, schon wurde Scheinpflug vor das Tribunal nach Wolmar gefordert, da erschienen in letzter Stunde die Deutschen, und er blieb frei.

In überströmender Freude, endlich eine Macht über sich zu haben, die dem Redlichen mit Vertrauen entgegenkommt, ließ er sich die schwarz-weiß-rote Binde als Vertrauensmann der deutschen Gewalt anlegen in der Hoffnung, in dieser Stellung auch seiner Gemeinde helfen zu können. Er ahnte nicht, daß diese Binde eine Ursache seines Todes werden würde.

Als im November 1918 die Deutschen abzogen, erschienen die Roten wieder auf dem Plan. Alle Deutschen seines Kirchspiels flohen nach Riga, Scheinpflug blieb trotz der inständigen Bitten der Seinen auf seinem Platz. Da langte ein Zirkular des Konsistoriums an, das den Pastoren den Rat gab, ihr Leben nicht unnütz zu opfern. Das machte ihn wankend. Am 29. Dezember machte auch er sich nach Riga auf. Am Tage darauf wurde das Pastorat auf das genaueste durchsucht, man fahndete nach dem Pastor und seiner schwarz-weiß-roten Binde. Fand beide nicht.

Ein Monat erquickender Gemeinschaft mit den Seinen und den vielen Leidensgenossen in Riga war ihm beschieden. Er predigte in Riga im trauten Kirchlein des Diakonissenhauses. In seiner vorletzten Predigt redete er über Römer 8, 35 ff.: „Wer will uns scheiden von der

Liebe Gottes — —". Er redete von dem Schweren, das uns getroffen, aber jubelt mit Paulus, „in dem allem aber überwinden wir weit".

Am 27. Januar wurde er verhaftet. Mit den Worten: „hat er es denn beschlossen, so will ich unverdrossen an mein Verhängnis gehn", gab er sich in die Hände der Häscher. Aus dem Gefängnis schrieb er immerfort voll Dank, „mein Herz ist voll Frieden", und „der schöne Friede weicht nicht von mir". Den größten Teil der Haftzeit hat er mit einem Genossen geteilt, der wurde am 22. Mai befreit und hat von dieser Zeit erzählt, welch köstlich selige Stunden sie miteinander verlebt. Scheinpflug hat früher einmal geäußert, „es kommt mir vor, als ob ich ganz vergeblich arbeite. Wenn doch Gott mir die Gnade geben wollte, wenigstens von einer Seele zu wissen, der ich zum Glauben geholfen habe". Hier in der Gefängniszelle hat es ihm Gott beschieden. Sein Zellengenosse war ein unruhiger, unzufriedener Mensch gewesen, hier wurde er ein frohes Kind Gottes. Sie haben beide in der Zelle selige Stunden erlebt. Scheinpflug war es vergönnt, eine Seele dem Heiland zuzuführen, und dem anderen gab es Gott, den Heiland zu finden.

Einst traf Scheinpflug auf dem Gefängnishof einen lettischen Bekannten aus einer Nachbargemeinde; dieser, der auch sterben mußte, hat seiner Frau vor seinem Tode über dieses Zusammensein wie folgt in lettischer Sprache berichtet: „Nachdem wir uns begrüßt, haben wir zusammen geweint, dann haben wir miteinander gebetet, und dann hat er mich so zubereitet, daß ich selig sterben kann."

Am 14. März 1919 wurde Scheinpflug zur Hinrichtung hinausgerufen. Beim Abschiede von seinem Zellengenossen hat er sich von diesem, seinem geistlichen Sohne, die Sündenvergebung verkünden lassen. Dann ging er getrost mit seinen über 60 Leidensgenossen den weiten Weg zum Bickernschen Walde. Da soll er gesungen oder gesprochen haben den zweiten Vers aus dem Liede „Du Stern aus Jakob":

Ich sitz im Schatten dieser Welt,
Da alles trauervoll bestellt,
Und lebe in der Ferne;
Doch leuchtest du, Herr, in mein Herz
Bei meinem dunklen Seelenschmerz
Mit deinem Gnadensterne.
Dies Licht kann nicht untergehen,
Muß bestehen
Auch im Sterben;
Läßt im Tode nicht verderben.

Zu seiner Grabschrift hat er sich erkoren: Apostelgeschichte 4,12: Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein andrer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.[45]

Pastor Paul Fromhold-Treu
geboren im Pastorat Ritau 22. Mai 1859
ermordet in Riga 16. März 1919

Treu studierte in Dorpat Philologie und hernach Theologie und wurde 1883 Pastor zu Irben. Irben, die Nordspitze Kurlands, ist eine sandige Dünengegend, die je 30 Kilometer von Domesnäs am Rigaschen Meerbusen und an der Ostsee sich hinzieht. Die Gemeinde bestand aus dem seefahrenden Fischervolk der Liven, einem finnischen Stamme, und aus Ackerbau treibenden Letten. Treus nächster „Nachbar", Pastor Krause-Dondangen, lebte zwanzig Kilometer von ihm entfernt, der einzige, mit dem er in seiner Einsamkeit geistig fördernden Umgang haben konnte.

Der Friede, der in seiner Gemeinde herrschte, wurde ernstlich durch die Propaganda der griechischen Kirche gestört, die in Kurland 40 Jahre später einsetzte als in Livland. Großen Vorteil sollten die erhalten, die den „Kaiserglauben" annahmen. Treu arbeitete in Predigt und Seelsorge der Verführung unerschrocken entgegen, wohl wissend, daß er damit „ein Verbrecher" wurde. Trotzdem war die Erregung der

Massen groß. Hunderte ließen sich anschreiben, viele von ihnen sich auch firmeln. Eines Tages erfuhr Treu, daß in der Nähe des Pastorates im Hause der Zoll- und Grenzwächter der Pope sein Werbebüro aufgeschlagen habe. Sofort begab sich Treu dorthin, fand den Raum voller Menschen; sie wichen mit bösem Gewissen scheu zurück, als der Pastor eintrat. Treu stellte an den Popen in Gegenwart der Versammelten die Frage: „Ist es wahr, daß die, die den Glauben des Kaisers annehmen, Land und das Recht auf den Strand bekommen, haben Sie es versprochen?" Der Pope erklärte, er habe nicht Land, nur „Himmelsland" versprochen. Auf die Frage an die Leute: Wer hat es Euch denn versprochen? antworteten sie: „Kalning hat es uns gesagt". Kalning aber war der Psalmensänger des Popen, der schon längere Zeit vor der Ankunft desselben in der Gemeinde gewühlt hatte. Der Pastor bat den Popen, dafür zu sorgen, daß den Menschen nichts Fälschliches versprochen und sie nicht irregeleitet würden. Kalning, der auch anwesend war, wollte den Pastor zur Rede stellen. Treu verweigerte ihm ein Gespräch. Durch das mutige Eintreten Treus war die Propaganda in Irben lahmgelegt. Kalning aber denunzierte sofort Treu bei der Gendarmerie und bezichtigte ihn allerlei Verbrechen. Die Anklage wurde erhoben, Treu sollte in die Untersuchungshaft. Der Kirchenpatron Baron Sacken machte ihn durch eine große Kautionssumme frei. Der Prozeß begann, die Gerichte sprachen ihn frei, der Staatsanwalt brachte aber auf dem Appellationswege den Prozeß an den Senat. Dort schien die Sache begraben zu sein, denn Jahre vergingen, ohne daß etwas geschah. Da wagte Treu seine Braut im Jahre 1888 heimzuführen, denn er meinte, jetzt ein Recht dazu zu haben, da ihm nichts an Strafe zu drohen schien. Nach zwei Jahren sonnigen Glückes kam die Anzeige, daß sein Prozeß in Bälde aufgenommen werde, zugleich mit ihm war auch sein Nachbar, Pastor Krause, desselben Verbrechens angeklagt. Die kurländische Ritterschaft stellte den Verteidiger. Ein russischer Advokat

in Petersburg erbot sich freiwillig, die Sache zu vertreten, er verteidigte die Angeklagten glänzend — vergeblich! Treu wurde zu zwei Monaten, Krause zu drei Monaten Gefängnis verurteilt, „weil sie die Gemeinden vom Übertritt zur griechischen Kirche haben abhalten wollen". Die beiden Freunde wurden sofort in das Mitausche Gefängnis gebracht. Sie nahmen neben ihrer Bibel Kommentare mit, die die Gefängnisverwaltung als „Gebetbücher" passieren ließ. Zwei Tage vor seiner Freilassung wurde Treu mitgeteilt, daß er in Kurland kein Amt bekleiden dürfe. Eine neue unerwartete Verschärfung des Urteils. Wie war es dazu gekommen?

Man hatte dem Kaiser Alexander III. die Urkunde zur Begnadigung unterbreitet, der Kaiser hatte „Gefängnis" in „Entfernung vom Ort" geändert und so die Strafe gemildert. Der kurländische Gouverneur Sipägin hatte aber das auf Gefängnis lautende Urteil sofort vollstrecken lassen und die erfolgte „Milderung" der Strafe erst nach Verbüßung der Haft bekanntgegeben, so daß diese jetzt tatsächlich zu einer Verschärfung des Urteils führte, die der Gouverneur seinerseits noch dadurch verschärfte, daß er, um regierungsfeindliche Ovationen der Gemeinde zu verhindern, Treu verbot, sich von seiner Gemeinde zu verabschieden, und ihn zwang, Kurland und seine Gemeinde in allerkürzester Zeit still zu verlassen. Nun war Treu seiner Gemeinde beraubt und stellenlos.

Er sah sich sofort nach Arbeit um und fand sie schließlich im Stadtvikars-Posten in Riga, wo er bei geringem Gehalt aufreibende Arbeit zu leisten hatte und durch Stundengeben sich das Nötige für den Unterhalt seiner auf drei Kinder herangewachsenen Familie schaffen mußte. Fünf Jahre hindurch hat er dieses schwere Leben führen müssen. Dann wurde er endlich im Jahre 1896 auf den vakanten Posten an der Trinitatiskirche zu Riga auf Bitten der lettischen Gemeinde vociert. An der Trinitatiskirche hat er 23 Jahre in Segen wirken können. Auf Predigt und Seelsorge legte er das Hauptgewicht.

Die Gemeinde, der Hauptmasse nach aus Industriearbeitern bestehend, die vor kurzem zur Stadt gezogen, wuchs immer mehr heran. Da es eine doppelsprachige Gemeinde war, machte sie besonders viel Arbeit. Fünf Gottesdienste in der Woche waren das Minimum. Treu, groß, stark und gesund, war auch dieser großen Arbeit gewachsen und baute das Kirchenwesen äußerlich und das Gemeindeleben innerlich, und Gott bekannte sich zu seiner Arbeit.

Der revolutionären Bewegung 1905/6 trat er furchtlos entgegen und erreichte es, daß seine Kirche nicht geschändet wurde. Die schlechten Elemente haßten ihn, aber sie fürchteten ihn auch. Handfeste Männer der Gemeinde haben durch Wochen mit Revolvern in der Tasche jeder gottesdienstlichen Versammlung beigewohnt, um im Notfalle das Gotteshaus zu schützen. Das Trinitatispastorat war als solches gezeichnet worden, das bei erster Möglichkeit niedergebrannt werden sollte. Treu schonte seine Person nicht und blieb fest, selbst als er einmal, von einer Bande überfallen, blutüberströmt kaum sein Haus erreichen konnte, oder als eine vielköpfige Menge vor seinem Pastorat unter Entfaltung einer roten Fahne ein auf ihn gedichtetes Spott- und Drohlied sang. Das alles machte ihn nicht wankend. Viele seiner Gemeindeglieder haben hernach bei seinem Jubiläum ihm dankend bezeugt, daß sein mannhaftes Auftreten sie bewahrt, sich in den Strudel der revolutionären Bewegung hinabziehen zu lassen.

Der Weltkrieg brach aus, durch die Evakuierung der Industrie aus Riga und den Abzug der Fabrikbevölkerung schmolz seine Gemeinde ganz zusammen. Für Treu, als den deutschen Pastor in einer lettischen Gemeinde, brach eine schwere Zeit an. Der nationale Antagonismus entfremdete ihm einen großen Teil seiner Gemeindeglieder, nur eine kleine Schar Getreuer hielt zu ihm. Sein jüngerer Bruder, Pastor Karl Treu, wurde nach Rußland verbannt, auch er machte sich darauf gefaßt. Seine bis dahin ungebrochene Arbeitskraft ward durch die große Arbeitslast, durch all die Widerwärtigkeiten seines

Lebens geschwächt. Das Sterben geliebter Kinder hatte ihn in den letzten Jahren tief gebeugt, aber er hielt in Treue aus. Er durchlebte die deutsche Okkupationszeit, den Zusammenbruch der deutschen Macht und sah das Herannahen der Bolschewiken. Emeritieren ließ er sich nicht, an Fliehen dachte er nicht: „Wo Gott uns hingestellt hat, da müssen wir bleiben, Gefahren gibt es überall, aber Gott kann überall schützen".

Am 3. Januar 1919 zogen die Bolschewiken in die Stadt, am 4. wurde Treu von einer Schar Bewaffneter verhaftet, auch Konfirmanden von ihm waren darunter, an denen er einst Zucht geübt hatte. Er wurde ins Matthäigefängnis gebracht, wo er zwölf schwere Wochen zu durchleben hatte. Man hatte ihn zuerst in eine Zelle mit einem Blödsinnigen zusammen eingesperrt, dann ihn in eine größere gebracht, wo Vagabunden und Diebe seine Zellengenossen waren, die ihm alles wegstahlen und ihn, gleich den rohen Wärtern, verhöhnten. Der Trost der tragenden Gemeinschaft, die den Amtsbrüdern in den anderen Gefängnissen zuteil wurde, ist ihm versagt geblieben. Es gelang ihm nicht einmal, die geringste Kunde von den Seinen zu erhalten.

Im Februar erging durch die lettische „Rote Fahne" die Aufforderung an alle, sich beim Tribunal zu melden, die etwas über Treu aussagen könnten. Es war die Zeit, wo die Bolschewiken noch den Schein des Rechts zu wahren suchten. Als wohlgesinnte Gemeindeglieder für ihren Pastor zeugen wollten, wurden sie mit Spott und Hohn abgewiesen, „solche Aussagen brauchen wir nicht, wir wollen Anklagen haben" (vgl. Ev. Mark. 14, 55). Endlich fand sich eine solche Anklage: er sei 1905 bei der Erschießung zweier Gemeindeglieder beteiligt gewesen, — in Wahrheit hatte er zwei vom Kriegsgericht Verurteilte als Pastor zur Richtstätte begleiten müssen. Damit war sein Schicksal besiegelt.

Am 16. März wurden aus seinem Gefängnis im ganzen dreißig Men-

schen in kleineren Gruppen auf den Hof geführt und dort erschossen. Als Treu aufgerufen wurde, fragten ihn die Kommissare noch einmal, ob er endlich gestehen wolle, bei der Erschießung seiner Gemeindeglieder beteiligt gewesen zu sein. Treu hat standhaft und ruhig die Frage verneint und hinzugefügt: „Meinen Leib könnt ihr mir wohl nehmen, meiner Seele könnt ihr nichts anhaben."
Seinen Kopf haben mehrere Kugeln ganz zerschmettert. Die Leichen der dreißig Gemordeten ließ man zwei Tage auf dem Hofe liegen, dann wurden sie beraubt und endlich auf einen großen Lastwagen geworfen und fortgeführt, niemand wußte, wohin.
Nach langem vergeblichen Suchen wurde die Leiche Treus im September beim Öffnen eines Massengrabes zufällig gefunden und erkannt. Sie konnte nun endlich geweihter Erde übergeben werden. Der Kirchturm seiner geliebten Trinitatiskirche grüßt freundlich hinunter zum stillen Grab. Ein alter Föhrenbaum auf schützender Düne des Baltenlandes, an dem die Stürme durch lange Jahrzehnte vergeblich ihre Kraft erprobt, war nun doch der Heimaterde wiedergegeben. Auf der Grabtafel aber steht geschrieben: Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben. Jakobus 5, 11.[16]

Pastor Edgar Haßmann
geboren in Walk 31. Januar 1884
ermordet in Riga 26. März 1919

Haßmanns Eltern waren Letten, siedelten aber früh in den estnischen Teil Livlands über, so daß Haßmann einer der wenigen Pastoren war, der das Estnische und Lettische beherrschte. Seine tief gläubige Mutter ließ in ihm früh den Entschluß reifen, Theologe zu werden. Nachdem er das Studium beendet, wurde er 1914 als Adjunkt der estnischen Gemeinde in Fellin ordiniert, blieb aber nicht im Estnischen, sondern wurde 1914 Pastor der lettischen Gemeinde in Salisburg.

Hier waren ihm vier Jahre erfolgreichen Wirkens vergönnt. Beim ersten Auftreten der Kommunisten im Januar 1918 wurde er sofort von ihnen arretiert und nach Rujen gebracht, um vor das Tribunal gestellt zu werden. Die Richter desselben, die sich durch Verkleidung und Masken unkenntlich gemacht hatten, sandten ihn, da sie mit ihm nichts anzufangen wußten, nach Walk. Dort gelang es ihm, sich ihren Händen zu entwinden. Er lebte in Walk so lange im Versteck, bis Walk von den deutschen Truppen befreit wurde. Dann kehrte er sofort nach Salisburg in sein Pfarramt zurück. Als nach dem Abzug der Deutschen die Bolschewiken wiederkehrten und seine sofortige Verhaftung sicher zu erwarten war, entzog er sich derselben und ging nach Riga.

Hier wurde er von einem Salisburgschen Kommunisten auf der Straße erkannt und verhaftet. Im Gefängnis hat er eine schwere Zeit durchleben müssen in einer dunklen Zelle, in der Gefangene aus der Wolmarschen Gegend eingesperrt waren. Unter ihnen hat Haßmann mit Treue seines seelsorgerischen Amtes gewaltet, mit seinen Zellengenossen das Heilige Abendmahl mit Wasser und Brot gefeiert. In der Zelle, wohin er zuletzt gebracht wurde, fand er seinen Propst Schlau (s. S. 133), sie wurden zusammen am 26. März hingerichtet. Seiner jungen Frau konnte er noch den Zettel schreiben: „Auf Wiedersehen im Jenseits.“[47]

Propst Dr. Karl Schlau
geboren in Riga 22. Februar 1851
ermordet in Riga 26. März 1919

Schlau wurde aus Überzeugung Theologe, hat in Dorpat, Göttingen und Leipzig studiert und hat sein Leben in den Dienst der sturmerprobten evangelisch-lutherischen Kirche Livlands gestellt. Er wurde nach seinem Vikariatsjahre 1884 Pastor in Salis. In den ersten Jahren

konnte er in verhältnismäßiger Ruhe und Frieden in seiner abgelegenen Strandgemeinde wirken und Gemeinde und Schule bauen.. Dann aber hat Schlau auch alles Bittere durchkosten müssen, das an Leid über die livländischen Pastoren gekommen ist. Er ist als überzeugter evangelisch-lutherischer Pastor in schwere Konflikte mit der griechischen Staatskirche gekommen und ist schließlich vom Amte für längere Zeit suspendiert worden. Er, der sich heiß bemühte, die Deutschen und die Letten zu versöhnen und sie durch gemeinsame Arbeit zum Wohle der Gemeinde und der Heimat zu verbinden, hat durch den nationalen Haß viel zu leiden gehabt. Man hat ihn meuchlings zu ermorden versucht, man hat sein Pastorat in die Luft sprengen wollen. Er hat in den Stürmen der Revolution 1905/6 treu und tapfer seinen Mann gestellt, ob ihm auch wiederholt die Kugel drohte. Er hat als Deutscher im Weltkriege das bittere Los der Verbannung tragen müssen, obgleich sein Sohn im russischen Heere diente. Er ist geblieben, als die rote Flut sich nach dem Zusammenbruch Deutschlands über die baltische Erde ergoß, obgleich er wußte: „Bleiben bringt Sterben." Er blieb auch, als wieder ein Mordgeselle ihn meuchlings im Walde beseitigen wollte, blieb — bis daß die rohe Gewalt ihn zum Weichen zwang.[48] In der Morgenfrühe des 27. Januar 1919 griffen ihn die Schergen. Kurz vorher hatte Schlau erfahren, daß sein Sohn Otto, „wegen antirevolutionärer Gesinnung seines Vaters" von Rotarmisten in Petersburg verhaftet, im Gefängnis gestorben sei. Mit dieser schweren Nachricht zog er als Arrestant zunächst nach Wolmar. Von dort brachte man ihn in das Rigasche Zentralgefängnis.

In der engen Zelle, in die er gesperrt wurde, waren außer einem jungen Amtsbruder, den er mit Freuden begrüßte, verschiedene Salisische Gemeindeglieder: der Kirchenvorsteher, der Arzt, der Gemeindeälteste, der Müller, der Waldhüter und etliche lettische Bauern. Er schrieb den Seinen:

„Ich bin nun Gefängnisprediger. Das Christentum gewinnt Kraft in

dieser Zeit." Die Zellengenossen grüßten ihn alle freudig, wußten sie doch, daß Schlau eine Persönlichkeit ist, die anderen Halt gewährt. Trotz weißer Haare blieb er elastisch. Aus dem Reichtum seines inneren Lebens schöpfend, half er den trüben Bann brechen, der so leicht in die dunkle, eisenvergitterte Zelle schleicht, zumal Roheit Herrschgewalt ausübt, Schmutz und Ungeziefer peinigen, Hunger brennt und Finsternis die lange nordische Nacht unsagbar dunkel macht. Schlau hofft, „daß in dieser heißen Schmiede endlich Deutsche und Letten zusammengeschmiedet werden". „Wir Zellengenossen bilden alle miteinander eine wahre Kommune des Glaubens, der Liebe und Reinlichkeit." „In gemeinsamer Andacht stärkt man sich, die kärglichen Lebensmittel werden geteilt. Wir sind alle guten Muts und leiden gerne." „Wir wissen uns in Gottes Hand." „Befiehl du deine Wege — sage ich mir täglich vor." Auch geistig teilt man alles nach Möglichkeit. Gemeinsam und einsam werden gelesen und besprochen: Steffen: England; Dante: Göttliche Komödie; Homers Ilias. Die Literatur des Bolschewismus wird studiert.

Am 19. März erscheint ein „fliegendes Gericht" im Gefängnis und geht von Zelle zu Zelle. Zwei junge, kaum des Lesens kundige Kommunisten unterwerfen die Gefangenen einem kurzen Verhör. In der folgenden Nacht werden die Türen zum langen Gefängniskorridor aufgerissen. Lautes Stimmengewirr dringt durch die Türen der einzelnen Zellen. Nebenzellen werden aufgeschlossen. Bekannte Namen werden gerufen. Alle wissen, was es bedeutet. Fieberhafte Spannung. Die Schritte kommen näher. Auch die Schlausche Zellentür wird aufgerissen. Drei der Schlauschen Mitgefangenen werden aufgerufen. Ein kurzer Händedruck, ein herzliches Segenswort, — die drei treten aus der dunklen Zelle in den hellen Korridor hinaus. Die Tür schließt sich krachend. Schlau ringt mit den Zurückgebliebenen im Gebet, und ihre Fürbitte geleitet die drei und deren Genossen zur Richtstätte. Die Nacht ist endlos.

Am nächsten Morgen schreibt Schlau: „Wir hielten mehrere Male Gebete und Schriftverlesung. Das Singen ist uns nicht mehr erlaubt.“ „Auch mein Leben ist wohl ausgelebt. Ich will gerne sterben, nur ist es schwer, von Euch zu scheiden. Gott befohlen! Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft auch. Fürchte dich nicht! Ich habe dich erlöst. Gott habe sie selig, die erschossen wurden. Stärke auch uns, wenn uns dieser Gang zum Tode bestimmt werden sollte.“ „Wir stärken uns mit Psalm 31 (Eilend hilf mir, sei mir ein starker Fels. In deine Hände befehle ich meinen Geist. Sie ratschlagen miteinander gegen mich und denken mir das Leben zu nehmen. Ich aber hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott, meine Zeit steht in deinen Händen).“ „Wir erquicken uns an Jes. 38, 17: Du hast dich meiner Seele herzlich angenommen, du wirfst alle meine Sünde hinter dich zurück.“

Am 21. März schreibt er: „Meine Wege sind höher als euere Wege. Gott führt uns einen schweren Weg, doch selig, wenn auch wunderlich.“ Es folgen Abschiedsgrüße an die Angehörigen und Freunde, an die Kirchenältesten, an die Gläubigen der Gemeinde zu Salis, an die Amtsbrüder und an die Witwen der Ermordeten.

Am 23. März schreibt er: „Am 21. 3. dachte ich, daß ich zum Tode geführt werden würde. Darum mein Brief. Ich schicke ihn Euch dennoch. Man weiß jetzt nie, ob man einander wiedersieht. Alles steht in unseres treuen Gottes Hand. Manches Mal denke ich, es wäre gut, wenn auch ich jetzt gewaltsam abgetan würde; dann wäre man keinem zur Last im Alter. Aber ich möchte Euch alle doch gern einmal wiedersehen und mich von allen mit herzlichem Danke verabschieden. Meine Lieder sind jetzt: ‚Wie Gott mich führt‘, ‚Wer nur den lieben Gott läßt walten‘ und ‚Wunderanfang, herrlich Ende‘. Meine Leiche laßt ruhen. Es wird schwer sein, sie aus dem Massengrabe herauszusuchen. Die Erde ist überall des Herrn.“

Ihm ward noch eine kurze Gnadenzeit. Ein treuer, lettischer Bauer seiner Gemeinde schickte ihm ein Pfund Butter und dazu einen Zettel,

auf dem er ihm wünschte: „Simsons Kraft und Jakobs Segen." Gott erfüllte reichlich diesen Gebetswunsch an Schlau. Trotz alles Schweren brach er nicht zusammen. Er war und blieb ungebrochenen Glaubens, denn er hatte sich ganz ergeben in den unergründlichen Willen Gottes. Und das gibt größere Kraft, denn Simson sie hatte; und Jakobs Segen ruhte reichlich auf ihm. Deshalb konnte er in den kommenden Tagen noch an die Witwen seiner erschossenen Mitgefangenen schreiben, ihnen von den letzten Tagen der Ihrigen erzählen, ihnen die Abschiedsgrüße übermitteln und sie mit dem Trost der Ewigkeit stärken. Auch geistig blieb er bis zum letzten Augenblick rege und suchte seine Zellengenossen vor dem furchtbaren Brüten zu bewahren. Die Bibel, „das werte Trostwort", das Gesangbuch sind sein täglich Brot. Er erquickte sich auch an dem Andachtsbuche seines jungen Amtsbruders E. Doebler „Ruhet ein wenig", das dieser in der Verbannung in Samara geschrieben (s. S. 142). Auch fuhr er fort im Studium der Werke, die ihm zur Verfügung standen, und las mit Freuden in Ernst Moritz Arndt: „Ich lerne vom Freiherrn vom Stein; der sagt: ‚Ich habe mein Gepäck im Leben schon dreimal verloren. Man muß sich gewöhnen, es hinter sich zu werfen. Weil wir sterben müssen, sollen wir tapfer sein.'" Er blieb tapfer, wenn ihn auch dann und wann ein Beben faßte und sich der Wunsch regte, der Kelch möge an ihm vorübergehen. „Ich bin bereit, einen solchen Tod zu sterben. Euch hätte ich es gern erspart, diesen schweren Eindruck fürs Leben mitzunehmen." Er spricht den Wunsch aus, allen noch dienen und helfen zu können. Deshalb hofft er von seiner Befreiung auch wieder Gutes.

Am 26. März schreibt er: „Heute wurden 115 Gefangene nach Wolmar geschickt. Herr Bindemann (Arrendebesitzer) und ich blieben auf unserer Kammer allein zurück. Wir sollen in die Kammer, wo Pastor Haßmann ist, wo 25 zurückblieben. Was unser Zurückbleiben bedeutet, weiß man nicht. Wir hoffen auf Gottes Beistand. Einige meinen,

daß wir früher freikommen werden, als die nach Wolmar Geschickten, andere, daß wir es schärfer haben werden." Es folgt dann: „Eben zirka 1/2 3 Uhr sind wir in die Zelle Pastor Haßmanns übergesiedelt. Wir fanden den 74 Jahre alten Herrn von Hohenhausen. Er sollte auch nach Wolmar geschickt werden, ist aber zu schwach. Auch ein Magentyphuskranker wurde zurückgelassen." Und dann — in großer, eiliger fester Schrift:

„Ich werde erschossen.
Gott behüte Euch!
P. Haßmann und Bindemann
werden mit mir erschossen.
Gott sei uns gnädig!

Euer Bruder und Vater."

Mit 45 anderen werden sie aus dem hochgelegenen Gefängnis herausgeführt. Noch einmal grüßt Schlau seine liebe Vaterstadt, die vor ihm im goldenen Abendsonnenschein liegt. In ein riesiges, mit bis an die Zähne bewaffneten Rotarmisten besetztes Auto werden sie verladen. In rasendem Tempo geht es durch die menschenleeren Straßen zur Stadt hinaus. Dort, wo im Kaiserwalde der neue Friedhof angelegt wird, hält das Auto. Sie werden an die Kiefern gestellt. Das Grab wird gegraben. Schlau bleibt bis zuletzt aufrecht und stärkt seine Genossen. Nach der Erzählung eines Gefangenenwärters hat er zum Abschiede zu den Wärtern gesagt: er wünsche ihnen, daß sie einmal so ruhig aus dem Leben gehen könnten, wie er es jetzt tue. Da sind in die Augen dieser harten rohen Gesellen Tränen getreten, die sie sich verstohlen abwischten. Das sah ein Rotarmist und schimpfte sie „Memmen". Hernach hat der Rotarmist den Wärtern gesagt: „Ich habe den alten freundlichen Mann als ersten erschossen, um ihm den Anblick all des Furchtbaren zu ersparen."

Als Riga am 22. Mai 1919 durch die Baltische Landeswehr im

Verein mit den deutschen Truppen von der blutigen Bolschewistenherrschaft befreit wurde, fand man auch das Grab, darin dieser edle Zeuge gesunken. Die Leiche wurde am 14. August 1919 auf dem Jakobi-Friedhof in Riga beerdigt. Auf der Grabplatte steht der Spruch Psalm 31, 6: In deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du treuer Gott.
Über seinem Grabe ward gesprochen das Wort Psalm 101, 6: Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen.[48]

Pastor Richard Wühner
geboren in Tarwast 16. September 1872
ermordet in Pleskau 3./4. Mai 1919

Während seines Studiums in Dorpat rang Wühner sich durch schwere Zweifel zum lebendigen Glauben hindurch und wurde 1897 Pastor-Vikar des Werroschen Sprengels und 1898 Pastor der selbständig gewordenen estnischen Gemeinde in Walk, einer Stadt, die auf der Grenze des estnischen und lettischen Sprachgebietes liegt. Hier hatte er Neuland zu pflügen. Er riß mit ernster Bußpredigt den harten Boden auf und streute die edle Saat des Evangeliums hinein. Die Bußpredigten machten ihm viele Feinde, ebenso blieb vielen sein nationaler Standpunkt unverständlich. Er hat seine Abstammung als Este immer bekannt, das Reich Gottes aber war ihm über alle Nationalität. Nationalistische Tendenzen lagen ihm fern, das erweckte viel Feindschaft bei seiner estnischen Gemeinde, die auch ihren Pastor gerne vor den Wagen des Nationalismus spannen wollte. Unbekümmert um alle Feindschaft hat er die Gemeinde gebaut, ihr äußeres Kirchenwesen gefördert, vor allem gesucht, den Glauben zu wecken. Hierbei half ihm sein Küster treulich, der mit brennendem Eifer auch für den Heiland warb.
Als die Bolschewikenflut sich heranwälzte, blieb Wühner. Markus 8,

35, „Wer sein Leben will behalten, der wird es verlieren", Matth. 10, 38, „Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach", waren für ihn bestimmend. „Wie soll ich jetzt, wo Gefahr droht, fliehen. Was ist denn all mein Predigen wert gewesen. Wenn der Herr es will, daß ich leiden, ja sterben soll, so bin ich bereit." Am Morgen des 18. Dezember 1918 zogen die Bolschewiken in Walk ein, schon um 12 Uhr mittags desselben Tages wurde er verhaftet. Sein Name stand unter den Todeskandidaten auf einer in Petersburg von Esten zusammengestellten Liste. Die ihn Verhaftenden waren Esten, der Kommissar ein Lette. Als Wühner vor diesen gebracht wurde, entließ er Wühner. Die Stunde war noch nicht gekommen. Am 31. Januar 1919 tobte fünf Werst vor Walk ein heftiger Kampf zwischen den weißen und roten Esten. Die Finnländer halfen den Weißen zum Siege. Kurz vor ihrem Abzuge gelang es den Roten, Wühner zu greifen. Während die Weißen in Walk einzogen, wurde Wühner nach Wolmar gebracht. Er wurde von dem dortigen russischen Kommandanten befreit, der ihm einen Schein ausfertigte, die Front ungehindert nach Walk passieren zu können. Beim Versuch, solches zu tun, wurde er von einer estnischen roten Truppenabteilung gegriffen, die ihn erkannte und als Spion verhaftete. Um den russischen Befehl kümmerten sie sich nicht. Wühner wurde dann über Riga—Reshiza nach Pleskau gebracht und dort im Gefängnis interniert. Die Zellen waren bis an den Rand von den Opfern der Tscheka und Verbrechern aller Art gefüllt.

Das Erscheinen eines Pastors aus Livland wurde im Gefängnis schnell bekannt. Bekannt wurde auch, daß dieser so ganz anders sei als die andern Gefangenen, er wasche sich täglich zweimal, lüfte die Zelle und scheure die Diele und trete gegen unflätige Reden auf und führe Gespräche über Religion und Glauben, ja er halte Morgen- und Abendandachten aus seiner Bibel. Das hat viele im Gefängnis zur Besinnung gebracht. Die Kunde von Wühner verbreitete sich auch in der Stadt, unbekannte Menschen sorgten für ihn, der schickte ihm ein

Kissen, jener Essen. Einer seiner Zellengenossen, ein Pole, der durch Wühner zum Glauben kam, sagte von ihm: „Er machte keine Bekehrungsversuche zum Besten des Luthertums, sondern er warb für Christus, er verlas eine Stelle aus dem Neuen Testament und predigte: Seinen Herrn!" — Tiefen Eindruck machten Wühners Gebete, worin er nicht um Vergeltung, wohl aber um Erleuchtung der russischen, verblendeten Machthaber und um den Frieden für die Völker betete. Unter den Zuhörern waren Soldaten der roten Armee, von der Tscheka eingelieferte Monarchisten, Sozialisten, Spekulanten, Verbrecher, alle lauschten ihm andachtsvoll, alle fügten sich ihm willig. Ihm wurde mehrfach Gelegenheit zur Flucht geboten, er verschmähte sie, er wollte nichts nehmen, als was ihm sein Herr auf rechtmäßigem Wege gab. Es kam der 2. Mai 1919, der Karfreitag nach russischem Stil, heran. Die Lutheraner Pleskaus, die schon lange hirtenlos waren, richteten an die Tscheka ein Gesuch mit 150 Unterschriften, dem gefangenen Pastor zu gestatten, ihnen zu Ostern den Gottesdienst zu halten. Wühner wußte nichts von diesem Gesuch. Der Erfolg war: Wühner wurde in der darauffolgenden Nacht erschossen.

Der obengenannte Mitgefangene erzählte über seine letzten Tage. Einem Verhör wurde Wühner nicht unterworfen, ein Urteil wurde nicht gefällt, aber es wurde Wühner zur inneren Gewißheit, daß er werde sterben müssen. Stundenlang hat er im Gebet zugebracht. So kam die Osternacht heran. Der Gefängniswärter erschien an der Tür, Erregung war auf seinem Angesicht zu sehen, seine Stimme zitterte, als er den Befehl ausrichtete: „Wühner, in die Kanzlei — ohne Sachen." Alle wußten, was diese Worte bedeuteten. Wühner nahm Abschied von den Genossen. Mit dem einfach und schlicht gesprochenen Wort: „Seht, nun ruft mich Gott zu sich, lebt wohl, meine Freunde", ließ er sich von dem Wärter abführen. Er wurde allein erschossen. Näheres ist nicht bekannt geworden. Im Gebet hat er es öfters ausgesprochen, Gott möge ihm Kraft geben, ohne Kleinmut und ohne

Bitterkeit zu ſterben. Die Henker müſſen eine Scheu vor dieſem Sterben gehabt haben, denn ſie haben ſeine Leiche nicht beraubt, ſelbſt ſeine Taſchenuhr haben ſie ihm gelaſſen.
Die Gemeinde aber holte ihren Paſtor aus der garſtigen Fremde heim und beſtattete ihn in der Heimaterde. Sein brennender Wunſch, Großes für den Heiland zu tun, war erfüllt, er durfte ſterben für den Herrn, der ihm das Leben geworden war.[49]

Die Märtyrer des 22. Mai 1919 in Riga

Paſtor Hermann Bergengruen
geboren in Riga 20. Juni 1872
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Nach reicher, im lieben Elternhaus verlebter Jugend- und Schulzeit, nach froher Studentenzeit, mit einem überaus glücklichen Naturell begabt, in dem Humor und tiefer Lebensernſt gepaart waren, ward Bergengruen der erſte Inſpektor der 1901 gegründeten Rigaer Stadtmiſſion und 1907 Paſtor der deutſchen Stadtgemeinde in Wenden. In beglückender Ehe lebend, in geſegnetem Wirken ſtehend, Liebe ſpendend, Liebe empfangend, nahm er alles Gute, das Gott ihm beſchert, dankbaren Herzens auf. In jenen glücklichen Jahren ſprach er es einmal aus: „Es käme wie eine leiſe Furcht über ihn, in welcher Geſtalt wohl einſt das Leid in ſein Leben treten werde, und wie er dann dem gewachſen ſein werde.“ Das Leid kam nach Gottes Rat. Zuerſt in ſein häusliches Glück. Sein liebes Weib, die Mutter ſeiner kleinen Kinder, wurde von langwieriger ſchwerer Krankheit befallen; er murrte darüber nie und bekannte dankbar, daß ihm daraus ein innerer Segen geworden.
Dann kam der Weltkrieg. 1915 wurde er nach Sibirien verſchickt, ohne Angabe des Grundes, natürlich ohne zureichenden Grund, ein-

fach, weil er Deutscher und evangelischer Pastor war. Die schweren achtzehn Monate in elender Hütte, unter polizeilicher Aufsicht, die die Bewegungsfreiheit hinderte, haben ihn nicht verbittert. Über das für den gebildeten Europäer erschütternd Rohe und Primitive eines sibirischen Dorflebens half ihm sein goldener Humor hinweg. Das abspannende Einerlei eines Verbanntendaseins wußte sein reger Geist kräftig zu überwinden. Die Stille und Abgeschiedenheit der Verbannungszeit halfen ihm zur Verinnerlichung und Vertiefung. Er faßte die bittere Strafe der Verbannung auf als „von Gott ihm gesandt um seiner Sünde willen". Er dachte den großen Gedanken Gottes nach, die Gott mit dem Weltkrieg und all seinem furchtbaren Geschehen hatte. Er suchte auch aus der Ferne seiner Gemeinde, wenn auch nur brieflich, ein Seelsorger zu sein (die Korrespondenz mußte russisch geführt werden). Die Revolution 1917 brachte ihm wie allen „Politischen" die Freiheit. In seine Gemeinde konnte er aber erst 1918 zurückkehren, als durch die deutschen Truppen ganz Livland befreit war.

In Wenden durfte er vom Mai bis Dezember 1918 wirken, die Liebe der Gemeinde umgab den wiedergeschenkten Hirten. Die Predigten dieser Zeit sind lauter starke Glaubensbekenntnisse eines Menschen, dessen Seele in der Stille und Einsamkeit der Verbannungszeit unlöslich mit Gott verbunden wurde. Im Dezember wälzte sich die rote Flut auf Wenden zu, Schrecken und Angst vor sich verbreitend. Ein großer Teil seiner Gemeinde floh nach Riga. Bergengruen kam in einen schweren Konflikt: bei den Wenigen verharren, die in Wenden blieben, oder mit den Vielen nach Riga fliehen, das, wie man damals annahm, unter allen Umständen gehalten werden sollte. Er flüchtete nach Riga. Doch die rote Flut rückte alsbald auf Riga unaufhaltsam vor, auch aus Riga flohen viele, unter ihnen auch die neugebildete lettische Regierung. Das Fliehen der Vielen wirkte deprimierend auf die Zurückbleibenden. Bergengruen sah die Verzweiflung der Bleiben-

den und entschloß sich, unter allen Umständen zu bleiben, um, solange Gott es wollte, der Petri-Gemeinde zu dienen, die durch die Abreise ihres Pastors hirtenlos geworden war. Bergengruen war auf alles gefaßt, er sprach es ehrlich aus, daß er gern noch leben würde. Lebensmüdigkeit kannte er nicht, dazu bejahte er zu sehr das Leben, und wo ihm in der Gemeinde Klagen und Seufzen über das Schwere und Furchtbare dieser Tage begegnete, wies er darauf hin, daß solche Leiden ja nicht uns allein beschieden seien (1. Petri 4, 12). Wenn er aber auf die Leiden sah, in denen er stand und denen er entgegenging, so dachte er nicht an ein besonderes Martyrium, denn dieses Leiden war ihm selbstverständliche Betätigung christlichen Lebens.

Am 6. April, als Bergengruen eben in der Sakristei der Petri-Kirche sich rüstete, Pastor Hoffmann bei der Austeilung des Heiligen Abendmahls zu assistieren (s. S. 154), wurde er verhaftet und unter starker Bedeckung zur Polizei gebracht. Seine Frau und seine Kinder wurden fast gleichzeitig in der Wohnung gegriffen. Auf der Polizeiwache trafen sie sich. Eine geheiligte Stunde war noch den Eheleuten beschieden mitten unter den vertierten Machthabern und allerlei Gesindel. Bergengruens Herz floß über voll Dank gegen Gott für alles Gute, das er ihn hatte erleben lassen. „Was auch kommen mag, werde nie bitter", rief er seinem treuen Weibe zum Abschied zu. Er wurde mit seinem 13jährigen Sohne ins Zentralgefängnis gebracht, die kleinen Kinder freigelassen, die Pastorin ins Matthäigefängnis geführt. Keiner der Eheleute erfuhr das Geringste vom anderen. Als nach 14 Tagen die Pastorin unerwartet freikam, gelang es ihr, in einen geheimen Briefwechsel mit ihrem Mann zu treten, leider ist dieser nicht erhalten. Auf seine Bitte wurden alle Briefe vernichtet, denn jeder Brief konnte ja bei einer erneuten Haussuchung die schwersten Folgen für Schreiber, Überbringer und Empfänger haben. Nie war eine Klage in seinen Briefen zu finden, nur Dank für alles freundliche Führen Gottes und die Zuversicht, „daß nichts über unsere Kraft geht, was Gott

von uns verlangt". Treu sorgende Liebe für die Seinen und regste Teilnahme für seine Mitgefangenen standen in jedem Brief zu lesen, an dessen Kopf er immer einen Bibelvers, den Seinen zur Stärkung, setzte. Er mahnt seine Frau, „nimm nie die Freude aus dem Leben der Kinder". Und er selbst trug Trost und Freude in die Zellen seiner Mitgefangenen, denen er mit Andachten diente. Je länger es währte, desto häufiger war der Abschiedston in den Briefen zu finden. Er wuchs in sein Leid hinein. Als es der Pastorin noch einmal gelang, ihn auf dem Kirchhof zu sehen, wo er mit vielen anderen die Gräber graben mußte für die massenhaft vom Typhus Dahingerafften, da hatte er ganz den nach innen gekehrten Blick, der sich bei denen findet, bei denen das seelische Leben völlig die Überhand gewonnen hat. Er war reif geworden für die Ewigkeit. Am 22. Mai, bei der Einnahme Rigas durch die Baltische Landeswehr, ward er als Geisel im Zentralgefängnis erschossen, ehe die Befreier auch zu diesem, weit vor den Toren der Stadt gelegenen Gefängnis vordringen konnten. Zu seinem Sargspruch hatte er bestimmt das Lob- und Danklied des 103. Psalmes und das Zöllnergebet Luk. 18, 13.[50]

Pastor Erhard Doebler
geboren in Riga 16. August 1882
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Früh verwaist hat Doebler eine schwere Jugend gehabt, unter der das Sonnige seines Wesens aber nicht gelitten. Seine Familie gehörte der reformierten Kirche an, aus innerem Trieb wurde er noch als Schüler lutherisch. Hoch begabt konnte er als Gymnasiast seinen Lebensunterhalt durch Privatstunden selbständig bestreiten und bezog frohgemut die Landesuniversität, um Theologie zu studieren. Er genoß in urwüchsiger Frische das Studentenleben, versäumte aber auch nicht sein Studium. Nach Beendigung desselben wurde er um des Erwerbes

willen zunächst Lehrer der deutschen Sprache im Kaukasus, wozu er sein Oberlehrer-Examen ablegte. Seit 1910 ist er wieder in Riga, unterrichtete hier in der Religion und in der deutschen Sprache. Er war ein geborener Pädagoge, die Schuljugend hing an ihm; aber sein Herz stand nach Höherem: seinem Herrn als Gemeindepastor zu dienen. Nach kurzer Arbeit am Rigaer Diakonissenhause und an der demselben angeschlossenen kleinen Gemeinde, wurde er 1915 trotz seiner Jugend zum Oberpastor der Jakobigemeinde erwählt. Die kurze Wirksamkeit an dieser großen Gemeinde war für ihn ein Höhenweg. In seiner Antrittspredigt sagte er: „Was ich euch verkündigen will, heute und solange es mir vergönnt ist, — es ist immer das Eine und immer der Eine — Jesus Christus, — aus seiner Fülle allein kann uns werden Gnade um Gnade, können wir nehmen Segen um Segen... damit wir wachsen an Ihm und durch Ihn hinauf, zur Höhe der Gotteskindschaft, zu der wir alle berufen sind." — Das hat Doebler gehalten, solange er lebte und solange es ihm vergönnt war, „dem Heiland Herzen zu gewinnen". Jede Predigt ward ihm zum Fest, mit Feuereifer pflegte er den Kindergottesdienst, „daß die Kleinsten seiner Herde eine Segensstunde erlebten". Mit größter Treue baute er die Armenpflege aus. Er wollte die Gemeinde so aktiv machen, daß es schließlich keinen in der Gemeinde gebe, der nicht der Gemeinde einen Dienst leistete. Jede Amtshandlung wurde ihm ein Anlaß, die Herzen zu dem zu rufen und zu locken, der „sein bester Freund war". — Schon im Februar 1916 fand seine Gemeindearbeit ein vorläufiges Ende. Doebler wurde, wie so viele während des Weltkrieges, wegen „Germanophilie" nach Rußland verbannt, er kam nach Saratow, einem Zentrum der unzähligen Verschickten, die der russischen Willkür nicht so gefährlich erschienen, wie andere, die in das ferne Sibirien wandern mußten. In Saratow hat Doebler als freiwilliger Helfer des Ortspastors den Mitverbannten mit dem Wort gedient, sie zur Quelle der Kraft und des Trostes weisend.

Hier fand er die innere Muße, ein Andachtsbuch zu schreiben, das unter dem Titel „Ruhet ein wenig" hernach erschien. Er pflegte auch auf das gewissenhafteste von Saratow aus die Beziehungen zu seiner geliebten Jakobigemeinde.

Durch die russische Revolution 1917 ward auch ihm als „Politischem" die Freiheit gegeben, in die Heimat zurückzukehren. Freilich nach Riga durfte er noch nicht, da galt er den Russen als gefährlich. Er blieb in Dorpat. Als Riga am 3. September 1917 von den Deutschen erobert worden war, konnte er das Fernsein von seiner Gemeinde nicht mehr ertragen, er suchte mit seiner tapferen Frau auf alle mögliche Weise die russische Front zu durchbrechen. Schließlich gelang es ihm, von Estland über den zugefrorenen Sund unter großen Gefahren nach Oesel zu kommen, dann über das Meer im kleinen Boot nach Kurland und von dort nach Riga zu gelangen. Er konnte sein geliebtes Jakobi-Pastorat wieder betreten, seiner lieben Gemeinde wieder dienen und die Bande immer fester knüpfen, die ihn mit ihr verbanden.

Als die deutsche Okkupationsmacht zusammenbrach, da hat er daran schwer getragen.

Als mit dem Heranziehen der Bolschewiken viele flüchteten, stand Doebler dem ganz verständnislos gegenüber, für ihn persönlich bedeutete Bleiben oder Fliehen überhaupt keinen Konflikt. Bleiben war ihm selbstverständliche Hirtenpflicht, „könnte ich meiner Gemeinde je wieder vor Augen treten? Wie könnte ich ihr das Gleichnis vom guten Hirten auslegen, wenn ich beim Nahen des Wolfes wie ein Mietling fliehen würde?" Er rechnete fest mit seiner Verhaftung. Durch seine Anteilnahme an dem politischen Leben in der Okkupationszeit, durch seine unerschrockenen Predigten beim Herannahen der Bolschewiken hatte er sich zu stark exponiert. Zwei Monate lang durfte er trotzdem noch nach der Aufrichtung der Bolschewikenherrschaft seiner Gemeinde ein treuer Hirte sein. Er nutzte die Zeit auf das beste aus, ihm leuchtete das Wort: „Ich muß wirken, solange es Tag ist, es

kommt die Nacht, da niemand wirken kann." Und es gab so viel zu wirken in den Zeiten, da Hunger und Seuchen, Aussiedelungen und Haussuchungen, Verhaftungen und Hinrichtungen auch seine Gemeindeglieder aufs schwerste trafen. Der Hunger und Durst nach dem Worte Gottes wuchs in der Gemeinde zusehends, „wir können den Bolschewiken danken, daß durch sie die Menschen jetzt wieder mehr nach Gott fragen und zu Ihm kommen". Jeden Morgen in der Dämmerung hielt er in der Jakobi-Kirche Andachten, um der Gemeinde aus dem göttlichen Wort Kraft für den kommenden Tag zu geben. Jeden Sonntag füllte sich die Kirche bis auf den letzten Platz; in den letzten Predigten (herausgegeben unter dem Titel „Gott unsere Kraft"[51]) hat er den so oft verzagten Hörern nicht Worte, sondern Kraft gegeben. Bedeutsam ist sein Zeugnis am 4. Sonntag nach Epiphanias. Eben war die Jakobi-Kirche durch ein Meeting entweiht worden. Sein Text war: „Geheiligt werde dein Name". Er weist ab die „kühle und weise Überlegung, die zu schweigen gebietet. Zeugen, bekennen müssen wir und nicht nur protestieren gegen alle Entweihung des Namens, sondern dafür sorgen, daß Sein Name durch uns geheiliget werde." Und in der letzten Predigt, die er zwei Tage vor seiner Verhaftung hielt, hat er über das Tragen des Kreuzes geredet. „Hat das Kreuz uns erst das ganze wunderbare Geheimnis der Herrlichkeit Jesu offenbart, dann offenbart Jesus uns das Geheimnis des Kreuzes, indem er uns die Weisung gibt, nimm dein Kreuz auf dich und folge mir, — aber tragen sollen wir es, nicht schleppen, indem wir uns ins Unvermeidliche jammernd fügen. Das Wort: „du mußt es tragen", muß jedem zum: „ich will es tragen" werden, denn im Kreuz ist das Heil, „wenn das der letzte Sinn jeden Kreuzes ist, was für unübersehbare Segensmöglichkeiten birgt dann das Kreuz unserer Tage in sich".

Am 4. März ward er nach stundenlanger Haussuchung aus seinem lieben Pastorat ins Gefängnis geführt. Sein Abschiedswort an seine

Frau war: „Grüß die Gemeinde und sag ihr, ich hätte ihr nicht umsonst vom Kreuztragen geredet, ich will es nun selbst mannhaft tragen.“ Schwere 14 Tage mußte er in der Untersuchungshaft verbringen. Wasser und eine dünne Scheibe Brot war die Nahrung des Tages, er schwoll vor Hunger an. Es mußte Mann an Mann auf harter Diele geschlafen werden. Verhört wurde er nicht, aber täglich wurde ihm mit dem Tode gedroht. Das Neue Testament ward ihm abgenommen, jede Andacht verboten, so hielt er sie heimlich in der Nacht, am Tage aber ließ er keine kopfhängerische Stimmung aufkommen, Vorträge und Gesellschaftsspiele erfreuten alle, und treue Seelsorge ging dem einzelnen nach. Am 20. März wurde er ins Zentralgefängnis übergeführt, hat hier in einem ungeheizten, von Feuchtigkeit triefenden Keller sitzen müssen, kam dann zu seiner großen Freude mit den Brüdern Geist, Bergengruen, Hoffmann, Eckhardt zusammen. In der großen luftigen Zelle waren alle, die als Geiseln verurteilt waren, eingesperrt. Er freute sich der brüderlichen Gemeinschaft und war seinen Zellengenossen mit seinem frischen Wesen und innigem Gottvertrauen lieb und wert. Seine freundliche fröhliche Art ließ ihn sogar unter den Schließern und Wächtern Gönner finden, so gelang es ihm, in regen Briefwechsel mit seiner Frau zu treten; aus seinen Briefen seien die folgenden Stellen mitgeteilt:

„25. März 1919. In seelischer Beziehung fühle ich mich stark. Natürlich fehlen nicht Stunden der Depression, aber die werden überwunden. Was ist der Glaube doch für eine wunderbare, tragende Macht!

27. März. Ich habe alles so in Gottes Hände gelegt, daß ich ganz ruhig bin. ‚Er mag's mit meinen Sachen nach Seinem Willen machen.‘ Aber wenn Gott mich dem Leben wiederschenkt, so will ich ein ganz neues, vertiefteres Leben führen. Für unsere Gemeinden beten wir immer wieder. Ja, gebe Gott, daß diese Prüfungszeit auch ihnen viel Segen bringt!

29. März. Wie ist es doch wunder-wunderschön, daß wir beten können!

Ja, es ist wohl ein königliches Recht, daß wir mit unserem Herrgott reden dürfen. Warum tun wir es nur so wenig? Es würde vieles in unserem Leben ganz anders aussehen, wenn wir uns mehr mit unserem besten Freund bereden wollten...

2. April. Das ist das einzige, was ich nicht verstehe, warum Gott gerade in dieser Zeit den Gemeinden ihre Hirten nimmt. Aber es gilt ja wohl auch hier: du wirst es aber hernach erfahren! Wenn ich doch wenigstens in der Passionswoche in der Gemeinde arbeiten könnte! Im übrigen, als ich mir gestern nacht wieder den Kopf zergrübelte, ging mir wie eine Erlösung der Vers durch den Sinn: ‚Bist du doch nicht Regente, der alles führen soll, Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl.' Ja, Religion will gelebt werden, dann erst schließen sich einem immer tiefere Tiefen auf, und man wird reich und froh. Alles — nur nicht klein werden! Wir sollen jetzt die Reifeprüfung ablegen, und wir müssen sie vor Gott und Menschen gut bestehen. Das walte Gott!

11. April. Gut, daß wir eben Passionszeit haben. Da stellt man wohl ganz unwillkürlich sein Leiden neben das unseres Heilandes. Und dann wird man ganz still. Wie wenig ist es doch im Grunde genommen, was wir tragen müssen! Das muß man sich nur sagen, und dann geht es. ‚Und wenn die Welt voll Teufel wär!' Und in dem allem überwinden wir weit durch Jesum Christum!

18. April. Ich kann diese Zeit als nichts anderes, als ein Strafgericht Gottes ansehen. Wird es erreichen, was es will, oder muß es noch härter aufgelegt werden? Gott gebe, daß Er schon bald sagen kann: ‚Es ist genug!'

20. April. Ich kann immer nur eins: aus tiefstem Herzen für alle Liebe danken, die ich fast körperlich fühle. Solange man aber dieses Gefühl hat, wird man mit allem noch fertig, besonders, wenn man hinter alledem die große, große Gottesliebe weiß, die ja kein Ende nimmt.

29. April. Daß ich stark bin, dank ich Gott. Aber darum möchte ich auch nicht, daß man dieser Gnadengabe etwas abbricht. Ich bin ruhig und innerlich froh auch in den Tagen gewesen, als wir nicht unberechtigterweise damit rechneten, unsere Stunden seien gezählt... Ich halt' durch, denn ich weiß es jetzt, was es heißt: ‚Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht!'

8. Mai. Ich frage mich so manches Mal, was Gott wohl noch alles an Schwerem für mein späteres Leben vorhat, daß er mich so das Warten lehrt, umsonst kann das doch nicht sein. Ich glaube, nun habe ich es einigermaßen gelernt, wenn auch von Zeit zu Zeit der Wunsch, es möge nun bald heißen: ‚Es ist genug', sich recht heftig regt.

10. Mai. Nicht nur die Exegese, die wir treiben, auch die vielen praktischen Fragen, die wir besprechen, haben immer die eine Voraussetzung: wenn wir wieder in unseren Gemeinden wirken können. Wenn wir auch nur einen Teil unserer Absichten verwirklichen, so wird unser Gemeindeleben reichste Förderung erfahren.

Wir haben nun in allen Zellen Morgen- und Abendandachten, und es liegt ein starkes Bedürfnis darnach vor. Wie wunderbar schön wäre es, wenn alle die Männer, die doch fast alle Hausväter sind, wenn sie der Freiheit zurückgegeben sind, in ihren Häusern solche Andachten einführen wollten!

Nicht wahr, es bleibt immer dabei: die Zukunft kennen wir nicht, aber wir kennen Gott! Und dem zu mißtrauen haben wir kein Recht.

14. Mai. Wir lasen zur Andacht den Vers: ‚Verzage nicht, du Häuflein klein' und: ‚Gott wird dir seinen Gideon zur rechten Zeit erwecken'. Daran wollen wir uns halten und glauben an eine reiche Zukunft und baldige Errettung. ‚Ach, daß der Herr sein gefangenes Volk erlöse!' Ich sehne mich so namenlos nach der Freiheit!

15. Mai. Es ist menschliches Alles-wissen-wollen, das die Nase in Dinge hineinsteckt, die unser Herrgott uns verschlossen. Besser werden wir durch dieses Wissen um die letzten Dinge nicht, wie es ja

überhaupt nicht das Wissen ist, das etwas schafft. Glaube und Gewissen, — die machen es. Und da können wir nur immer bitten: „Herr, stärke uns den Glauben und schärfe uns das Gewissen.'

18. Mai. Die Hauptsache bleibt doch, daß es in uns grünt und blüht, und wir dankbaren Herzens reife Garben einfahren dürfen." —

In den Wochen seiner Gefangenschaft wuchs er immer tiefer in die Gemeinschaft seines Heilandes hinein. Sein Lieblingspsalm blieb der 126., er hielt fest daran, daß er „so oder so zu den befreiten Träumenden gehören werde". Auch er erquickte sich gleich allen anderen Gefangenen an dem Liede, das sein Gemeindeglied, die junge Konzertsängerin Marion von Klot in der Nebenzelle, wo die Frauen-Geiseln untergebracht waren, des Abends sang: „Weiß ich den Weg auch nicht, du weißt ihn wohl."

Zum 1. Mai erhofften alle eine Amnestie, sie blieb aus. Hoffnung auf Befreiung kämpfte mit dem „Ganz-still-werden" vor Gott. So kam der 22. Mai heran.

In dem außerhalb der Stadt gelegenen Zentralgefängnis wußten die Gefangenen nichts davon, daß die Befreier heranrückten und der Kampf schon begonnen hatte. Die Gefängniskommissare aber handelten kurz entschlossen. Bis an die Zähne bewaffnet betraten sie die Zelle, in der auch Doebler saß, verboten den Gefangenen, sich zu rühren oder ein Wort zu sprechen, führten einige dem Adel Angehörige zur Zelle hinaus. Die eiserne Tür schloß sich wieder. Die Erstarrung der Zurückbleibenden löste sich erst, als Pastor Eckhardt laut betend der Hinausgeführten gedachte, daß Gott sie stärken möge auf ihrem schweren Gange. Während seines Gebetes ward die Zellentür wieder aufgerissen. Die Pastoren wurden hinausgerufen und den anderen hinzugesellt. Es waren im ganzen 32 Personen, darunter auch die junge Marion von Klot. Der Zug der Todgeweihten wurde formiert und unter stärkster Bewachung durch die endlosen Korridore auf den Gefängnishof geführt. Sie sagten, wie die in den Zellen zurückgebliebenen

Gefangenen berichteten, sich ein letztes Abschiedswort, sie gaben sich den Bruderkuß. Doebler sagte zu dem Oberschließer: „Schießen Sie auf mich, Sie sind ein alter Soldat und werden gut treffen", und dann — „grüßen Sie meine Frau, sie soll nicht weinen, sondern beten." —

Als der lange Zug im Gefängnishof aufmarschierte, wurden alle von den daselbst aufgestellten Kommunisten niedergestreckt.

Als bald danach ein Panzerauto der Landeswehr sich mühsam den Weg zum Zentralgefängnis erkämpft hatte, und die Anverwandten der Gefangenen ihm nach in den Hof stürmten, bot sich ihnen ein Bild des Grauens...

Die Mörder und Kommissare waren sofort nach Verrichtung dieses Blutbades geflohen. Ein menschlich fühlender Gefängniswärter, der der Exekution beigewohnt, wußte zu rühmen das tapfere Sterben des immer freundlichen Pastors Erhard Doebler.[31]

Pastor August Eckhardt
geboren in Riga 20. April 1868
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Eckhardt verlor den Vater früh, seine feingebildete, tiefreligiöse Mutter hat ihm, trotz ihrer Armut, mit Hilfe freundlicher Verwandten das Studium der Theologie ermöglicht, dem er von 1886—1891 in Dorpat oblag. Nach dem praktischen Jahr und der Vikariatszeit wurde er Religionslehrer an der Stadt-Realschule in Riga, 1906 Pastor am Dom zu Riga, 1907 Herausgeber des Rigaschen Kirchenblattes.

Ein Mann des Herzens, nicht des Wortes, mehr ein Seelsorger als ein Prediger, ein Mann des Friedens, über dessen Lippen wohl nie ein verletzendes Wort gekommen, aber entschieden und klar im Denken wie im Tun. Intellektuell sich mehr der liberalen Theologie zuneigend, mit dem Herzen den Glauben der Väter bewahrend. Nie

ein Modepastor, stets Pastor seiner Gemeinde, für die er lebte, die er in aller Treue baute, ein Vater seiner vielen armen Gemeindeglieder, ein Tröster aller Traurigen.

Als die führerlos gewordene Pastorenschaft Rigas sich in der dunklen Morgenfrühe des 3. Januar 1919 versammelte, um zu beraten, was zu tun, wählten die lettischen und deutschen Amtsbrüder Eckhardt einstimmig zum Propst. Bei ihm kamen die Brüder in der Folgezeit, als jede Versammlung verboten war, heimlich zusammen. Sein Urteil galt uns allen viel. Seine Stellung zur Frage: Bleiben oder fliehen, spricht er klar in einem Brief vom 28. Dezember 1918 aus: „Ich als Pastor halte das Bleiben für meine Pflicht und Schuldigkeit. Aus Riga kann doch nur ein verschwindend kleiner Teil sich retten, was soll aus den andern werden, wenn alle die, welche ihnen noch Führer und Halt sein könnten, das Hasenpanier ergreifen. Ich hoffe, daß Gott mir die Kraft geben wird, nichts zu unternehmen, dessentwegen ich vor den Meinen oder meiner Gemeinde erröten müßte." Vor seiner Verhaftung läßt er seine Gebete in einigen Liedern ausströmen und singt einmal:

Schenk mir ein Auge hoffnungshelle
Trotz allem Dunkel dieser Zeit;
Laß stehn mich an des Himmels Schwelle:
Ein Zeuge deiner Herrlichkeit!

Seiner Gemeinde hatte er ein Abschiedswort geschrieben, da er damit rechnete, ohne von ihr Abschied nehmen zu können, verhaftet zu werden. Es wurde nach seiner Leichenpredigt der Gemeinde verlesen und lautete:

„Meiner Gemeinde danke ich für das rückhaltlose Vertrauen, das mir immer wieder entgegengebracht wurde und das mir mehr wert gewesen ist, als aller Beifall, den mancher rednerisch mir weit überlegene Amtsbruder hat ernten können. Es ist mir eine Freude und Genugtuung, daß beim Großstadtpastor man doch nicht nur nach

glänzenden Gaben sieht, die mir abgehen, sondern nach der schlichten Art, in der man unentwegt seine Pflicht tut. Was ich bei allem ehrlichen Streben auch nach dieser Seite versäumt, das wird mein Gott mir vergeben; — der Gemeinde aber sei es gedankt, daß sie mir das, was ich in Schwachheit unter ihr habe wirken können, in großer Liebe gelohnt. Sollte ich von ihr scheiden müssen, ohne ein Abschiedswort an sie richten zu können, dann gelte dieser Dank als solches Wort und die Mahnung, durch die Not der Zeit sich nicht von Gott abbringen, vielmehr sich mehr und mehr in die Arme des himmlischen Vaters treiben zu lassen.

Sollte ich um meines Zeugnisses willen in Gefangenschaft und Tod kommen, so helfe mir Gott, daß ich auch in solchen Zeiten nicht schwach werde, vielmehr der Geist der ersten Zeugen auch in mir, dem Schwachen, lebendig sich zeige. Die Gemeinde aber möge auch ihrerseits immer festeren Bekennermut zeigen. Uns kann aus der Not der Zeit nur herausgeholfen werden, wenn, wie ich in meiner letzten Silvesterpredigt hervorheben konnte, die Bereitschaft, auch Märtyrer für die eigene Überzeugung zu werden, in der Gemeinde lebendig wird. Es kann nicht besser werden, solange die, welche sich Christen nennen, so entsetzlich nachgiebig sind und sich jeder Richtung beugen, die etwas rücksichtsloser ihre Ziele verfolgt. Wir wollen auch eine christliche Rücksichtslosigkeit dem entgegensetzen, — sonst wird das Christentum wie ein dumm gewordenes Salz von den Leuten zertreten. Die schönste Frucht meines pastoralen Wirkens wäre diese, daß ich recht vielen meiner Gemeindeglieder vor Gottes Thron begegnen könnte, als solche, die sich zu ihrem Gott bekannt vor den Menschen auch unter schwersten Anfechtungen."

Über seine Verhaftung berichtet ein Augenzeuge: „Am Sonntag, den 6. April, hielt zum Gottesdienst im Dom Pastor Eckhardt die Eingangsliturgie; das Hauptlied war zu Ende, kein Prediger erschien auf der Kanzel, die kleine Schar der Gemeindeglieder schaute beunruhigt

zur Kanzel empor, — das mag ein paar Minuten gedauert haben, die lautlose Stille wurde durch nichts unterbrochen, — da kam Eckhardt eiligen Schrittes auf die Kanzel und teilte mit, daß er verhaftet sei. Er bat die Gemeinde dringend, ruhig zu bleiben und ruhig auseinander zu gehen, er stehe in Gottes Hut. Die Gemeinde solle die Armen nicht vergessen, für die er nicht mehr sorgen könne. Er betete darauf und segnete die Gemeinde, diese blieb, nachdem er die Kanzel verlassen und zur Sakristei gegangen war, wie versteinert sitzen, — da stimmte eine Frau ‚Ein feste Burg' an. Während des Gesanges wurde Eckhardt durch ein Seitenschiff des Domes von bewaffneten Männern ins Zentralgefängnis fortgeführt.

Er hat früher einmal seinen Gott gebeten:

Daß aus mir Lebensströme fließen,
Davon der Ärmste Segen hat,
Daß rings um mich beginnt zu sprießen
Viel lebenskräftige Liebessaat.

Das hat ihm Gott auch im Gefängnis gegeben, mit seinem freundlichen teilnahmsvollen Wesen, mit seiner ausgleichenden Art war er seinen Amtsbrüdern und allen Zellengenossen ein großer Segen. In dankender Liebe suchten sie den Tag seiner silbernen Hochzeit, die er am 7. Mai feiern durfte, zu einem köstlichen Festtage auszugestalten, — es war die letzte große irdische Freude.

Aus der Gefängniszeit sind einzelne Zettel erhalten, sie lauten: „Wie schön, daß man einen Gott hat, der vor Kerkermauern nicht Halt macht. Auch im Gefängnis läßt man sich die Zuversicht der Auferstehung und des ewigen Lebens nicht nehmen." Am 22. April: „Man muß auf alles gefaßt sein. Überall bleiben wir doch in Gottes Hand. Wir wollen aufrechtbleiben. Allen, allen ein auf Wiedersehen, wenn nicht hier, dann droben!"

Das Ende kam am 22. Mai. Eckhardt war es, der durch sein Gebet das furchtbare Schweigen brach, das jene Teufel geboten (s. S. 147),

er blieb ein Beter bis zuletzt, darum blieb er auch bis zuletzt ein aufrechter Mann.

Beim Herannahen der Bolschewiken dichtete er das Lied: „Jetzt zeige, daß ein Christ du bist", es schließt mit den Worten:

Ja, Herr, ich will es wirklich, — will
Als rechter Christ mich zeigen,
Du aber wirst dich göttlich still
Zu meinem Wollen neigen.

Gott hat sich zu ihm geneigt, er blieb bis zuletzt der Stille, Starke, Aufrechte.

Zu seinem Leichentexte hat er sich Psalm 16, 6 bestimmt: Das Los ist mir gefallen aufs liebliche. Mir ist ein schön Erbteil geworden!

Pastor Theodor Hoffmann
geboren in Petersburg 1. Februar 1865
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Petersburg, wo Hoffmann seine ganze Kindheit und Gymnasiastenzeit im trauten Elternhause verlebte, ist ihm immer die Fremde geblieben. Er wußte sich als Balte. Siebzehn Jahre alt, begann er sein theologisches Studium in Dorpat, das er 1888 erst zweiundzwanzigjährig mit allen Ehren beendete. Zum Pfarramt zu jung, wurde er Oberlehrer der Religion am Rigaschen Gouvernementsgymnasium, wurde dann 1892 in Riga als Vikar ordiniert und hatte die ganze große Petri-Gemeinde, an der sonst drei Pastoren arbeiteten, allein zu bedienen. Einer der Pastoren war gestorben, der zweite schwer krank, der dritte wegen Vergehen gegen die orthodoxe Kirche vom Amt suspendiert. Diese große Arbeit, die er neben seinem Lehrerberuf zu leisten hatte, strengte ihn derart an, daß er noch jahrelang an dieser Überanstrengung zu leiden hatte.

1893 wurde er als „Nachmittagsprediger" der Petri-Kirche intro-

duziert. 27 Jahre ist er es geblieben bis zu seinem Ende. Es hat ihn innerlich tief geschmerzt, daß er bei den Predigerwahlen wiederholt übergangen wurde. Er hat es besonders seiner Gemeinde wegen bedauert, die immer mit den „Nachmittagsgottesdiensten" sich zufrieden geben mußte. Über diese Zurücksetzung hat er nie geklagt, hat sich auch nicht verbittern lassen, sondern seiner kleinen Gemeinde Treue gehalten, ihr neben seiner großen Schularbeit mit Hingabe aller seiner Kräfte gedient nach dem Wort: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen."

Beim Herannahen der Bolschewiken kam Hoffmann gar nicht der Gedanke an Flucht, obgleich er sich des ganzen Ernstes der kommenden Gefahr bewußt war. Als sein ältester Sohn, der Schwadronsführer in der Landeswehr war, plötzlich, ohne Abschied nehmen zu können, aus Riga abrücken mußte, bat er den Vater telephonisch, sich und die Mutter in Sicherheit zu bringen. Hoffmanns Antwort war: „Ich bleibe, ich bin in Gottes Hand. Meine Gemeinde verlaß ich nicht. Ich tue meine Pflicht, tu du die deine." „Du hast recht", mußte ihm der Sohn antworten. Der Sohn zog aus, den Kampf für die Befreiung der Heimat vorzubereiten, der Vater blieb auf seinem Kampfesposten.

Bald war die Petri-Kirche zum Hauptmeeting-Raum herabgewürdigt; die Meetings wurden meist zur gottesdienstlichen Stunde gehalten. Hoffmann sammelte alsdann die verängsteten Gemeindeglieder an anderen Orten, stärkte sie mit dem ewigen Wort. Zu tun gab es damals für den Pastor unendlich viel, es galt ewigen Trost zu tragen an die vielen Sterbebetten und offenen Gräber, Flecktyphus und Hunger wüteten ja, und es galt zu helfen, den vielen aus ihren Häusern Gejagten, den vielen, die ihrer Habe beraubt, und den erwerbslos Gewordenen. Hoffmann war es gelungen, größere Geldmittel für die Armenpflege vor den Bolschewiken zu verstecken, so konnte er bitterer Not tatkräftig steuern. „Wie bin ich Gott so dankbar, daß Er mich

noch meine Arbeit tun läßt", sagte er einst nach schwerem Tagewerk, „ich habe doch manchen trösten, manchem helfen können und, wenn ich auch nur bis jetzt hätte arbeiten dürfen, so hat sich mein Bleiben doch gelohnt." Einem Gemeindeglied, das erfahren, daß nach ihm gefahndet würde, und ihn bat, sich bei ihm zu verstecken, erklärte er: „Wie der Kapitän das Schiff nur als letzter verlassen darf, so darf ich meine Gemeinde nicht verlassen und mich nicht in Sicherheit bringen." So blieb er und arbeitete, arbeitete ebenso weiter, selbst als die Bolschewiken zuerst seine Arbeitsstube und bald darauf seine Wohnzimmer requirierten und sich darin breitmachten. Im Februar begann er mit schwerem Herzen seine Konfirmandenlehre. Er fürchtete, sie nicht zu Ende führen zu können. Er hat sie zu Ende führen dürfen. Als er nach der Konfirmation und Predigt den Konfirmanden und ihren Angehörigen das Heilige Abendmahl austeilen wollte, traten Bewaffnete an den Altar und verlangten, daß Hoffmann ihnen folge. Hoffmann setzte es durch, die Abendmahlsfeier zu vollenden, reichte sich selbst dann noch das Heilige Mahl und sprach mit fester Stimme das Dankgebet, erteilte der Gemeinde den Segen, dann gab er sich gefangen. „Er tat das alles", schreibt ein Gemeindeglied von dieser Stunde, „mit einer Ruhe und Würde und Kraft des Glaubens, die uns alle zu tragen schien, ich ging nach Hause, trotz der großen Sorge um ihn, getragen vom Bewußtsein: sie können uns gefangenhalten, uns töten; aber sie können uns die innere Kraft und Glaubensfreudigkeit nicht nehmen, die triumphiert und triumphieren wird über die Tyrannei, die sie über unsern Körper ausüben. Was Pastor Hoffmann damals durch sein Beispiel und seine Seelenstärke uns gelehrt, kann nicht spurlos vorbeigegangen sein an allen, die damals in der Kirche waren. Ich weiß nicht, wie ich die ganze Zeit hätte ertragen können, wenn nicht immer wieder mir die Gewißheit geworden wäre, die er mich gelehrt: Niemand und nichts kann uns den Reichtum des inneren Lebens und die Glaubensgewißheit nehmen."

Im Zentralgefängnis wurde Hoffmann zuerſt in einer Zelle eingeſperrt, wo das Waſſer, das von den Wänden floß, auf der Diele ſtand. Sitzen konnte zur Zeit nur immer ein Teil der Inhaftierten, da zu wenig Bänke vorhanden waren, ausſtrecken konnte ſich keiner. Er dankte Gott, als er nach einigen Tagen in eine helle Zelle kam, wo er etliche der Amtsbrüder antraf. Mit ihnen wurde der Philipperbrief, dieſe herrliche Gefängnisepiſtel, exegetiſch durchgearbeitet, wobei Hoffmanns reiche exegetiſche Kenntnis allen zugute kam und den fehlenden Kommentar erſetzen half. „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Chriſtus", Phil. 4, 13, wird ihm zu einem beſonderen Troſtſpruch. (Es war auch ſein Leichentext.) Seine große Allgemeinbildung ermöglichte ihm gleich den anderen Paſtoren, Vorträge aller Art, ſelbſt über nationalökonomiſche Dinge, den Zellengenoſſen zu halten.

Hunger, Demütigungen und Todesdrohung erſchienen ihm als eine Trübſal, die zeitlich und leicht, nicht wert iſt der Herrlichkeit, die an uns ſoll geoffenbart werden. Zwar war er der Überzeugung, daß die Schreckensherrſchaft nicht von Dauer ſein würde und Riga ſicher befreit werden würde. Er aber war auch deſſen ganz gewiß geworden, daß *er* das nicht erleben werde. Er ſagte zu ſeiner Frau, der es einmal während dieſer Zeit gelang, ihn zu ſprechen, es war wenige Tage vor ſeinem Tode: „Ihr werdet bald befreit ſein, aber ich werde es nicht erleben, aber um mich ſollt ihr nicht trauern." Dann nahm er von ſeiner Lebensgefährtin Abſchied für dieſes Leben, am Leibe matt und abgezehrt, in den Augen ein leuchtender Blick, der vorausſchaut in das Kommende.

Er iſt als erſter am 22. Mai erſchoſſen worden. Seine Seele Gott befehlend, für ſeine Mörder betend.

Sein Leichnam lag abſeits von denen der Genoſſen, eine Kugel hatte ſein Herz durchbohrt, nichts von Qual, nur Friede lag auf ſeinem Angeſicht.[53]

Pastor Eberhard Savary
geboren in Beatental bei Wolmar 13. April 1863
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Im kinderreichen Elternhause Savarys konnte kein Aufwand getrieben werden, was aber das Savaryſche Haus von vielen anderen, die in derſelben Lage ſind, unterſchied, war dieſes, hier wollte man keinen Aufwand treiben. Savary blieb zeit ſeines Lebens ein ſchlichter Menſch, alles an ihm war wahr. Savary blieb auch allzeit ein Friedfertiger, weil er den Frieden Gottes kannte. Er wurde überall, von allen geliebt. 1889, nach kaum beendetem Studium, begehrten ihn zwei lettiſche Gemeinden gleichzeitig zu ihrem Seelſorger. In der einen: Tirſen, hat er eine kurze Adjunktur innegehabt, der anderen, Aſcheraden, deren Paſtor Harf von den Ruſſen verbannt worden war, hatte er nur ein halbes Jahr als Vikar gedient. Zwei lettiſche Gemeinden zur Zeit der ſtärkſten Nationalitätenhetze werben um einen Deutſchen als ihren Seelſorger: ein einzigartig Bild jener Tage. Savary wurde Paſtor in Aſcheraden. Seine Arbeit kam ausſchließlich dieſer Gemeinde zugute, er hat ſich nie in Vielgeſchäftigkeit zerſplittert, er war ein ſtiller zäher Arbeiter. Er hat das Kirchenweſen äußerlich erneuert, die alte baufällige Kirche wurde, da die ruſſiſche Obrigkeit ja den Neubau von der Erlaubnis des ruſſiſchen Biſchofs abhängig machte, ſo lange „repariert", bis ſie doch ein Neubau wurde. Savary hat mit nie ermüdendem Eifer perſönlich die Bauſumme von ſeiner nicht gerade wohlhabenden Gemeinde geſammelt. Er hat die Kirche mit einer neuen Orgel und neuen ſchönen Fenſtern geſchmückt. Auf ſeine Initiative wurde der ſtark vernachläſſigte Kirchhof wieder inſtand geſetzt, hier weilte er ſelber gerne in den ſtillen Stunden, die ihm ſein Amt ließ. Innerlich baute er die Gemeinde durch die Predigt, auf die er ſich gewiſſenhaft vorbereitete, und, was bei ihm ſelbſtverſtändlich, durch die treueſte Seelſorge. Er führte als einer der erſten in einer Landgemeinde Bibelſtunden ein und ſchuf einen Kirchenchor.

Als die Revolution 1905 losbrach, wurde eine Bande zur Aschera-denschen Kirche abkommandiert, der es gelang, den Gottesdienst zu stören, doch die Gemeinde trat mit solcher Entschiedenheit gegen die Entweihung ihrer Kirche auf, daß weitere Profanierungen nicht mehr vorkamen. Der Führer der revolutionären Bande legte der Gemeinde die Frage vor, ob sie ihren Pastor behalten wolle, worauf die Gemeinde einstimmig mit einem „Ja" antwortete. Die Bande zog ab, — Savary blieb, obgleich viele Brüder aus den Nachbargemeinden hatten fliehen müssen oder gemordet waren. Er wich erst, als die Gemeinde ihn dringend bat, er möge sie verlassen, denn sie könnten ihn nicht mehr auf den einsamen Waldfahrten schützen. So verließ er schweren Herzens die Gemeinde und hat an verschiedenen Orten eine vorübergehende pastorale Wirksamkeit gefunden. Als die Ordnung wiederhergestellt worden war, kehrte Savary nach einem Jahr nach Aschera-den zurück, konnte aber nur bis zum Sommer 1915 hier bleiben.

Der Weltkrieg war ausgebrochen, die gesamte Einwohnerschaft des an den Ufern der Düna gelegenen Kirchspiels wurde beim Herannahen der Deutschen vom russischen Militär ausgesiedelt. Aschera-den war Kriegszone geworden. Als letzter verließ der Pastor das Kirchspiel, das durch den Krieg zur Wüste wurde. Savary übernahm das Pfarramt in Loddiger, dessen Pastor erkrankt war. Savary mußte bald nach seinem Amtsantritt vor den fliehenden desorganisierten Russen aus Loddiger flüchten, kehrte aber bei der ersten Möglichkeit, nachdem die Deutschen wieder Ordnung ins Land gebracht, dorthin zurück. Auch in Loddiger hat Savary in kurzer Zeit sich viel Liebe und Vertrauen erworben; er hat die entweihte und beschmutzte Kirche, wenn auch notdürftig, wieder hergestellt. Er hat die Gemeinde, die so viel durch die wilden russischen Soldaten und die rote Willkürherrschaft hatte leiden müssen, gemahnt: „Vergebt, vergeßt, begrabt allen alten Groll". Als die deutschen Truppen im Dezember 1918 wieder das

Land verließen, sah Savary ernst in die Zukunft. Auch er erwog die Frage: Bleiben oder fliehen. Betend hat er um Klarheit gerungen und kam zu keiner Gewißheit. Da wurde er gebeten, eine Trauung zu vollziehen, deren Termin in der Zeit lag, wo voraussichtlich die heranrückenden Bolschewiken schon in Loddiger sein konnten. Das sah er als einen Fingerzeig Gottes an, daß er bleiben solle, und so blieb er und hat sich oft gefreut, daß er in der schweren Zeit Vielen Halt und Trost der Ewigkeit hatte geben können. Als die ersten Todesurteile von den zur Herrschaft gelangten Bolschewiken vollstreckt wurden, rechnete er für seine Person mit einem ernsten Abschluß seines Lebens, fürchtete nur, er könne im Leiden schwach werden und verzagt beim Anblick all der Greuel der Gottlosigkeit. Mit einem alten ehrwürdigen bäuerlichen lettischen Kirchenvormund beriet er, wie weit man nach evangelischem Gewissen den Verordnungen der Bolschewiken in bezug auf das kirchliche Leben nachkommen dürfe. Sie erwirkten die Erlaubnis, an allen Sonn- und Feiertagen Gottesdienste in der Kirche abzuhalten, denn selbst die Kommunisten in Loddiger waren ihm wohlgesinnt.

Am 10. April 1919 wurde er verhaftet, nicht von Loddigerschen Leuten, sondern von Fremden. Mit dem Pastor wurden seine Frau und alle Deutschen des Kirchspiels ins Gefängnis gebracht. Was Savary im Gefängnis zu Segewold den Mitgefangenen gewesen, sagt das kurze Wort eines schlichten mitverhafteten deutschen Kolonisten: „Wir lebten wie in einer Kirche." Am 13. April, seinem Geburtstage, ward ihm das Geschenk, daß seine Frau aus der Haft entlassen wurde. „Wir wollen Treue halten", war sein letztes Wort an seine Frau, die ihn hier nicht mehr wiedersehen sollte. Savary wurde in das Zentralgefängnis nach Riga gebracht, hier erkrankte er gleich vielen anderen am Flecktyphus. Es wurde am 21. Mai bestimmt, daß er am 23. ins Gefängnislazarett übergeführt werden sollte, doch dazwischen kam der furchtbare 22. Mai.

Auch ihn, der von hohem Fieber geschüttelt wurde, hat man mit den anderen Geiseln in den Gefängnishof geführt und erschossen. Neujahr 1919 hat er gepredigt über Psalm 37, 5: „Er wird es wohl machen", Er wird uns so führen, daß es uns zum ewigen Segen gereichen wird. Dieses Psalmwort ist ihm die ganze schwere Zeit ein Leitstern gewesen, es leuchtet auch über dem tragischen Sterben, denn: die Friedfertigen werden Gottes Kinder heißen.[54]

Pastor Engen Scheuermann
geboren in Riga 12. September 1856
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Den Anstoß, Theologie zu studieren, gaben Scheuermann seine früh verstorbene fromme Mutter und sein Religionslehrer am Gymnasium, Oberpastor Jentsch. Seinen Vater, einen aus Ostpreußen stammenden Kaufmann, verlor er während seines Abiturientenexamens. Mit sehr kleinen Mitteln bezog er die Landesuniversität. Der gewissenschärfende Professor M. v. Engelhardt war der Lehrer, der richtunggebend auf ihn wirkte. Scheuermann war durch und durch Gewissensmensch, mit eisernem Pflichtbewußtsein. Nach der Vikariatszeit wurde er 1883 Pastor zu Lubahn, einer im fernsten Winkel Livlands, an Rußland angrenzenden Gemeinde. Hier waren ihm einige schöne Jahre, Jahre der ersten Liebe, vergönnt. Er arbeitete am lettischen Volke, das er um Christi willen liebte, mit Drangabe des Besten, was er hatte. Für die Armen und Siechen seiner Gemeinde baute er ein kleines Siechenhaus, denn die von der Gemeinde errichteten waren nicht Heimstätten für die Alten, sondern „Krepieranstalten", wurde doch die Ökonomie in denselben dem übertragen, der es übernahm, die Ärmsten für den geringsten Preis zu versorgen. Bald kamen über Scheuermann harte Zeiten. Sein griechischer „Stiefamtsbruder", der Pope, sowie die national verhetzten Gemeindeglieder bereiteten dem

deutschen Pastor viel Herzeleid. Dazu kam Frau Sorge ins Haus. Die Pfarre war pekuniär schlecht fundiert, angewiesen auf Lieferung von Naturalien, die Reallasten des Gemeindelandes darstellten, und die bis dahin anstandslos geliefert wurden. Die russische Gouvernements-Regierung verfügte administrativ, daß die Gemeinde nicht verpflichtet sei, den Pastoren die Naturalien zu liefern. Der angestrengte Prozeß brachte zwar eine günstige Entscheidung, doch während der viereinhalbjährigen Dauer desselben hat Scheuermann mit seiner großen Kinderschar bitter Not leiden müssen. Die Entscheidung der Gerichte zuungunsten der Bauern hatte unter diesen vielfach Erbitterung ausgelöst. So nahm Scheuermann 1898 einen an ihn ergangenen Ruf an die Luthergemeinde in Riga mit Freuden an, zumal seine sechs Kinder schon im schulpflichtigen Alter standen. Die Luthergemeinde bestand der Hauptsache nach aus lettischen Fabrikarbeitern, die stark sozialistisch gefärbt waren. Sie schufen ihm viel Arbeit, der sein schwacher Körper kaum standhielt, mit zäher Energie leistete er sie doch. Da brach die erste lettische Revolution herein. Scheuermann stellte sich ihr mutig und unerschrocken entgegen, trat ein für Glaube und Recht. Auf einer Fahrt zu einer Krankenkommunion, in einer ganz abgelegenen Vorortstraße, wurde er das Opfer eines Mordversuches. Er erhielt 11 Revolverkugeln, blieb blutüberströmt auf der Straße liegen und wurde nur wie durch ein Wunder am Leben erhalten.

Als 1914 der Krieg ausbrach, gehörte auch er zu den Pastoren, die als „Germanophilen" und angeblich deutsche Spione nach Sibirien verbannt wurden, von wo er 1918 zurückkehren konnte. Als dann 1919 die Flut des Bolschewismus hereinbrach, und es sich um Bleiben oder Fliehen handelte, war Scheuermann fest entschlossen, auf seinem Posten auszuharren; ja, als der älteste Sohn, Pastor in Dickeln, verhaftet und ins Gefängnis geworfen, und der zweite Sohn im Gefängnis in Tuckum erschossen ward, schrieb er ersterem: „Ich meine,

Gott will uns in dieser Zeit zu einem rechten Heldentum des Leidens erziehen, da wollen wir Ihm fein stille halten". Er erwartete täglich standhaften Mutes seine Verhaftung; sie erfolgte bei der Massenverhaftung am 5. April. Er und seine älteste Tochter wurden fortgeführt, nachdem er erst vor zwei Tagen von einem dreiwöchigen Krankenlager aufgestanden. Als Vater und Tochter an der Gefängnispforte getrennt wurden, waren sie sich wohl bewußt, daß es etwas Ernstes um diesen Abschied sei. Er schickte seiner Frau gar manche tröstende und aufrichtende Zeile von dort, „Ich hoffe noch immer auf das Aufgehen des Lichtes in unserer Finsternis". „Wenn Ihr August schreibt (sein verhafteter Sohn), sagt ihm, daß ich mich eigentlich freue, sein Leidensgenosse zu sein, und sagt ihm: durchhalten, bis Gottes Stunde gekommen, nicht in eigener, aber in Gottes Kraft". Wie freute er sich, als er die Nachricht erhielt, daß sich die Lage des Sohnes erträglicher gestaltet hatte durch Überführung in ein Konzentrationslager. Es ging ihm im Gefängnis nach der überstandenen Krankheit auffallend gut, so daß er seiner Frau schreiben konnte: „Es scheint, Gott wolle, daß ich bei Kräften bleiben soll". Wie in vielen Zellen, so wurden auch in der seinen von ihm und Pastor Taube außer den täglichen Andachten, besonders in der Stillen Woche, fortlaufend die Leidensgeschichte gelesen. Am Karfreitag schrieb er: „Karfreitag unter solchen Verhältnissen in diesem Jahr! Wir wollen es aber als ein Sich-um-uns-Mühen Gottes ansehen, daß er uns für würdig befindet, dieses alles mit gutem Gewissen leiden zu dürfen. Übermorgen ist Ostern! Ich glaube fest, nicht nur an ein Auferstehen in der Ewigkeit, sondern so Gott will, auch noch hier für unser Erdendasein. Doch wie Gott will. Wir aber wollen in den kommenden Tagen jedenfalls mit Luther bekennen: das Leben, das behielt den Sieg, es hat den Tod verschlungen". Voller Zuversicht und Gottvertrauen war er auch, als seine jüngste Tochter sich während seiner Gefängniszeit einer schweren Operation unterziehen mußte. — „Sei nur getrost und tapfer,

wie du es bisher warst! Gott verläßt dich nicht, du stehst in seiner Hand, das muß und soll dich ganz ruhig und still machen. Das Jesaiawort stärke dich: Fürchte dich nicht, ich bin mit dir, weiche nicht, ich bin dein Gott, ich halte dich, ich stärke dich auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit." Und als Scheuermann doch noch den Schmerz erleben mußte, auch dieses Kind hingeben zu müssen, war es ihm wohl sehr schwer, daß er es nicht mehr auf Erden wiedergesehen hatte. „Gott weiß warum, auch warum Er ihre letzten Erdentage so schwer hat sein lassen, doch das Wiedersehen, das herrliche, das dürfen wir fest hoffen. Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben." Am 19. Mai, dem Tage der Beerdigung seiner Tochter, an der er als Gefangener nicht teilnehmen durfte, schrieb er: „Heute der Tag der Beerdigung unserer Maria. Gottes Sonne scheint hell. Wollen wir uns das ein Abbild seiner Gnade sein lassen. Sie geleite Euch auf Eurem schweren Wege und sei um mich in der schweren Stunde des Fernseins von Euch." Er wußte nicht, daß er nach wenigen Tagen denselben Weg würde gehen müssen. — Ahnungsvoll hatte er seiner Frau ein paar Tage vor seinem Tode seinen Trauring geschickt.

Wie Scheuermanns Sterben am 22. Mai 1919 auf dem Hof des Zentralgefängnisses gewesen ist, darüber ist nichts Genaueres bekannt geworden. Er hat das Vollmaß der Leiden getragen, die über einen livländischen Pastor jener Zeit kommen konnten, nun durfte er zu seinem Herrn eingehen, dem er sein Leben lang gedient und den er bekannt.[55]

Pastor Theodor Taube
geboren in Petersburg 1. Februar 1864
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Obwohl in Petersburg geboren, wo Taubes Vater Arzt war, fühlte er sich doch als Sohn Rigas, der Vaterstadt seines Vaters. Nach Be-

endigung des Studiums in Dorpat und seiner Vikariatsjahre wurde er 1888 Nachmittagsprediger am Dom zu Riga und 1891 Pastor vicarius der Martinskirche, mit dem Auftrag, die deutsche Gemeinde an dieser Kirche, die bis dahin mit der lettischen Gemeinde zusammen von einem Pastor bedient wurde, als selbständiger Pastor zu bedienen und zugleich die deutsche Martinsgemeinde zu verselbständigen. Arbeitsfroh übernahm er das Amt und hat seine ganze Kraft darangesetzt, die Gemeinde innerlich und äußerlich auszubauen. Wohl hat er eine Fülle pastoraler Nebenarbeit in Vereinen, Anstalten und Zeitschriften geleistet, nie aber ist darüber sein pastorales Hauptamt zu kurz gekommen. Halbe Arbeit lag ihm nicht.

Es war für Rigas Kirche die Zeit gekommen, wo die Gedanken der Inneren Mission auf die Organisation der Gemeinde befruchtend einwirkten. Auch Taube suchte durch die Schaffung von lebendigen Arbeitsgemeinschaften die Gemeinde zu aktivieren. In seinen Kirchenvormündern erwarb er sich eine treue Mitarbeiterschaft für die Gemeindepflege, die Jugend schloß er zu Vereinen zusammen, der Kindergottesdienst wurde eingeführt, die Armenpflege und Gemeindediakonie organisiert. Ein Pastorat mit einem großen Gemeindesaal wurde gebaut. Die freiwillige Selbstbesteuerung schaffte die Mittel für den Unterhalt des Gemeindelebens. Es wurde ein Kapital gesammelt für den Bau einer eigenen Kirche, deren Erbauung im Herbst 1914 beginnen sollte. Alle Arbeit wurde getragen vom Gebet und geheiligt durch die reichliche Verkündigung des schlichten Evangeliums von der Gnade, die Taube, der selbst gegen die eigene Sünde kämpfte, allen Demütigen als frohe Botschaft brachte.

Mitten im äußeren und inneren Aufblühen der jungen Gemeinde brach der Weltkrieg aus. Durch die Verschickung vieler Reichsdeutscher seiner Gemeinde, durch die von den Russen durchgeführte Evakuation der Fabriken nach Rußland, der die Beamten und Arbeiter folgen mußten, schmolz die auf 6000 Seelen angewachsene Gemeinde auf

1200 zusammen. Der Bauplatz, der für die Kirche bestimmt, blieb leer, das Baukapital wurde nach Rußland evakuiert und „verschwindet" dort. Ein blühender Zweig des Gemeindelebens nach dem andern verdorrte, weil die Menschen und das Geld fehlten. Taube mußte das Schwere erleben, daß Gott, der ihm einst die Arbeit gab, ihm ein Stück seiner lieben Arbeit nach dem andern aus der Hand nahm. Er hat solches aus Gottes Hand still hingenommen und an dem verbliebenen Rest seiner Gemeinde um so treuer gearbeitet.

Was er nun durch die Verringerung der Gemeinde an Zeit gewann, kam seinem Hause zugut. In glücklicher Ehe lebend, war er seiner zehnköpfigen Kinderschar ein rechter Vater, aber auch ein Freund und Spielgefährte. Als bittere Not in der Kriegszeit ins Pastorat einzog, blieb er im frohen Danken und lehrte solches auch die Seinigen. Selbst als die Not in der Bolschewikenzeit auf das Höchste stieg, ist doch das Danken im Pastorat nicht verstummt, und selbst die abgemagerte Schar der Kleinen verlernte nicht das Lachen.

Als die Roten einzogen, blieb Taube wie selbstverständlich auf seinem Platz und diente seiner kleinen Gemeinde mit größter Unerschrockenheit. Die Predigten jener Zeit gaben seiner Gemeinde Trost und Freudigkeit. Mutig, frei von allem Pharisäerhaften, ist sein Zeugnis gegen die Gewalthaber, besonders an den Gräbern der von ihnen „gerichteten" Gemeindeglieder. Jeden Abend befiehlt er sein Haus dem Schutz des Herrn, jeder Tag, den er noch mit den Seinen zusammen sein kann, ist ihm Anlaß zu neuem Dank. Er sorgt sich nicht, aber er ist auf alles gefaßt.

Am Sonnabend, den 5. April 1919, wird er bei seiner Predigtarbeit verhaftet. Er lädt seine Häscher an den Abendbrottisch, unterhält sich zwanglos mit den Seinen, verabschiedet sich alsdann nach kurzem Gebet von ihnen und läßt sich dann fortführen. Im Untersuchungsgefängnis nimmt man ihm bei der Körpervisitation das Neue Testament ab: „Es ist unerlaubte Lektüre." Da braust er stark auf, sonst

hat er ſich in der ganzen Gefängniszeit die ihm ſelbſtverſtändliche Gefaßtheit bewahrt. Er, der an die Arbeit mit Spaten und Beil gewöhnt, empfindet die Arbeiten, zu denen die Gefangenen gezwungen werden, nicht als Erniedrigung. Er bleibt auch als Sträfling immer der Paſtor. Hat er auf dem Friedhof für die Särge die Gruft auszugraben, ſo tut er es, als ob es ihm ſelbſtverſtändlich wäre, ſenkt er aber die Särge in die Gruft, ſo verkündet er dabei Wärtern und Mitgefangenen das Wort Gottes und eint alle im Gebet.

In den Briefen aus dem Gefängnis klagt er nie über das Schwere, die Möglichkeit des Todes wird nicht erwähnt. Er war allzeit bereit. Nur, wenn es kritiſche Tage gab, wenn es ſchien, der Brief ſolcher Tage könnte der letzte ſein, dann wird ſein Dank an ſeine liebe Frau und an ſeine Kinder beſonders heiß, und der Lobpreis Gottes erhebt ſich zur höchſten Höhe.

„Gottes Wege ſind wunderbarlich — Er führt es aber herrlich hinaus" (nach Jeſ. 28,29), ſtand auf einem Zettel von ſeiner Hand geſchrieben, den man in ſeinem Rocke vorfand, als er erſchoſſen am 22. Mai auf dem Gefängnishofe gefunden wurde.[56]

Paſtor Ernſt Fromhold-Treu
geboren im Paſtorat Oppekaln 3. Februar 1861
ermordet in Riga 22. Mai 1919

Treu hatte ſein Pfarramt zu Dickeln, das er nach beendetem Studium in Dorpat am 1. Dezember 1885 angetreten, 1904 ſeiner Familienverhältniſſe wegen aufgeben müſſen, trotzdem er in den neun Jahren ſeiner paſtoralen Wirkſamkeit mit ſeiner Gemeinde eng verwachſen war.

Er wurde 1904 Direktor der Korrektionsanſtalt für minderjährige Verbrecher zu Rodenpois bei Riga und übernahm 1907 die Leitung der Blindenanſtalt zu Strasdenhof bei Riga. Wohl kamen hier ſeine

pädagogischen Gaben bei den blinden Kindern aufs beste zur Geltung. Das böse Revolutionsjahr 1905/6 hatte aber in die Schar der erwachsenen Blinden, die in derselben Anstalt untergebracht waren, den Geist des Aufruhrs getragen. Sie machten ihm viel Kummer. Mit ganzem Herzen war er nicht bei dieser Arbeit, er sehnte sich zurück ins geliebte Pfarramt.

Als die Bolschewikenzeit anbrach, wurde auch Treu verhaftet, obgleich er nicht mehr Pastor im Amte war und nur den Pastorentitel führte. Beim Verhör vor dem Tribunal versicherte man ihm, „daß keine besondere Anklage gegen ihn vorläge, doch freilassen könne man ihn nicht". Er war eben Pastor und galt ihnen damit als Geisel. So mußte auch er das Los der mitgefangenen Amtsbrüder im Zentralgefängnis teilen.

Eine Woche vor seiner Ermordung wurde er, wie es so oft geschah, zur Arbeit auf den Kirchhof geführt, wo die Gefangenen die Gräber graben mußten für die vielen, die an Flecktyphus und Hunger gestorben waren. Dieses Mal galt es, die Dekorationsblumen, die zur Bestattung eines hohen kommunistischen Kommissars hingeschafft waren, aus der Kirchhofskapelle fortzuräumen. Dabei gelang es Treu, vom Wächter die Erlaubnis zu erwirken, während die Mitgefangenen die Blumen fortschafften, auf der Kapellenorgel spielen zu dürfen. Dem Hochmusikalischen war es eine besondere Freude, noch einmal nach langen Wochen das, was seine Seele bewegte, in Tönen zum Ausdruck zu bringen. In sie verflocht er die herrlichen Choräle, die jedem Evangelischen so viel zu sagen haben, und erquickte damit seine Mitgefangenen. Dann gelang es ihm noch an diesem Tage, an den Gräbern seiner Kinder einen stillen Augenblick zu durchleben, das war sein „letzter Feiertag". Er mußte zurück ins Gefängnis, wo auch er ein Opfer des furchtbaren 22. Mai wurde.

Als einer seiner Söhne mit der Waffe in der Hand als Befreier in Riga einzog und schließlich auch zum ferngelegenen Zentralgefängnis

durchdrang, da fand er den Vater mit zerſchmettertem Schädel auf dem Gefängnishof. Er war zu ſpät gekommen.
Seine Lieben haben ihn unter den Ulmen gebettet, die er einſt ſelbſt mit blutendem Herzen auf das Grab ſeines Kindleins gepflanzt.[57]

Die Märtyrer nach dem Sturm

Paſtor Konſtantin Uhder
geboren in Wolmarshof 19. Februar 1870
ermordet in Alt-Schwaneburg 29. Mai 1919

Als Sohn eines armen lettiſchen Schulmeiſters hat Uhder während ſeiner Ausbildungszeit viel mit materiellen Sorgen zu kämpfen gehabt, aus demſelben Grunde auch ſeine Studien zeitweilig unterbrechen müſſen. Nachdem er Dorpat verlaſſen, wurde er 1900 von der inzwiſchen begründeten livländiſchen Seemannsmiſſion als Seemannspaſtor nach Cardiff, England, geſchickt, wo er den baltiſchen Seeleuten zu dienen hatte. Nach fünfjährigem Auslandsdienſt kehrte er in die Heimat zurück und wurde, nach kurzer Vikariatszeit an der Paulskirche zu Riga, 1906 Paſtor zu Aahof. Hier hat er, von der Liebe der Gemeinde getragen, ein Jahrzehnt wirken dürfen.
Während der erſten bolſchewiſtiſchen Welle im Jahre 1917 forderten die Roten ihn auf, ſich auf ihre Seite zu ſtellen, dann würde er unbeläſtigt bleiben. Uhder lehnte es ab, ſofort begannen ſie mit Repreſſalien. Die Kirche wurde von ihnen in Beſchlag genommen; Uhder hielt die Gottesdienſte im Paſtorat. Um Uhder mundtot zu machen, arretierte man ihn im Dezember 1917, doch trat die Gemeinde ſo tatkräftig für ihn ein, daß die Roten ihn freilaſſen mußten. Am 25. Februar 1918 zogen die Deutſchen in Aahof ein und machten der Bolſchewikenherrſchaft ein Ende. Unter dem Regiment der Deutſchen hat Uhder ſeine Gemeinde aufs neue gebaut und auch den deutſchen

Soldaten Gottesdienste gehalten, er hat dabei, auf Bitten der Deutschen, Kaiser Wilhelms fürbittend gedacht.

Als die deutsche Herrschaft zusammenbrach, hat Uhder in der Erkenntnis, daß ihm unter den Bolschewiken sofortige Verhaftung drohe, die ihm jede Wirkungsmöglichkeit verschließen mußte, seine Gemeinde am 25. November 1918 verlassen. Er wandte sich nach Riga, das, wie man annahm, unter allen Umständen gehalten werden sollte, und wollte hier die Befreiung des Landes abwarten.

In Riga hat er sich stiller wissenschaftlicher Arbeit hingegeben und seiner geliebten Musik gelebt, die ihm von jeher am Herzen lag. Nachdem Riga am 22. Mai von der Baltischen Landeswehr befreit worden, und das Land weithin von den Bolschewiken gesäubert worden war, glaubte Uhder heimfahren zu dürfen. Er wollte zunächst seine Familie in Alt-Schwaneburg aufsuchen, um seine Frau und Kinder, nach denen die Roten ebenfalls gefahndet hatten, wiederzusehen. Er kam zu früh — in Alt-Schwaneburg herrschten am Tage seiner Ankunft, 28. Mai, noch die Banden. Er wurde sofort verhaftet, vor das Tribunal gestellt und als deutscher Spion zum Tode verurteilt. Uhder wurde ins Arrestlokal gebracht, wo er noch neun andere zum Tode Verurteilte traf. Hier hat er sich und seine Leidensgenossen aufs Sterben bereitet. In der Nacht wurden sie hinausgeführt, vor die ausgehobenen Gräber gestellt, — Uhder als „erster". Die erste Salve krachte, sie traf Uhder nicht, Uhder rief: „Zielt doch genau, die Engel warten auf mich". Bei der zweiten Salve durchbohrten ihn drei Kugeln, — er sank tot in die Gruft. Am selben Tage zogen die Befreier in Alt-Schwaneburg ein.[58]

Paſtor Wilhelm Gilbert
geboren in Hofzumberge 24. Dezember 1868
ermordet bei Siuxt 16./17. November 1919

Gilberts Eltern, ſchlichte lettiſche Landleute, waren tieffromme Menſchen. Der Vater lehrte den hochbegabten fünfjährigen Knaben das Leſen, und als der Knabe dieſe Kunſt erlernt hatte, kamen Bibel und Geſangbuch, die einzigen Bücher im Bauerngehöft, nicht aus ſeinen Händen. Propſt Rutkowsky, der Vater von Arnold Rutkowsky (ſ. S. 96), nahm den hoffnungsvollen lettiſchen Knaben in das Paſtorat zur Erziehung. Hier erſchloſſen ſich Gilbert die reichen geiſtigen Schätze eines alten, deutſchen, evangeliſchen Pfarrhauſes. Mit eiſerner Energie und treueſtem Fleiß hat er dann ſein Ziel, Theologie zu ſtudieren, erreicht. Die Mittel ſchaffte er ſich immer ſelbſt durch Hauslehrerarbeit. 1893 bezog er die Landesuniverſität, und ſchon 1894 machte er ſich an die Löſung einer von der Fakultät geſtellten wiſſenſchaftlichen Preisaufgabe mit ſolchem Erfolge, daß ihm die goldene Medaille zugeſprochen wurde. Die Studienzeit brachte ihm den ſchweren Kampf, ſich den Glauben auch bei der wiſſenſchaftlichen Forſchung zu bewahren. Doch das feſte Fundament, das die Mutter einſt gelegt, iſt nie zuſammengeſtürzt. Seiner ganzen Anlage nach war Gilbert Wiſſenſchaftler, und doch ſchlug er nicht die wiſſenſchaftliche Karriere ein. Seine Gewiſſenhaftigkeit verbot ihm, für ſeine weitere wiſſenſchaftliche Ausbildung noch mehr Schulden zu machen, und nötigte ihn, nach Beendigung des Studiums in das praktiſche Amt zu treten.

Nach etlichen Wanderjahren wurde er 1904 Vikar in Setzen, hier erlebte er die erſte lettiſche Revolution. Auch ihn, der ſeinen Gott bekannte, für das Recht mutig eintrat, verfolgte der Haß der Sozialiſten. Am erſten Pfingſttage 1905 drang eine ſozialiſtiſche Bande in die Kirche und ſtörte, während der Paſtor in der Sakriſtei war, den Gottesdienſt. Als Gilbert aus der Sakriſtei in die Kirche trat, gab einer der Sozialiſten ſofort mehrere Schüſſe auf ihn ab. Gilbert

blieb wunderbarerweise unversehrt, nur ein Gemeindeglied wurde am Fuß verwundet. Gilbert stellte in der Kirche die Ruhe wieder her und feierte mit der Gemeinde den Gottesdienst zu Ende.

Bald darauf wurde er als Vikar nach Würzau versetzt, hier mußte er es am 27. November 1905 erleben, daß eine revolutionäre Bande in der Nacht das Pastorat überfiel. Das Pastorat wurde von Kugeln durchlöchert, Gilbert und die Seinen blieben durch ein Wunder wieder verschont. 1907 bekam er endlich seine eigene Pfarre in Siurt. Die Gemeinde empfing ihren Volksgenossen mit Mißtrauen, weil er vom Konsistorium, nicht von der Gemeinde, gewählt war. Seine ernste lautere Persönlichkeit rang das Mißtrauen beim größten Teile der Gemeinde nieder, — sein unbeugsames Eintreten für Recht und Wahrheit schaffte ihm aber auch viele persönliche Feinde. Um der Gerechtigkeit und der Wahrheit willen hat er, der Lette, auch die Achtung und Liebe, die er dem deutschen Volke entgegenbrachte, in dessen geistiger Welt er heimisch geworden war, nie verleugnet und den zur Mode gewordenen lettischen Chauvinismus immer abgelehnt. Diese Stellungnahme schuf ihm viel Feinde unter den Letten. Unbekümmert um Freundschaft und Feindschaft hat er sein Amt redlich ausgerichtet, sorgfältig in allem, besonders in seiner Predigtvorbereitung und in seinen Konfirmandenlehren. Er wußte, was er wollte, — ein Christentum der Tat sollte in seiner Gemeinde erblühen. Jede freie Stunde lebte er seiner geliebten Wissenschaft, kein neueres theologisches Werk blieb unbearbeitet, seine große Sprachkenntnis kam ihm dabei sehr zustatten. Mutig kämpfte er den alten Kampf zwischen Glaube und Wissenschaft weiter, er war zwar eine Thomasseele, aber er blieb ein Bibelchrist, der täglich auch mit den Seinen die Bibel studierte.

Am Ende der deutschen Okkupationszeit bemerkte er mit Schrecken, daß bolschewistische Agitation auch in seiner Gemeinde Boden gewann, rücksichtslos trat er ihr entgegen, was ihm Haß und Feindschaft eintrug. Nach dem Zusammenbruche der deutschen Macht brachte er seine

Lieben Weihnachten 1918 vor der herannahenden Bolſchewikenflut nach Deutſchland in Sicherheit, kehrte aber ſelbſt bei erſter ſich darbietender Gelegenheit als Freiwilliger der Baltiſchen Landeswehr in die Heimat zurück, um ihr zu dienen. Er wurde einer ihrer Feldprediger. Es gelang ihm mit vieler Mühe, endlich am 7. April auch ſeine Gemeinde zu erreichen, der er noch etliche Monate dienen konnte. Es war damals in Kurland eine wilde Zeit. Zwar wurde der Bolſchewismus durch die Landeswehr niedergeworfen, aber nach kurzer Atempauſe gab es wieder Kampf. Es kämpfte die inzwiſchen erſtarkte Macht der Letten gegen die Truppen des Abenteurers Awalow-Bermondt. Jedermanns Hand war gegen jedermann, alle niedrigen Inſtinkte waren lebendig, Gilbert, der mutig und feſt gegen Lug und Betrug, Raub und Mord auftrat, wußte, daß er jederzeit ein Opfer des Haſſes werden konnte. „Was tut es?“ ſagte er einmal, „das Reich muß uns doch bleiben — und denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen“. Am 15. November warnte ihn ein treues Gemeindeglied: „Fahren Sie fort, Sie haben viele Feinde“. Gilbert antwortet feſt: „Ich bleibe“ und hielt am 16. November den Gottesdienſt in Siurt. Nach dem Gottesdienſte beerdigte er ein Gemeindeglied; als er eine zweite Beerdigung vollziehen wollte, rückte eine kleine Truppe lettiſcher Reiter vor, die eine Bermondtſche Truppe angriff. Der Paſtor und die Beerdigungsgäſte ſuchten Schutz in der Kirche; als eine Kampfpauſe eintrat, vollzog Gilbert die zweite Beerdigung, wollte darauf zu einer Trauung fahren, da wurde er verhaftet. Beim Verhör warf das lettiſche Militär ihm vor, Landesverräter zu ſein, man behauptete, er habe an ſeiner Feldmütze, die er ſchon ſeit Monaten nicht mehr benutzt hatte, den „Totenkopf“ getragen, — es war aber das kleine Kreuz des Feldpredigers. Mit Entſchiedenheit wies Gilbert alle Anſchuldigungen zurück, er ſei nicht Landesverräter, er ſei Paſtor. Er verlangte, vor ein ordentliches Gericht geſtellt zu werden, das wurde ihm gewährt. Er ſollte nach Riga

gebracht werden, — zwölf Werst hinter Siurt hat man ihn erschossen. Man fand die Leiche mit einer Schußwunde im Rücken — vollständig ausgeraubt. Die gerichtliche Untersuchung hat festgestellt, daß der Soldat D. der Mörder war. Als solches 1920 festgestellt wurde, war D. nicht mehr unter den Lebenden.
Die Kurländische Synode (1920) beschloß, Gilbert zu den Märtyrern der Kirche zu zählen.[59]

* * *

Im vorstehenden ist der Versuch gemacht worden, in Kürze die Lebensbilder der baltischen Märtyrer zu zeichnen, der Männer, die, weil sie Christen waren und speziell weil sie ein Amt in der christlichen Kirche hatten, den Tod erleiden mußten. Auf dem schlichten Märtyrerstein, der auf dem großen Kirchhof zu Riga errichtet worden ist, stehen nach diesen „Märtyrern" auch die Namen der Konfessoren. Es ist dies eine Bezeichnung, die die alte Kirche in ihrer Verfolgungszeit geprägt für die, die ihren Glauben nicht verleugneten, sondern ihn bekannten und um deswillen schweres Leid zu erdulden gehabt, aber am Leben blieben. Es wird sich im einzelnen schwer die Grenze ziehen lassen zwischen Märtyrer und Konfessor. Gott sieht, sagt die alte Kirche, nicht „auf das Blut, sondern auf den Glauben, der zum Märtyrertum bereit ist". Es kommt ja vor allem auf die innerliche Einstellung zum Leiden an. Ist die rechte Märtyrergesinnung (mente jam martyres) vorhanden, und bleiben die Zeugen trotz der Leiden nach Gottes wunderbarem Rat am Leben, so werden sie Konfessoren genannt. Aus der großen Zahl derselben in der bolschewistischen Verfolgungszeit sollen hier die Lebensbilder von den acht Pastoren folgen, die meist die bolschewistische Gefängniszeit überstanden, aber an den

unmittelbaren Folgen ihres Leidens um des Christentums willen gestorben sind. Sie lassen sich als Gruppe fest abgrenzen von den vielen anderen, die ähnliches erduldet. Bei ihnen bietet das Amt, das sie bekleidet, die Gewähr dafür, daß sie als Konfessoren zu gelten haben.

Die Konfessoren

Pastor Arthur Walter
geboren in Riga 20. September 1860
gestorben in Riga 16. Mai 1919

Walters erstes und letztes Amt war das Pfarramt an der großen, ja übergroßen lettischen St.-Gertrud-Gemeinde in Riga. Sie wuchs bis auf fünfunddreißigtausend Seelen heran, vielleicht die größte Personalgemeinde der evangelischen Kirche. Die Gemeindeglieder lebten zerstreut in dem ganzen großen Weichbilde der Stadt. Walter, ein vorzüglicher Kenner der lettischen Sprache, diente seiner Gemeinde mit Aufopferung seiner Kraft, ja, hat oft über seine Kraft gearbeitet. Der Grundton seiner Predigt war die Verkündigung der Liebe und Gnade Gottes, die er selbst in seinem Leben reichlich erfahren. Zweifel haben seine Seele nie durchwühlt. Die Arbeit an seiner Gemeinde füllte sein Leben aus. Er suchte trotz der Größe der Gemeinde sich auch im Kleinsten als treu zu bewähren und erreichte es, daß er trotz der Menge seiner Gemeindeglieder doch in persönliche Fühlung mit denselben kam.
Als auch er von den Bolschewiken zusammen mit seiner Frau ins Gefängnis gebracht wurde, rief er ihr, als sie auseinandergerissen wurden, gefaßt zu: „Vergiß es nicht: Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.“ Er hat im Gefängnis schwer gelitten, geklagt hat er nie, aber viele getröstet. Sein Körper war nicht widerstandsfähig. Ihm wurden von der Gefängnisverwaltung „für die Armee“ die Stiefel fortgenommen, und er bekam von ihr Bastschuhe, mit ihnen angetan mußte er die Straße vom Eise reinigen und mit nassen Füßen

im eisigen Schneewasser stehen, Strümpfe zum Wechseln waren nicht vorhanden. Er litt sehr unter der ständigen Erkältung. Der Hunger, unter dem die Gefangenen zu leiden hatten, schwächte ihn vollends, so wurde er bald ein Opfer des im Gefängnis herrschenden Flecktyphus, zu dessen Bekämpfung das bolschewistische Regime nicht fähig und auch nicht willens war. „Mögen doch die Burshuis krepieren", war ihre Maxime.
Walters Frau, die bald freigelassen wurde und von der Erkrankung ihres Mannes erfahren, hatte durch Wochen sich gemüht, zum Mann zu gelangen, doch vergebens. Durch den behandelnden Arzt erfuhr sie, daß er mit großer Geduld seine Leiden trage, und daß das Geschick seiner vollständig ausgeraubten Angehörigen ihn sehr beunruhige.
Endlich gelang es der Pastorin, zu ihrem Manne vorzudringen. Zehn Minuten waren ihr erlaubt, bei ihm zu bleiben. Doch wie fand sie ihn, — bewußtlos, bis zur Unkenntlichkeit abgemagert, im Todeskampf. Der Wächter stand mit der Uhr in der Hand neben der Pastorin, als die zehn Minuten um waren, wurde sie hinausgewiesen. Zwei Stunden später ist er in Frieden heimgegangen.
Der Tod des geliebten Pastors rüttelte die Gemeinde auf. Trotz des Terrors setzte sie es durch, daß ihr Hirte in einem ordentlichen Sarg von der Kirche aus beerdigt wurde. Die Riesenkirche war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Tod Walters hatte dazu geholfen, daß es zu diesem ersten Ermannen gegen den Bolschewikenterror auch unter den Letten Rigas kam.[60]

Pastor Eduard Frese
geboren in Pönal 19. November 1872
gestorben in Riga 27. Mai 1919

Aus altem Pastorengeschlecht stammend, hat Frese früh seinen Vater verloren. Er hat es mit seinem zarten Herzen schwer getragen, Waise zu sein. Die Musik hat ihm viel von dem ersetzt, was er entbehrte.

Sein Glaube war ihm feſter Halt und hat ihn auch in der Studentenzeit vor allem Böſen bewahrt. 1902 wurde er Paſtor von Waiwara. In ſchlichter Menſchlichkeit trat er jedem gegenüber; mit fröhlichem Optimismus, der ſich durch keine Enttäuſchung irremachen ließ, arbeitete er an den ihm anvertrauten Seelen. Den Schulkindern ſeiner Gemeinde galt ſeine beſondere Liebe.

Im Weltkriege wurde ſein Paſtorat vom ruſſiſchen Militär requiriert, er wurde ausgeſiedelt. Ein Gutshof nahm ihn auf. Die Entfernung vom Paſtorat erſchwerte ſeine Arbeit, ſeine ſchwache Geſundheit litt unter den weiten Wegen, die er nun im ausgedehnten Kirchſpiel zurücklegen mußte. Um der Seinen willen glaubte er vor den Roten flüchten zu müſſen, über Dorpat ging es in ſchwerer Fahrt nach Riga. Er wollte weiterreiſen, die Erſchöpfung hinderte ihn daran, er mußte mit den Seinen in Riga bleiben. Sie koſteten das ganze Elend eines Flüchtlingsdaſeins aus. Heimatloſigkeit und Hunger drückten ſchwer. Als faſt alle Rigaſchen Paſtoren verhaftet worden waren, half Freſe, ſoviel er konnte, die Toten zur letzten Ruhe zu geleiten, die Hinterbliebenen zu tröſten. Sein Aufenthalt in Riga wurde bekannt, man ſuchte ihn, er wurde verhaftet. Schwere ſechs Gefängniswochen hat er durchzumachen gehabt. Irgendeine Nachricht konnte er nicht geben.

Als am 22. Mai Riga befreit wurde, öffneten ſich auch ihm die Gefängnistore, aber auch das Tor des Todes ſtand ihm offen. Flecktyphuskrank kehrte er zu ſeinen Lieben zurück. Ein kurzes ſtilles geſegnetes Leiden iſt ihm beſchieden. Am 27. Mai 1919 ging er ſanft heim.[61]

Paſtor Wilhelm Kaſpar
geboren in Rauden 3. Januar 1853
geſtorben in Wenden 26. Mai 1919

Von 1881—1891 iſt Kaſpar Prediger von Oſt-Sibirien, dem größten Pfarramt der Welt, geweſen. Er hatte ſeinen Sitz in Irkutsk. In den

zehn Jahren seiner sibirischen Tätigkeit hat er zirka 100 000 Kilometer bei russischer Weg- und Brückenlosigkeit und sibirischer Kälte bis 50 Grad Reaumur mit Pferden zurücklegen müssen, um den zerstreut lebenden Evangelischen mit Wort und Sakrament zu dienen. Solche Jahre zählen doppelt. Wohl ist es köstliche Arbeit, den unter der Fremde Seufzenden ein Stück ewiger Heimat zu bringen, aber die Anforderungen an den Körper sind auf die Dauer zu groß. Als ihn 1891 die Heimat rief, folgte er dem Ruf mit Freuden und wurde Pastor in Schujen. Aus seiner Einsamkeit kam er nun in ein verhältnismäßig reich pulsierendes Leben. Die liberale Theologie suchte in die Heimatkirche einzudringen, Kaspar hat sie wacker bekämpft auf Grund seiner Erfahrungen, die er in Sibirien gesammelt. Was hätte er dort unter den Zwangssträflingen und den einsamen, fern von der Heimat lebenden Menschen mit einer Theologie anfangen können, der Sünde nicht Sünde und Erlösung nicht Erlösung ist.

In Schujen lebte er sich mit seiner Gemeinde schnell ein, weil er für sie lebte. 1905 blieb er in seinem Pfarramt, ob viele um ihn flohen. Die Gemeinde schützte ihn und hatte unter seiner Führung beschlossen und es durchgesetzt, daß der Altar der Kirche nicht entheiligt wurde. Als der Weltkrieg ausbrach, wurde sein abgelegenes Kirchspiel zunächst wenig davon berührt. Die Revolution Rußlands des Jahres 1917 aber streute unheilvolle Saat auch in seine Gemeinde.

Der Rückzug der russischen Truppen machte auch äußerlich die Zeit zu einer schweren. Da kamen die Deutschen und befreiten das Land. Der Pastor und die kirchlichen Elemente seiner Gemeinde hofften auf eine Überwindung der destruktiven Tendenzen der Revolutionszeit. Die Hoffnung zerrann, als die Deutschen abzogen und die Roten zur Macht gelangten. Alles floh! Kaspar blieb. Der Pastor und die Kirche blieben zunächst unbehelligt. Im Januar 1919 änderte sich die Lage. Auch in Schujen wurde von der Revolutionsgewalt das Standesamt eingeführt und im besten Zimmer des Pastorats einquartiert. Nun

durfte kein Paar getraut werden, ehe es nicht standesamtlich registriert worden war. Trotzdem der Standesbeamte auf jedes Paar einen Druck ausübte, sich nicht kirchlich trauen zu lassen, wahrten die Brautleute doch die alte kirchliche Sitte. Darum war der Pastor dem bolschewistischen Standesbeamten ein Dorn im Auge. Dieser erschien am 4. März mit Milizleuten im Pastorat und begann eine vierstündige Haussuchung. Als belastend wurde mitgenommen: ein Schreiben des Propstes, die Vikariatsbedienung betreffend, Briefe, die an die Tochter gerichtet waren, und auch ein Revolver, den Kaspar abzugeben vergessen hatte. Als Konterrevolutionär wurde er verhaftet, sein Kutscher mußte ihn nach Wenden fahren. Der Milizionär sagte zum Kutscher: „Verabschiede dich von deinem Herrn, du siehst ihn nicht mehr." Beim Verhör in Wenden ward Kaspar angeklagt, in einer Predigt gesagt zu haben: „Das Unkraut müsse ausgejätet werden", — wen er wohl darunter gemeint? — ferner, „daß das Leben nach dem Tode ein schöneres ist als dieses Leben", so müßte man ihm dazu verhelfen, schnell über die Sterne zu kommen. Zeugen, die sich meldeten, um für ihren Pastor auszusagen, wurden abgewiesen (s. S. 126). Man suchte Belastungsmaterial, so lange mußte er im Gefängnis sitzen. Ein früherer Konfirmand, der aus Not das Amt des Schließers übernommen hatte, half seinem alten Pastor soviel er konnte, schmuggelte ihm Bücher hinein, so daß Kaspar mit Begeisterung sein Lieblingsstudium, Geschichte der Philosophie, betreiben konnte. Die Zahl seiner Zellengenossen wuchs; es waren schließlich 110 Mann, denen Kaspar treulich das Wort predigte. So ward das Gefängnis zur Kirche, die Kirche aber wurde, nachdem der Pastor unschädlich gemacht, zum Meetingsraum degradiert. Lenins, Trotzkis und Marx' Bilder prangten am Altar, als Kirchenschmuck dienten rote Fahnen. Auf der Kanzel standen Männer, die über die „Lügen des Pastors" wetterten. Die Gemeinde aber mußte zur Kirche kommen und wurde von den Flinten der Milizleute an jedem Widerspruch verhindert.

Kaspars Leben im Gefängnis gestaltete sich immer schwieriger. „Gesinnungstüchtige" Gefängnisbeamte wurden in den Dienst gestellt. Speisesendungen der Seinen wurden ihm und allen Burshuis nicht ausgereicht, und sie waren doch unbedingt nötig, denn die Gefängnisration bestand pro Tag aus 100 Gramm Brot und einer Wassersuppe.

Endlich fand sich ein Kläger gegen Kaspar, — ein griechisch-orthodoxer Lehrer, der einst bei einer Agitationsrede gegen den Pastor von dessen treuen Gemeindegliedern arg zugerichtet worden war. Kaspar hatte als echter Christ denselben vor dem Gericht der deutschen Okkupationsgewalt geschützt. Der Lehrer aber behauptete, Kaspar habe ihn den Deutschen denunziert. Kaspar sah, daß sein Geschick damit entschieden war. Er schrieb den Seinen einen Abschiedsbrief: Er gibt sich ganz in Gottes Hände, die Kinder sollen nicht von Gottes Wegen weichen, des Vaters in Treue gedenken, der nichts anderes gewollt, als Gottes Wort verkünden und leben. Er werde nicht fallen als ein Verbrecher, sondern als ein Opfer des politischen Klassenkampfes. Er will mit dem Liede sterben: „Christus ist mein Leben, Sterben mein Gewinn".

Seinen Trauring übergab er einem Mitgefangenen, daß er ihn seiner treuen Frau bringe.

Am 14. Mai 1919 werden plötzlich die Gefängnistüren geöffnet, die Gefangenen sollen heraus, sie flüchten; Tribunal und Miliz werden eingesperrt. Doch der Putsch mißlang. Die Gefangenen sollten sofort zurück. Etlichen gelang die Flucht. Kaspar floh nicht, denn er fürchtete, die Roten, die wieder zur Gewalt gekommen waren, würden blutige Rache an seiner Frau und seinen Kindern nehmen. Er kehrte ins Gefängnis zurück. Am Abend des nervenerregenden Tages wählte er zum Text seiner Andacht Phil. 4, 8—15. Als er den 13. Vers gelesen, „ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus", brach er zusammen. Er raffte sich noch einmal auf, las weiter, betete das Vaterunser, sprach den Segen, dann konnte er nicht weiter, Fiebergluten schüttelten ihn, — er hatte den Typhus. Man ließ den Ent-

kräfteten und Verhungerten noch etliche Tage in der Zelle liegen ohne jede ärztliche Hilfeleiſtung, dann wurde er ins Gefängnislazarett gebracht, hier blieb er ohne Pflege, ohne die geringſte Handreichung. In der Nacht vom 25. auf den 26. Mai werden ſeine Zellengenoſſen erſchoſſen, Kaſpar konnte nicht mehr hingerichtet werden, der Tod ſelbſt erlöſte ihn um dieſelbe Zeit von ſeinen Leiden.
Ein Stiller im Leben, ein Einſamer im Sterben, ſein Andenken geſegnet von den vielen, die ihm das Beſte danken.[62]

Paſtor Guſtav Cleemann
geboren in Riga 16. Oktober 1858
geſtorben in Riga 30. Mai 1919

Mit gründlichem theologiſchen Wiſſen ausgeſtattet, verließ Cleemann die Univerſität Dorpat und trat in das Pfarramt, dem viele ſeiner Vorfahren ſeit dem 17. Jahrhundert angehörten. Er war durch und durch Gewiſſensmenſch, und ſein Gewiſſen war geſchärft am Worte Gottes. Er wurde Vikar in Urküll, hernach Paſtor in Pinkenhof. Die Ausſprache des Lettiſchen bereitete ihm unüberwindliche Schwierigkeiten, es drückte ihn, in der Predigt durch die Sprache behindert zu ſein. So nahm er 1907 dankbar die Berufung an die deutſche Jeſus-Gemeinde in Riga an, glücklich, nun als Deutſcher Deutſchen dienen zu können. Er mühte ſich, die Gemeinde in jeder Weiſe zu bauen, doch ging ihm ſolche Arbeit nicht leicht vonſtatten. Er mußte erſt immer alles ſyſtematiſch durchdenken, ehe er handelte. Es fiel ihm ſchwer, ſich von allen Hemmungen und Bedenken frei zu machen und ſich zur fröhlichen Tat aufzuraffen. Was er aber machte, tat er ganz, jede Oberflächlichkeit lag ihm fern, treu hat er ſeine Arbeit getan, auch unter den Unbilden des Weltkrieges. Feſt hielt er ſtand, als die Bolſchewikengefahr ſich nahte, und hat gearbeitet, bis die Bolſchewiken auch ihn verhafteten. Er wurde im Zitadellengefängnis als Geiſel

behalten. Die Gefängniszeit gehörte ihm „zur schönsten Zeit seines Lebens", „sie ist ihm eine Quelle reichen Segens geworden", „denn ich habe nie meinen Gott und Herrn so nahe gefühlt".

Als Riga am 22. Mai 1919 von der Landeswehr entsetzt wurde, befreiten ihn seine Söhne, die in der Landeswehr dienten, und führten auch ihre Mutter und ihre Schwester aus dem Gefängnis in die Freiheit. Der Pastor und seine Frau aber kehrten heim, nicht zum Leben, sondern zum Sterben. Beide waren im Gefängnis an Flecktyphus erkrankt, der Pastor starb am 30. Mai, die Pastorin Olga Elisabeth geb. Bernsdorff am 2. Juni 1919. Beide wurden zusammen am 4. Juni beerdigt. Auf Cleemanns Grabtafel steht das ihn charakterisierende Wort:

Apostg. 24, 16. Ich übe mich zu haben ein unverletzt Gewissen allenthalben, beides, gegen Gott und die Menschen.[63]

Pastor Peter Rosenberg
geboren in Alt-Pebalg 28. Juni 1871
gestorben in Riga 10. Juni 1919

Nachdem Rosenberg die lettische Volksschule besucht hatte, bezog er das Rigasche deutsche Stadtgymnasium. Er wurde nach Beendigung des Studiums Pastor in Roop. Hier erlebte er die Revolution 1905/6. Auf einem Meeting trat er den revolutionären Agitatoren mit solcher Kraft entgegen, daß dieselben vor den sie bedrohenden Gemeindegliedern fliehen mußten.

Zur vollen Entfaltung kam seine Kraft, als er Pastor an der lettischen Martinsgemeinde zu Riga wurde, einer der Hauptmasse nach aus Industriearbeitern bestehenden Vorstadtgemeinde. Rosenberg, der bis dahin auf dem Lande gelebt, war entsetzt über die sozialen Schäden, die ihm hier in der großen Industriestadt entgegentraten. Er erkannte den Alkoholismus als eine der Quellen vieler Übel und begann eine

rege Abstinenzarbeit. Mit dieser Abwehrarbeit ging der Ausbau der Gemeinde Hand in Hand. Er gewann dazu Persönlichkeiten, die sich in den Dienst der Gemeindearbeit stellten.

Als der Weltkrieg ausbrach, setzte er seine ganze Kraft ein, um das Kriegselend zu lindern. Er sorgte für die lettischen Flüchtlinge, verschaffte sich aus Petersburg von der Regierung große Geldsummen für diesen Zweck, was ihm als Letten leicht gelang. Er errichtete ein Lazarett für die Verwundeten, das die Gemeinde erhielt, nutzte seine guten Beziehungen aus, um Nachrichten von Kriegsgefangenen zu vermitteln. Die deutsche Okkupationszeit hat er als Last empfunden. Als die Prediger-Synode 1918 Kaiser Wilhelm in Anlaß der Befreiung des Landes ein Danktelegramm schicken wollte, erhob Rosenberg dagegen Protest, ihn binde der Eid an den russischen Kaiser.

Schwer litt er unter dem gottlosen Regiment der Bolschewiken. Er gehörte zu denen, die durch das Vertrauen der Pastorenschaft dazu erwählt wurden, mit den Bolschewiken über die Regelung der Kirchenbenutzung zu verhandeln; eine Aufgabe, die mit persönlichen Gefahren verbunden war. Rosenberg konnte in diesen Verhandlungen nichts Wesentliches erlangen. Nachdem ein Versuch, ihn zu verhaften, mißlungen war, wurde er am 2. April 1919 gegriffen. Er sang vor seiner Fortführung mit den Seinen „Jesu geh voran" und betete unter anderem auch: „Vater, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun." Im Gefängnis konnte der sprachkundige Mann den Mitgefangenen in deutscher, lettischer und russischer Sprache dienen. Am 20. Mai sollte er nach Wenden vor das Tribunal gebracht werden, als er zum Bahnhof eskortiert wurde, war der Zug schon abgegangen. Als er am 22. Mai wieder zur Bahn gebracht wurde, gingen die Züge nicht mehr, denn die Landeswehr hatte inzwischen Riga befreit. So ging er frei heim. Er fand sein Pastorat verschlossen, von niemand bewohnt. Die Pastorin war, durch das Schwere, das sie erlebt hatte, zusammengebrochen und in eine Nervenheilanstalt gebracht worden und seine

Kinder, für die niemand sorgte, hatte man zu Verwandten aufs Land geschickt. Durch eine zerbrochene Fensterscheibe gelangte Rosenberg in sein leeres ausgeraubtes Pastorat. Sein erster Gang war, seine Frau zu suchen, er fand sie, die Freude machte sie gesund, glücklich zogen sie beide zusammen wieder in ihr Pastorat ein. Doch ihr Glück währte nicht lange.

Rosenberg hatte sich im Gefängnis mit Flecktyphus infiziert. Er erkrankte, er hatte einen langen Todeskampf zu bestehen, bis sein starkes Herz von der Fieberglut stille gemacht wurde. Am 10. Juni starb er. Vor seiner Verhaftung hat er seiner Frau gesagt: „Wenn auch mein Haupt fallen sollte, sei überzeugt, daß das andern den Glauben stärken wird."

Sein Sterben ist vielen in der Gemeinde zum Segen geworden.[64]

Pastor Oskar Bidder
geboren in Mitau 27. März 1866
gestorben in Moskau 12. Juli 1919

Bidder war von Jugend an kränklich, und nur durch seine eiserne Energie gelang es ihm, sein Studium in Dorpat zu vollenden; seine Nerven waren es, die ihm immer stark zu schaffen machten. Nach verschiedenen Vikariatsstellen wurde er 1897 Pastor der Gemeinde von Sickeln in Oberkurland, einer der wenigen Gemeinden, in denen es galt, gegen die römisch-katholische Propaganda zu kämpfen. Trotz seiner Kränklichkeit baute er treu seine Gemeinde aus; seiner Initiative verdankt die Gemeinde den Bau der Küsterei und der Schule. Seine Konfirmandenlehre war den Kindern ein Segen.

1905 konnte Bidder trotz aller Warnung auf seinem Posten ausharren. Den Anforderungen aber, die das pastorale Amt an einen baltischen Pastor damals stellte, dem ständigen Kampfe mit der feindlichen Propaganda und der Anstrengung, die die weiten Fahrten mit sich brach-

ten, war Bidder doch nicht gewachsen. Er, der öfters schon schweren Herzens sich einen Urlaub genommen, um seinen Nerven Heilung zu schaffen, sah sich endlich gezwungen, da er schwer erkrankt war, 1910 seinen Abschied zu nehmen. Nach seiner Genesung siedelte er nach Riga über, wurde hier Lehrer der Religion und Gefängnisprediger. 1914 wurde er beim Ausbruch des Weltkrieges als erster der Pastoren nach Rußland verbannt, er wurde beschuldigt, mit den im Gefängnis internierten deutschen Zivil-Kriegsgefangenen für Kaiser Wilhelm gebetet zu haben. Bis 1917 mußte er in Kortschewa bei Twer als Verbannter leben. Als die Deutschen Riga eroberten, kehrte er in die Heimat und in sein altes Amt zurück.

In der Bolschewikenzeit wurde er, der Gefängnispastor, selbstverständlich verhaftet und am 22. Mai im letzten Augenblick, als schon die Landeswehr siegend und befreiend in Riga einzog, mit allen anderen Geiseln, die sich im Frauengefängnis befanden, von den abziehenden Bolschewiken nach Moskau verschleppt. Als einziger Pastor hat er seine Mitgefangenen auf dieser traurigen Fahrt mit dem Wort Gottes stärken und trösten können. Die schwere Reise unter ständiger Todesbedrohung, rohester Behandlung, Hunger und Durst, setzte ihm besonders hart zu. Ganz geschwächt kam er in Moskau an, erkrankte an der Ruhr und wurde am 12. Juli 1919 im Gefängnislazarett zu Moskau von allem Leid der garstigen Fremde erlöst.[65]

Pastor Alfred Geist
geboren in Riga 28. November 1863
gestorben in Riga 2. Oktober 1919

Als Reformierter setzte Geist seine Dorpater Studien in Heidelberg und Jena fort und wurde dann Hilfsprediger, hernach Pastor der evangelisch-reformierten Gemeinde zu Riga. Nicht nur seine Gemeinde in Riga, auch die ganze reformierte Kirche Rußlands dankt ihm viel.

Er hat den Zusammenschluß der über ganz Rußland zerstreut lebenden wenigen reformierten Pastoren in die Wege geleitet und lebendig erhalten. Er hat die litauischen Reformierten in Riga zu einer Gemeinde gesammelt und sie in ihrer Sprache, die er als älterer Mann erlernte, bedient. Er ist auch sonst vielseitig tätig gewesen in der Schule, im Jungmännerverein, er war seit 1914 Präses des Deutschen Vereins, der alle Balten in Livland zusammenschloß, usw. Seine Hauptarbeit aber galt seiner deutschen reformierten Gemeinde in Riga, die er nach Sulzeschem Gemeindeideal auszubauen suchte. Mit ihr verwuchs er je länger je mehr in den 30 Jahren seiner Amtstätigkeit.
Bei der heranrückenden Bolschewikengefahr erklärte er: „Ich weiche nicht von meinem Posten und trage mit meiner Gemeinde das Geschick bis zum äußersten." Die wenigen Familien, die nach dem großen Fliehen die Gemeinde der Reformierten bildeten, besuchte er in den wenigen Wochen, die ihm noch blieben, treulichst und brachte allen Rat, Trost und Hilfe. Nach verschiedenen Haussuchungen wurde Geist am 19. März 1919 mit seinem sechzehnjährigen Sohn arretiert. Im Zentralgefängnis, wohin er gebracht, saß er zuerst mit Doebler (s. S. 140) zusammen, mit dem er abwechselnd die Andacht für die Mitgefangenen hielt. Auf einem Zettel, der sich hernach fand, hatte er die Texte, über die er geredet, verzeichnet; es waren: Psalm 69. 1. Petri 5, 6—11, Psalm 3, Matth. 16, 21—24, 2. Kor. 6, 4—10, Psalm 50, 1, 2, 14, 15 usw. Mit Doebler vertiefte er sich in die Psalmen, die sie nach dem Urtext lasen, auch erzählte er seinen Mitgefangenen fort und fort von seiner unvergeßlichen Reise nach Palästina. Sein Sohn wurde nach zehn Tagen befreit, er selbst blieb als Geisel und Konterrevolutionär in Haft. Nur zwei Zettel hat seine Frau von seiner Hand aus jener Zeit erhalten, dann wurde auch sie mit den übrigen Kindern in das Gefängnis eingesperrt. Auf diesen Zetteln war kein Wort der Klage, wohl aber die dringende Bitte, „alles zu tun, daß die Gemeinde in der Stillen Woche nicht ohne

Gottesdienſt und Abendmahlsfeier bleibe". Seine treue litauiſche Gemeinde ſetzte alles dran, ihn zu befreien. Der Erfolg war: er wurde nicht befreit, ſondern aus ſeiner luftigen Zelle in ein Kellerloch geſperrt, wo er mit Dieben zuſammen ſein mußte, die ihm den letzten Mundvorrat ſtahlen und ihm die Kleider zerriſſen. Er wurde mit dieſen Dieben zuſammen nach Ringmundshof zur Zwangsarbeit geſchickt. Dort mußte er Holz in Waggons verladen. Die Diebe weigerten ſich, bei der ſchwachen Koſt die ſchwere Arbeit zu leiſten, zur Strafe dafür wurden ſie und der zu ihrer Gefangenengruppe gehörige Paſtor Geiſt in einen Frachtwagen geſperrt und eingeſchloſſen. In dieſem lag ein junger ruſſiſcher Gutsbeſitzer am Flecktyphus darnieder. Der Wagen wimmelte von Ungeziefer, ſo wurde auch Geiſt infiziert. Er kam fiebernd wieder zurück in das Rigaſche Zentralgefängnis, in ſeine alte Zelle, wo neben Doebler auch Eckhardt und Savary ſaßen. Nach dem Zuſammenſein mit den fluchenden rohen Verbrechern kam es ihm jetzt vor, als ſei er „im Paradieſe". Trotz ſeines Fiebers wurde er zur Arbeit auf den weiten Waldfriedhof geſchickt, von wo er auf einen Aſt, den er gefunden, ſich ſtützend, mühſam ſich zurückſchleppen konnte. Schwerkrank wurde er am Morgen des 22. Mai in das Gefängnislazarett gebracht. Die Brüder ſegneten ihn zum Abſchied. Am Nachmittage hörte er in ſeinen Fieberphantaſien die Schüſſe krachen, die die Brüder zu Märtyrern machten. Nach der Befreiung wurde Geiſt in das Stadtkrankenhaus gebracht, zum Flecktyphus war noch Lungenentzündung hinzugetreten. Wohl genas er hier, aber der durch Hunger abgezehrte Leib und das durch Fiebergluten geſchwächte Herz konnten das Krankheitsgift doch nicht überwinden. Er ſiechte dahin. Nach monatelangem Fieber ſetzte eine neue Lungenentzündung ein. Mit den letzten ſtockenden Worten bat er um das Lied:

Fortgekämpft und fortgerungen,
Bis zum Lichte durchgerungen
Muß es, müde Seele, ſein.

Nach fünf Tagen, die er in Sprach- und Bewegungslosigkeit zubringen mußte, entschlief er am 2. Oktober 1919. Zu seinem Beerdigungstexte hatte er Psalm 116, 13 bestimmt: Ich will den Kelch des Heils nehmen und des Herrn Namen predigen.

Viel Dank folgte ihm ins Grab von seiten der Gemeinde. Im Namen der lutherischen Amtsbrüder sprach Propst Erdmann einen besonderen Dank aus, daß es Geist gelungen, zwischen der reformierten und der lutherischen Kirche bei aller Wahrung der Verschiedenheit der Bekenntnisse das Band der Brüderlichkeit zu schlingen.

Seine Gefangenschaft, die ihm als eine hohe Zeit galt, verklärt durch die Leidenstapferkeit und herzerfreuende Freundschaft seiner Amtsbrüder, denen er tief nachtrauerte, wertete er selbst nach den Worten Kolosser 1, 24: „Ich freue mich in meinem Leiden, das ich für euch leide, und erstatte an meinem Fleisch, was noch mangelt an Trübsalen in Christo, für seinen Leib, welcher ist die Gemeinde.[66]

Pastor Erwin Groß
geboren in Riga 24. September 1870
gestorben in Welikije Luki Februar/März 1920

Als junger Pastor der Landgemeinde Katlekaln, in der unmittelbaren Nähe Rigas, erlebte Groß die erste lettische Revolution. Den wilden Agitationen, die sich nicht genug tun konnten, Gott und den Kaiser zu lästern und Kirche und Geistlichkeit zu schmähen, trat er kraftvoll entgegen. Die vielen gegen ihn ausgestoßenen Drohungen beachtete er nicht und wahrte in allem kalte Ruhe, innerlich aber hat diese Zeit ihn doch stark zermürbt.

Er nahm 1907 mit Freuden einen Ruf an die mitten im Lande gelegene stille Pfarre von Roop an. Die Roopsche Gemeinde empfing den Deutschen mit einem gewissen Mißtrauen, das er durch treue Arbeit zu überwinden suchte, und erlebte die Freude, daß das Ver-

hältnis sich immer mehr besserte. In seiner freien Zeit lebte er seiner theologischen Wissenschaft, sonderlich dem Studium der sozialen Probleme. Nach sieben verhältnismäßig stillen Jahren hub der Weltkrieg an und damit die Leidenszeit. 1915 sollte er mit seiner Familie wegen „Germanophilie" nach Sibirien verschickt werden. Der Befehl konnte im letzten Augenblick rückgängig gemacht werden. Je näher das Kriegsgetriebe nach dem stillen Roop kam, um so unerträglicher wurden die Verhältnisse. Die an sich schon erschütterten Nerven hielten der Erregung nicht mehr stand, aber immer wieder raffte er sich auf, zuletzt unterstützt von seinem treuen Adjunkten W. Grüner (s. S. 113). Die erste bolschewistische Welle hatte Groß schon gepackt, die einrückenden Deutschen brachten ihm die Freiheit. Kaum aber zogen die Deutschen ab, so fegte die zweite rote Sturmflut über das Land. Groß glaubte ihr weichen zu müssen und floh im Dezember 1918 nach Riga, doch als auch dieses am 3. Januar 1919 in die Hände der Bolschewiken fiel, kehrte er sofort in seine Gemeinde zurück. Er predigte in Roop, wurde aber gleich darauf, am 16. Januar 1919, verhaftet und nach Wenden ins Gefängnis gebracht. Hier war die Haft in der ersten Zeit verhältnismäßig leicht, Groß konnte seinen Zellengenossen die Andacht halten und mit ihnen Choräle singen. In dieser Zeit hat er zu wiederholten Malen seiner Freude darüber Ausdruck gegeben, daß er im Gefängnis so viel wertvolle Menschen kennenlernen konnte. Über sein Geschick aber hat er nie geklagt.

Groß wurde vor ein öffentliches Tribunal gestellt; solches geschah, weil in der Wendenschen Gegend die Erbitterung des Volkes über die in geheimer Tribunalsitzung gefällten Todesurteile zu groß war. Dieser Volksstimmung nachgebend, hat das Tribunal nicht gewagt, Groß zum Tode zu verurteilen, sondern ihn als Geisel zurückbehalten. Am 12. Mai wurde Groß nach Rußland „in Sicherheit" gebracht; damit beginnt der schwerste Teil seines Leidensweges. Er wurde von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, um endlich in Welikije Luki, im

Gouvernement Pleskau, definitiv interniert zu werden. Seine Zelle war für acht Arrestanten berechnet, vierzig wurden eingepfercht. Eine Bretterdiele gab es nicht, nur einen Lehmboden, der durch allerlei Feuchtigkeit immer aufgeweicht war, auf diesem mußte geschlafen werden. Des Nachts stießen die lehmbeschmutzten Stiefel des einen Inhaftierten immer den andern in den Leib oder in das Gesicht, so eng war die Zelle. Groß war magenleidend; daß er bei der schlechten Kost sich noch aufrecht erhalten konnte, dankte er der Hilfe, die ihm Gemeindeglieder, die einst aus Roop nach Welikije Luki geflüchtet waren, und alte baltische Freunde, die in Rußland lebten und von seinem traurigen Geschick Kunde erhalten hatten, eine Zeitlang zukommen lassen konnten. Groß hat es noch besonders schwer dadurch gehabt, daß er im Sommer 1919, als es von Gefängnis zu Gefängnis ging, um sich Brot zu verschaffen, seine Winterkleider verkauft hatte, in der optimistischen Meinung, daß ihm bald die Freiheit werden würde. So mußte er den folgenden Winter nur mit einem Hemd und einem Sommerüberzieher bekleidet zubringen, so daß er stark frierend unter dem Hunger ganz besonders schwer gelitten hat. Schließlich ist er am Hunger zugrunde gegangen.

Die einen sagen, es sei im Februar 1920 gewesen; ein Amtsbruder, der dasselbe Gefängnis geteilt, aber nicht die Möglichkeit gefunden, mit Groß zusammenzukommen, meint, es sei im März des Jahres 1920 gewesen. Doch gibt letzterer selbst an, daß im Gefängnis schließlich kein Gefangener mehr etwas Genaueres vom Kalender gewußt habe, so sind sie durch die Monate herumgeworfen und so sind sie hermetisch abgeschlossen gehalten worden. Groß' letztes Wort, das der Amtsbruder im Gefängnis von Welikije Luki vernommen, war der Schrei — „helft mir" —. Groß stieß ihn aus, als er halb ohnmächtig von der Badstube kommend, von den Gefängnissoldaten gestützt, wieder in seine Zelle geschleppt wurde, die er dann nicht mehr lebend verlassen sollte.[67]

Von der Frucht des Martyriums

So haben die Pastoren als Christenmenschen um ihres christlichen Amtes willen Gefangenschaft, Not und Tod erduldet; von fast allen ist berichtet worden, daß sie auch in den Zellen ihr Amt redlich ausgerichtet haben.[68] Daß es so geschehen, dafür seien außer dem, was schon bei den einzelnen Lebensbildern erwähnt, noch einige Zeugnisse von Mitgefangenen angeführt.

Ein Rechtsanwalt aus Riga schreibt in seinen Gefängnismemoiren: „Besonders wohltuend wirkte auf die Gefangenen der Umgang mit den Pastoren. Obwohl in unserer Zelle kein Pastor war, so kamen wir doch mit den Pastoren aus den Nachbarzellen viel zusammen. Die Pastoren konnte man sich wohl zum Vorbilde nehmen, ihnen war es ja bekannt, mit welcher Wut gerade sie und der Adel von den Bolschewiken verfolgt wurden, und trotzdem war von Verzagtheit oder Niedergeschlagenheit bei ihnen keine Spur. So unerschrocken wie sie vorher von der Kanzel geredet, so ruhig und zuversichtlich hielten sie im Gefängnis ihre Andachten ab. Ich habe die Ansicht äußern gehört, es wäre besser gewesen, die Pastoren hätten durch die Flucht sich dem Tode entziehen sollen und sich so für ihr Land erhalten; ich glaube, viele, die mit ihnen das Gefängnisleben geteilt, werden anders urteilen und nie vergessen, welchen Trost und welche Stütze sie an den Pastoren gehabt."

Ein katholischer polnischer Edelmann schreibt nach seiner Befreiung aus dem Pleskauer Gefängnis: „Eintönig rannen die traurigen Tage dahin, unterbrochen nur durch aufregende Gerüchte und Erschießungen. Vielen sank der Mut, allmählich vollzog sich der Übergang von der

Hoffnung zur Verzweiflung. Da kann einen vor dem Verlust der Menschenwürde nur ein früher aufgespeicherter Vorrat seelischen Reichtums retten, eine feste Weltanschauung und die Religion. Die meisten verfügten weder über das eine, noch das andere. Da erfuhren wir, daß aus Walk mit anderen Gefangenen auch ein Pastor Wühner angekommen sei, der angefangen hätte, täglich in seiner Zelle Gespräche über ethisch-religiöse Fragen zu führen, — mit Aufmerksamkeit und Achtung hörten ihm alle zu, wenn er über eine Stelle des Neuen Testaments sprach, und tiefen Eindruck machten seine der Eingebung des Augenblickes entsprungenen Gebete. Erfolgreich verstand er es, gegen den geistigen Niedergang seiner Zellengenossen anzukämpfen."

Das sind deutliche Zeugnisse von den Segenswirkungen, die von diesen christlichen Märtyrern im Gefängnis ausgingen.

Ihr Sterben hat meist keine wahrnehmbare Wirkung ausgeübt. Wenn ein Voes und Esch bei ihrer Verbrennung auf dem Marktplatz zu Brüssel vor Tausenden beteten und das Tedeum sangen, dann hatten sie eine andere Wirkungsmöglichkeit, als die von den Bolschewiken heimlich in der Nacht im dunkeln Wald oder auf dem einsamen Gefängnishof erschossenen Märtyrer. Auf Brüssels Marktplatz waren Mönche und ein großes Volk ehrsamer Bürger, von denen doch sicherlich viele tiefreligiöse Menschen waren, wenn auch irregeleitet in ihrer Frömmigkeit; auf solche konnte das Sterben der Märtyrer eine große Wirkung ausüben. An den rohen vertierten Bolschewiken und den sadistischen Dirnen, denen Morden zum Handwerk geworden war, ging solch ein Sterben meist spurlos vorüber. Wenn aber selbst auf etliche von diesen das Sterben der Märtyrer einen nachhaltigen Eindruck hinterlassen hat, wie wir es vom Sterben Marnitz' und Bernewitz' (s. S. 92 u. 110) wissen, so zeugt das von der sieghaften Kraft, die in diesem Sterben als solchem liegt.

Von dem Sterben der meisten müssen wir sagen, es gleicht dem Weizenkorn, das tief in den Acker versenkt ist. Keiner sieht hernach

das Korn, auch keiner kann in langen Monaten sagen, daß es da ist, bis daß Gott die Zeit kommen läßt, wo es sprießt in Halm und Ähre.

Ist Märtyrerblut die Saat der Kirche, dann behält es auch Saatcharakter an sich, d. h. es bleibt zunächst in der Verborgenheit, der Ackermann muß geduldig warten können, bis die Erde empfahe den Früh- und Spatregen (Jak. 5, 7).

Soll die heilige Saat, die Gott im Blute der Märtyrer gestreut, für die baltische Kirche und die ganze Christenheit Frucht bringen, dann bedarf es des Frühregens göttlicher Gnade, die dieser Saat allein Wachsen und Gedeihen geben kann, und des Spatregens menschlichen Gebets, das sich dankbar die großen Gedanken Gottes zu eigen macht: Wir müssen das Leben aus Christus nehmen, um unser Leben für Ihn zu lassen, wenn es sein muß auch im Sterben für Ihn.

Wir wollen mit Luther beten, wie er es tat, da er seines lieben Leonhard Kaisers Bild zeichnete:

O lieber Herre Jesu Christe, hilf uns durch deinen Geist (solchem Exempel nach) dich und dein Wort auch zu bekennen mit beständigem Glauben für (vor) dieser blinden unartigen Welt, und vergib den elenden Tyrannen sampt ihrem Haufen solch ihre Sünde, und erleuchte alle irrige und verführte Herzen mit dem Licht deiner Gnaden, und sei mit uns Armen, daß du uns behüteſt und bewahreſt rein und unsträflich auf deine Zukunft. Dir sei Lob und Ehre mit dem Vater und heiligem Geist in Ewigkeit. Amen.[6]

Nachtrag

Das Martyrium in Rußland

Die in diesem Buche gezeichneten Bilder sind einzelne Striche, aus denen sich das tiefernste Bild des Martyriums der baltischen Kirche zusammensetzt. So dunkel dieses Bild, so ist es doch nur ein kleiner Teilausschnitt aus dem furchtbaren Riesengemälde, das das blutige Drama in Rußland abbildet. Im Baltenlande hat die Schreckensherrschaft nur ein halbes Jahr gewährt, da können wir uns eine Vorstellung machen, was in Rußland in den langen Jahren vor sich gegangen. Über Rußland ist durch den Bolschewismus ein Leid gekommen, von dessen Ausmaß wir uns kaum eine Vorstellung zu machen vermögen.

Man rechnet den Gesamtverlust an Menschenleben in Rußland von 1914—1924 auf ca. 35 Millionen. Die Opfer des Weltkrieges sind verhältnismäßig gering und betragen ca. 6 Millionen; neben den ca. 10 Millionen, die eines natürlichen Todes gestorben sind, müssen 20 Millionen auf das Schuldkonto des Bolschewismus gebucht werden. Hungersnöte, Epidemien usw. hätten nie die Menschenopfer fordern können, wenn nicht durch den Bolschewismus, der einzig und allein nur für die Festigung der Proletariatsherrschaft und die Herbeiführung der Weltrevolution Interesse hat, alles andere zerstört und desorganisiert worden wäre. Eisenbahnen, Wege, Kanäle, Brücken sind ebenso vernichtet wie das Schul-, Medizinal-, Geldwesen usw. Zerstört ist alles, aufgebaut ist nur die Tscheka, die eigentliche Macht in Rußland, mit dem Polen Dserschinsky an der Spitze. Selbst dieses Blutgericht hat seine Dichter gefunden, die es verherrlichen; unter

anderen hat ein Saprudny, Tiflis, in vollendeter Form sein Tun besungen. In deutscher Übersetzung lautet eines seiner teuflischen Lieder:

Das Lächeln der Tscheka

Ihr singt von Blumen immer wieder
Und von der Liebe heißen Glut.
Ich will euch lehren andere Lieder
Von Hinrichtungen, Tod und Blut.
Die größte Lust ist, mit paar Hieben
Ans Kreuz zu schlagen jene, die sich lieben,
Die größte Freude, wenn in Scherben
Geschlagen werden Menschenknochen,
Wenn einer langsam wird erstochen,
Klingt wie Musik sein Röcheln vor dem Sterben.

— — — Welch eine satanische Macht, die solche Dichter und solche Werkzeuge hat, und sie hat 200000 Mann solcher Kerntruppen zu ihrer Verfügung. Da versteht man die Behauptung der besten Kenner der Tscheka, sie sei die größte Mörderin aller Zeiten. Gegen sie bedeutet die katholische Inquisition, die Französische Revolution kaum etwas. Sie ist aber auch eine Christenverfolgerin, die Nero, Decius, Herzog Alba weit übertrifft; das liegt in der Natur der Sache, denn die Staatsreligion des Bolschewismus ist Atheismus.

Sogar zu den Zeiten der größten Papiernot, wo selbst die Regierungsorgane auf Packpapier gedruckt wurden, fand sich immer noch gutes Papier, um den „besboshnik" („Der Atheist") auf Staatskosten zu drucken und ihn mit Bildern in Dreifarbendruck zu schmücken. Er gehört zu den ganz wenigen illustrierten Zeitschriften Rußlands und bedeutet für Rußland dasselbe, was etwa für Deutschland die Woche. In jedem Zeitungskiosk, auf jeder Eisenbahnstation wird er feilgeboten. Er verspottet Jehova, Allah, Christus, aber der Hauptsache nach wird die Bibel und der Herr Christus mit satanischem Hasse verfolgt. In Moskau ist aus Staatsmitteln ein Institut begründet, das atheistischen Agitatoren das Rüstzeug zu erfolgreicher Wirksamkeit

geben soll. Bei der Prüfung eines neuanzustellenden Lehrers ist die Examen-Nummer für atheistische Propaganda unter den Schülern die entscheidende. Jeder Religionsunterricht ist in den Schulen verboten, ebenso ist jede religiöse Beeinflussung der Jugend bis zum 18. Jahre der Kirche untersagt. Den revolutionären Judas, der sich gegen den burshui (Bürger) Heiland aufgelehnt, feiert man auf jede Weise. Auf dem Kremlplatz in Moskau gegenüber den altehrwürdigen, christlichen Kirchen hat man das Riesenplakat befestigt: „Religion ist Opium für das Volk". Von dieser angeblichen Opiumwirkung der Religion will man das Volk befreien, und die Tscheka verfolgt die, die dem Volk dieses Opium, das Christentum, bringen. Gewiß, die Exekutionen der Tscheka (die offizielle Statistik registrierte bis 1924 1 200 000) sind der Hauptsache nach Akte des unerhörten politischen Terrors an „Konterrevolutionären", aber bei der ausgesprochenen atheistischen Christentumsfeindschaft sind auch unzählige Opfer als Märtyrer des Christentums zu werten, d. h. es kam bei ihren Todesurteilen direkt und indirekt ihr christliches Bekenntnis in Betracht und angebliche Verbrechen gegen die Dekrete des Staates, die mit ihrem Christentum zusammenhingen. Es sind bis Mitte 1924 nach der Statistik 2691 Priester und 5309 Mönche und Nonnen hingerichtet oder zu Tode gemartert worden.[69] Die einen, weil sie gegen die atheistische Propaganda protestierten, die anderen, weil sie sich weigerten, das Dekret zu erfüllen, die Kirchenschätze auszuliefern, die angeblich verkauft werden sollten, um Brot für die Hungernden zu schaffen, die aber tatsächlich verwandt wurden, um bolschewistische Propaganda in die entlegensten Dörfer zu tragen und das Geld zu gewinnen, um Westeuropa zu unterminieren. Oder sie wurden verfolgt, weil sie die von den Bolschewiken geförderte „lebendige Kirche" ablehnten, die tatsächlich die alte orthodoxe Kirche sprengen sollte. So haben alle, die so gemordet wurden, als Märtyrer des Christentums zu gelten.

Das unsagbare Leid, das die Bolschewiken über Rußland gebracht, hat die europäischen Mächte kalt gelassen. Europas Politik ist fern von jeder Nächstenliebe, die dem unter die Mörder Gefallenen beispringt. Für Ölquellen, Steinkohle und Baumwolle, da wissen die Staaten Kriege zu führen, aber was ist dagegen das Christentum und der Christen Leiden und Sterben!

Es hat sich kein Dichter und Staatsmann wie John Milton gefunden, der gegen die Niedermetzelung der Waldenser mit seinem gewaltigen Sang: „Räch' deine Heiligen, o Herr, die man erschlagen", der Empörung aller Christen flammend Ausdruck verlieh. Wenn einstmals die Geschichte des jahrelangen Martyriums in Rußland geschrieben werden wird, — ach, daß sie bald geschrieben werden könnte! — sie würde uns ein herrliches Zeugnis sein von der sieghaften Kraft christlichen Glaubens, der auch unter der verknöcherten Form der Orthodoxie in schlichter Größe ergreifend erstrahlte. Wenn sie geschrieben sein wird, dann wird man staunend fragen: Was haben die christlichen Staaten der Welt, die gegen den angeblichen deutschen Barbarismus Millionenheere aufstellten, gegen den russischen Bolschewismus, diesen Massenmörder, getan? Und die Antwort wird lauten: sie haben versucht, mit dem gottlosen Regiment in Rußland Handelsverträge abzuschließen, um die Naturschätze Rußlands an sich zu bringen und sich für die erlittenen Geldverluste schadlos zu halten. Etliche haben zwar auch einige Hilfsexpeditionen für Rußlands sterbende Bevölkerung ausgerüstet, Hungernde zu speisen, Kranke zu heilen; für die christliche Kirche in Rußland ist aber nichts Nennenswertes getan. Leider muß dasselbe, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, auch von den christlichen Kirchen des Abendlandes gesagt werden. Im Gegensatz zu den rührigen Sekten ist von vielen Kirchen nichts Durchgreifendes versucht worden. Die bolschewistische Christenverfolgung erregt die Christenheit ebensowenig, wie die Niedermetzelung der Armenier durch die Türken, — und das zu einer Zeit, wo christliche Weltkongresse abgehalten werden.

Bekennen wir nicht die eine christliche Kirche, sind uns die Leiden der zwei Millionen Evangelischen, die dort in Rußland unter den schwersten Bedingungen leben müssen, gleichgültig geworden? Geht uns die russische Kirche, weil sie erstarrt ist, nichts an, ob sie auch 80 Millionen Glieder hat? Gott hat sie gewürdigt, schwerste Leiden zu tragen, Gott hat sich ganz besonders an ihr verherrlicht. Auch in ihrer Erstarrung und Schwäche hat Er sich mächtig erwiesen.

Alle Mächte der Welt hat der Bolschewismus auf die Knie gezwungen. Er hat den, den einst 150 Millionen ihren „angebeteten Monarchen" nannten, gemordet, er hat das allmächtige Kapital vernichtet, die Presse, diese Großmacht unserer Tage, mundtot gemacht, Englands siegreiche Flotte ist im Norden vor ihm zurückgewichen, Frankreichs Hilfe im Süden zusammengebrochen. Er hat allen Staaten Hohn gesprochen und sie gezwungen, um seine Freundschaft zu buhlen. Nur eine Macht hat er nicht brechen können, — die Macht des Gekreuzigten. Stärker denn je ist der Hunger und Durst nach seinem Wort in Rußland erwacht. Das Blut der Märtyrer hat sich auch dort als heiliger Samen bewährt.

Was sollen wir tun, was können wir tun, wo die großen Mächte nichts auszurichten vermögen? Nun, wir können mancherlei tun... und, Gott Lob, es wird gar mancherlei getan..., was wir aber allen sagen dürfen, ist: wir müssen Fürbitter sein. Die größte Macht auf Erden ist doch das Gebet, dieses heilige Geheimnis voll wunderbarer Kraft, da Gottes Allmacht, der kein Ding unmöglich ist, sich mit dem Beter einet. Gott kann die satanische Macht des gottlosen Blutregiments brechen und die Bösen bekehren. Er kann sieghafte Kraft des Leidens und Brot den hungernden Seelen geben, daß dort im fernen Lande auf den verdorrten Gefilden der russischen Kirche wieder neues Leben von oben sich rege und der ganzen Christenheit zum Segen werde. Die russische orthodoxe Kirche hat uns vielleicht noch vieles zu sagen, nachdem sie aus einer erstarrten privilegierten Staatskirche zu einer

Märtyrerkirche geworden ist. Paulus aber mahnt: lasset uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen (Gal. 6, 10). Unsere Fürbitte trage vor allem die kleinen Häuflein der evangelischen Christen und ihre wenigen Hirten, daß sie Licht und Salzkraft behalten, Rußland die einzige Hilfe zu bringen, die ihm aufhelfen kann: das Evangelium.

Beten wir getreulich, dann zeigt Gott auch seinen Betern den Weg, wie sie Täter werden können. Vom Gebetswillen gilt unbedingt das Wort: Wo ein Wille, da ein Weg. Fürbitte treibt zur Tat.

Anmerkungen

[1] Das Martyrium der baltischen Kirche von einem Balten. Leipzig 1919, Dörfling & Franke.

[2] O. Schabert, Märtyrer. Der Leidensweg der baltischen Christen. Hamburg 1920, Agentur des Rauhen Hauses.

[3] Harnack, Das ursprüngliche Motiv der Abfassung von Märtyrerakten. 1910. Seite 116.

[4] Von Bruder Heinrich. Luthers sämtliche Werke. Erlangen. 26. Band. 1830. Seite 313 ff.

[5] Luthers sämtliche Werke. Erlangen. 22. Band. S. 294 ff.

[6] Leonhard Kaiser (Käser). Aus Luthers Briefwechsel. 6. Band. Calw und Stuttgart. 1895. Nr. 1167. 1213. 1217. 1243.

[7] A. Schlatter, Der Märtyrer in den Anfängen der Kirche. Gütersloh 1915, Bertelsmann. Seite 37 f., 57.

[8] W. Gaß. Geschichte der Ethik. 1881. S. 64 ff.

[9] O. Sild. Das altchristliche Martyrium. Dorpat 1920. S. 180 f.

[10] Als erster Dodwell 1684 in de paucitate martyrum, aber zu weitgehend, weil nur die Quellen vor Decius verwertend.

[11] Otto Michaelis. Protestantisches Märtyrerbuch. J. F. Steinkopf. Stuttgart 1917. Seite 11.

[12] Protestantisches Märtyrerbuch. Man lese die Briefe der evangelischen Märtyrer Seite 199 ff. nach! Seite 167 ist die Denkmalsinschrift mitgeteilt.

[13] Die lettische Revolution. 2 Teile. Berlin. Reimer. 1906. Bietet reiche Literatur und die Quellen für die folgenden Darstellungen.

[14] Die lettische Revolution. I. Seite 88.

[15] Max Scheler. Vom Umsturz der Werte. Leipzig. Der neue Geist. 1919.

[16] Scheler, Seite 91 ff.

[17] Scheler, Seite 84.

[18] Nach Proletarskaja rewoljuzija Nr. 12 schildert Stutschka, der spätere Präsident der lettischen Räterepublik, wie es im August 1906 zur Gründung der kommunistischen Partei Lettlands im — o Hohn! — St.-Gertrud-Pastorat zu Riga kam, in das, die Abwesenheit des Pastors und seiner Familie benutzend, die langjährige lettische Dienstmagd, die geheimes Mitglied der Sozialistischen Partei war, Stutschka und Genossen hineingelassen hatte.

19 A. de Vries. Die Sowjetunion nach dem Tode Lenins. Reval, Verlag W. Kentmann 1924.

20 M. Eljaschoff. Die Grundzüge der Sowjetverfassung. Heidelberg 1925.

21 24 Tage Bolschewikenherrschaft in Dorpat. Dorpat, Mattiesen 1919, S. 21.

22 Sild, Seite 134 ff.

23 Luther. Erlangen XXII, Seite 295 f.

24 Siehe Anmerkung 5, Nr. 1243.

25 Nach den Nekrologen von Pastor Hillner in den „Mitteilungen und Nachrichten", Band 62. Die Geburtsdaten aller Ermordeten sind nach dem alten Stil, die Todesdaten vom Jahre 1918 an nach dem neuen Stil.

26 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seines Sohnes Lic. theol. W. Gruehn und nach dem Nekrologe in der „Rigaschen Rundschau".

27 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seines Bruders, Pastors und Oberlehrers K. Busch.

28 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seines Sohnes Rudolf Adolphi.

29 Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin E. Tschischko geb. Kampe und nach einem Aufsatz von R. Heyse im Baltischen Kalender 1919.

30 Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Elsa Jende geb. Einberg und nach E. Bergmann in „Verschleppt". Riga 1918, Löffler.

31 Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin M. Hesse geb. Lemm.

32 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seiner Mutter, der Pröpstin A. Paucker.

33 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seiner Frau Anny geb. v. Zur Mühlen. Ferner: „24 Tage Bolschewikenherrschaft in Dorpat" von A. Hasselblatt, „Kompagniestraße 5" von A. v. Vegesack, Dorpat, mündliche und schriftliche Mitteilungen von Oberpastor Sedlatschek, Dorpat. „Das Evangelische Deutschland", Jahrgang I, Nr. 21. Die Predigten von Hahn, herausgegeben von seiner Frau. Verlag Bertelsmann: „Glaubet an das Licht", „Dienet dem Herrn mit Freuden", „Komm, o mein Heiland".

34 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seiner Schwester Elsa Schwartz.

35 Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin J. Bielenstein geb. v. Wadenstjerna.

36 Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pröpstin Emmy Bernewitz geb. Kröger.

37 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seines Sohnes, des Oberförsters G. Moltrecht, und Pastors R. Heinrichsen.

38 Nach schriftlichen Aufzeichnungen seiner Söhne.

39 Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Olga Strautmann geb. v. d. Ropp und des Herrn A. Braunstein, Worms a. Rhein.

40 Nach A. Katterfeld im „Hochweg" 1920, Nr. 2, 3 und schriftlichen Mitteilungen von Propst Th. Becker.

[41] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Frau Propst Else Marnitz geb. Berting und Professors L. v. Marnitz, Berlin.

[42] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Bosse geb. Förster und Pastors O. Krause, Ermes.

[43] Nach schriftlichen Aufzeichnungen seines Vaters Pastor Eduard Grüner und nach dem Tagebuche W. Grüners.

[44] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin N. Berg geb. Adolphi.

[45] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin L. Scheinpflug geb. Gulcke.

[46] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin M. Treu geb. Kachlbrandt.

[47] Nach schriftlichen Aufzeichnungen seiner Schwester, Pastorin A. Lattick geb. Haßmann.

[48] Nach schriftlichen Aufzeichnungen des Schuldirektors Dr. W. Schlau, Mitau, und „Treu dem Evangelium", Heft 1. Verlag Evangelischer Bund: Schlau, ein baltisches Märtyrerbild von D. Oskar Schabert.

[49] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Adele Wühner und einem Brief von einem Zellengenossen.

[50] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Charlotte Bergengruen geb. Bornhaupt. Evangelisch-lutherisches Kirchenblatt Riga, Nr. 5, 1925, und persönlichen Erinnerungen.

[51] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Alma Doebler geb. v. Samson, persönlichen Erinnerungen und Gedenkblatt der Jakobigemeinde zum 22. Mai 1922, Predigten, „Gott unsere Kraft", Bertelsmann 1920. Hernach noch erschienen: Briefe aus dem bolsch. Gefängnis von E. Doebler. Verlag Bertelsmann 1925.

[52] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin A. Eckhardt geb. Hever, Briefen aus dem Gefängnis, Rigaer Kirchenblatt 1918, November, Evang.-luth. Kirchenblatt 1925, Januar, Riga, und persönlichen Erinnerungen.

[53] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin L. Hoffmann geb. Schumacher und des Missionspredigers Juschkewitz.

[54] Nach schriftlichen Aufzeichnungen von Pastor M. Stephany, Riga.

[55] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Adele Scheuermann und persönlichen Erinnerungen.

[56] Nach schriftlichen Aufzeichnungen eines Sohnes Pastor T. Taube.

[57] Nach schriftlichen Aufzeichnungen seines Sohnes W. Fromhold-Treu und mündlichen der Pastorin Treu geb. Nackunstz.

[58] Nach schriftlichen Aufzeichnungen seiner Mutter Marie Uhder.

[59] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Lilly Gilbert geb. Felix.

[60] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin H. Walter geb. Walter.

[61] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin Frese.

[62] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin M. Kaspar geb. Teraud.

[63] Nach schriftlichen Aufzeichnungen des Sohnes, Pastor Gustav Cleemann.
[64] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin M. Rosenberg geb. Dihrik.
[65] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin M. Bidder geb. Petri.
[66] Nach schriftlichen Aufzeichnungen der Pastorin M. Geist geb. Wagner.
[67] Nach schriftlichen Aufzeichnungen seines Sohnes und des Pastors N. Ozolins.
[68] In der Monatsschrift für Pastoraltheologie 1920, Nr. 7/8, gibt Pastor W. Grüner eine feine Schilderung pastoralen Wirkens im Gefängnis und analysiert die „Frömmigkeit im Kerker".
[69] Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung 1924, 45 Angaben, denen wohl die Berechnungen des gr.-kath. Bischofs Nikolai zugrunde liegen, die dieser, nach Amerika entkommen, hier veröffentlicht hat.

Statistisches:

Bei Beginn des Weltkrieges hatte das Baltenland:

	qkm	Einwohner	luth. Kirchspiele	Pastoren
Estland:	20.248	412 716	105	103
Livland:	47.030	1.455.400	149	166
Kurland:	27.286	741 200	57	58

Den Freunden dieses Buches empfohlen:

Der Weg des Matthäus Stach. / Ein Lebensbild des ersten Grönlandmissionars der Brudergemeine. Von Karl Müller. Mit vier Bildern. 124 Seiten. Kartoniert 3.60 Mark, in Halbleinen gebunden 4.80 Mark.

Aus dem Inhalt: Das mährische Elternhaus. Der erste Lichtschein. Auswanderung nach Herrnhut. Fabrikarbeiter in Herrnhut. „Heidenpläne" in der Gemeine. Der Ruf an Stach. Vorbereitung, Ausrüstung, Aussendung. Erste Berührung mit den Eskimos. Annäherungsversuche von hüben und drüben. Stachs „Missionsmethode". Vom Glauben der Eskimos. Der Ort der Toten. Kampf wider die Götzen. Das Wort vom Kreuz. Kajarnak, der Erstling. Stach zum Ordinarius ordiniert. Töne aus der „Sichtungszeit". Aus dem Zusammenleben der Geschwister. Über Ökonomie auf dem Missionsfelde. Kampf ums tägliche Brot. Ein Leidensjahr im südlichen Grönland. Kummer, Enttäuschungen, Krankheit. Zweierlei Missionsauffassungen. Entzweiung. Stunden der Versuchung. Der geknickte Federkiel. Sternbergs Bericht über Stachs Fall. Der Schmerz der Brüder. Stachs innerer Weg zur Schuld. Stachs Auseinandersetzung mit der Schuld. Absolution vor der Ältestenkonferenz der Unität. Nach Amerika. Heimgang des Matthäus Stach.

Aus dem Leben meiner Mutter. (Gräfin Julie Rehbinder). / Von Julie Schlosser. (Die Kindheit. Die erste Jugend. Mannheim. Karlsruhe). Dritte Auflage (8. bis 10. Tausend). 204 Seiten. Broschiert 5 Mark, in Ganzleinen gebunden 6 Mark.

Aus dem Inhalt: Die Kindheit im alten adligen Erziehungsstift Finn. Baltisches Leben im vorigen Jahrhundert. Die Arbeit ums tägliche Brot beginnt. In Petersburg. Die eigene Schule. Die heißen Kämpfe auf dem neuen Arbeitsfeld in Mannheim. Die eigene Erziehungsanstalt in Karlsruhe. Großherzogin Luise von Baden. Max Frommel und andere Freunde. Neuendettelsau. Die Familie des „alten Mannes", Wilhelm von Kügelgen. Die pädagogische Arbeit. Die Persönlichkeit. Die Heirat und die neue Umgebung. — Dies Buch ist geschrieben worden, damit eine Persönlichkeit, von der tiefste Wirkungen ausgegangen sind, weiterwirke, auch nachdem ihr Leben hier auf Erden abgeschlossen ist. Wundervoll ist die Frische und der Mut, mit denen sie durch ein schweres, immerdar kampfreiches Leben geschritten ist, herrlich ist aber auch die reine Kraft dieser Frau, ihre Unnahbarkeit, und dann doch wieder ihre große, hingebungsvolle, aus dem Zentrum christlicher Glaubenserkenntnis aufsteigende Liebesenergie.

Theologe und Christ. / Erinnerungen und Bekenntnisse von Martin Kähler, her ausgegeben von Anna Kähler. Mit fünf Bildern Martin Kählers. 400 Seiten. Broschiert 10 Mark, in Ganzleinen gebunden 12 Mark.

Aus dem Inhalt: Ostpreußische Männer und Frauen um 1813. Der Großvater Ludwig August Kähler. Geistige Einflüsse der Mutter. Die Königsberger „Lichtfreunde". Ereignisse in den Königsberger Märztagen. Demokratismus und Monarchismus. Goethe und die kosmopolitische Dichterwelt. Im Strom der literarischen Epigonenzeit. David Friedrich Strauß und die Heidelberger Quieszierten. Nachmärzliche theologische Stimmungen. Die Einwirkungen Richard Rothes. Tholuck als Gelehrter, Mensch, Freund und Christ. Die Kunstgriffe des Gelehrtenbetriebes. Mit Tholuck nach dem Orient. Die Tübinger „Reichstheologie". Johann Tobias Becks „biblischer Realismus". Bei Blumhardt in Bad Boll. Eröffnung der akademischen Laufbahn. Berufung nach Bonn. Rheinisches Gelehrtenleben. Clemens Perthes, der Freund. Die drei Lehrkreise. Zwölf Jahre Inspektor des Schlesischen Konvikts in Halle. Kirchenpolitisches Intermezzo. Das tiefe Tal. Die „Entdeckung" Martin Kählers. Der Weg zur Höhe. Dreißig Jahre Hallischer Universitätslehrer.

Erlebtes. / Erzählt von Adolf Schlatter. Vierte Anflage. (11.—15. Tauſend). Mit einem Bild. 112 Seiten. Kaſchiert 2.50, in Halbleinen gebunden 3.50 Mark.

Aus dem Inhalt: Das Leben und das Denken. Politiſche Mannhaftigkeit. Im Kampf mit dem Staat. Die Treue gegen den Staat. Die große Forderung des Staates. Der Gehorſam gegen die Regel Jeſu. Die Kirche, die Dienerin Jeſu. Die Dankbarkeit für die Kirche. Das Bußwort an die Kirche. Die Schwäche des geiſtlichen Amtes. Das Ziel der Predigt. Das Luthertum. Reformierte Art. Friedrich von Bodelſchwingh. Württembergiſches Kirchenweſen. Die weibliche Jugend. Die Macht der lehrenden Perſönlichkeit. Das Erwachen des wiſſenſchaftlichen Willens. Keimende Philoſophie. Der Anſchluß an den Römerbrief. Das pädagogiſche Ziel im Lehramt. Die Erziehung zur Wiſſenſchaftlichkeit. Die Auslegung des Neuen Teſtaments. Der Entſchluß zur literariſchen Arbeit. Die Freude und die Pein des Forſchens. Sprachliche Studien. Durch Paläſtina. Die beiden Gründe des Chriſtenlebens. Das Wandern. Die Flora. Der ſinnliche Genuß. Die Strenge der Natur. Erlöſung von der Natur.

Für Staat und Volk. / Eine Lebensgeſchichte. Von Georg Michaelis. Zweite Auflage (11.—15. Tauſend). Mit einem Bild Georg Michaelis. 456 Seiten. Broſchiert 4 Mark, in Halbleinen gebunden 6 Mark.

Aus dem Inhalt: Kindheit. Aus Briefen Friedrichs des Großen an ſeinen Geheimen Staats- und Finanzminiſter Michaelis. Mein Großvater als Potsdamer Gardeoffizier, Bauernknecht und Evangeliſt. Schülerzeit. Studienjahre in Breslau, Leipzig und Würzburg. Beim Grundbuchrichter Falke in Frankfurt. Als Hochſchullehrer in Japan. Politiſches, Kulturelles und Religiöſes aus dem fernen Oſten. Eigenes Heim. Als Gräfl. Keſſelſtattſcher Reviſionskommiſſar in Trier. In Weſtfalen. Als Oderſtromkommiſſar in Oberſchleſien. Sozial-, Wirtſchafts-, Adels- und Grenzpolitiſches aus Schleſien. Perſönlich-Religiöſes. Im Finanzminiſterium. Staatskommiſſar für Volksernährung im Kriege. Scharfes Durchgreifen als Ernährungskommiſſar. Die Berufung zum Reichskanzler. Julireſolution, Papſtnote und „engliſches Friedensangebot". Der Kaiſer. Gefahren des Hof- und Staatskirchentums. Abſchluß des Staatsdienſtes in Pommern. Das ſoziale Hilfswerk für die deutſche Studentenſchaft.

Aus meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen von Wilhelm Steinhauſen, neu herausgegeben von Alfons Paquet. Zweite, völlig veränderte und aus dem ſchriftlichen Nachlaß Steinhauſens ergänzte Auflage (4.—6. Tauſend). Mit 13 Bildern. 200 Seiten Quart. In Ganzleinen gebunden 12 Mark.

Der Maler Wilhelm Steinhauſen begann erſt im Alter Aufzeichnungen über ſein Leben niederzuſchreiben. Nach ſeinem ſechzigſten Geburtstag, von den Seinen gedrängt, begann er Erinnerungen aus der Kindheit, aus den Jahren der akademiſchen Schulung und der Wanderſchaft zu ſammeln. Zwiſchen den Bleiſtiftſkizzen und ausgetuſchten Blättern ſeiner Taſchenbücher, auf Zetteln und Briefbogen in ſeinen Schubladen fanden ſich Verſe, Aphorismen, Überlegungen, Leſefrüchte. Ausgearbeitete Vorträge aus früheren Jahren lagen vor. Er begann das alles zuſammenzulegen, daraus wurde der Band „Aus meinem Leben", der zu Weihnachten 1912 erſchien. Es war ein Buch, das die Spuren der flüchtigen, faſt unwilligen Zuſammenſtellung trug. Dem Herausgeber der neuen Auflage blieb die Aufgabe, dieſe Aufzeichnungen aus einem umfangreichen ſchriftlichen Nachlaß zu ergänzen. Alles zuſammen, voll Reiz und Weisheit im Einzelnen, ein großer Weg als Ganzes bietet einen großen Stoff von ſeelengeſchichtlicher und zeitgeſchichtlicher Bedeutung.

Die hier genannten Preise sind die des Preis-Verzeichnisses vom 1. 12. 1925.

Dies Buch wurde im Winter 1925/26 bei Otto Regel in Leipzig gedruckt.

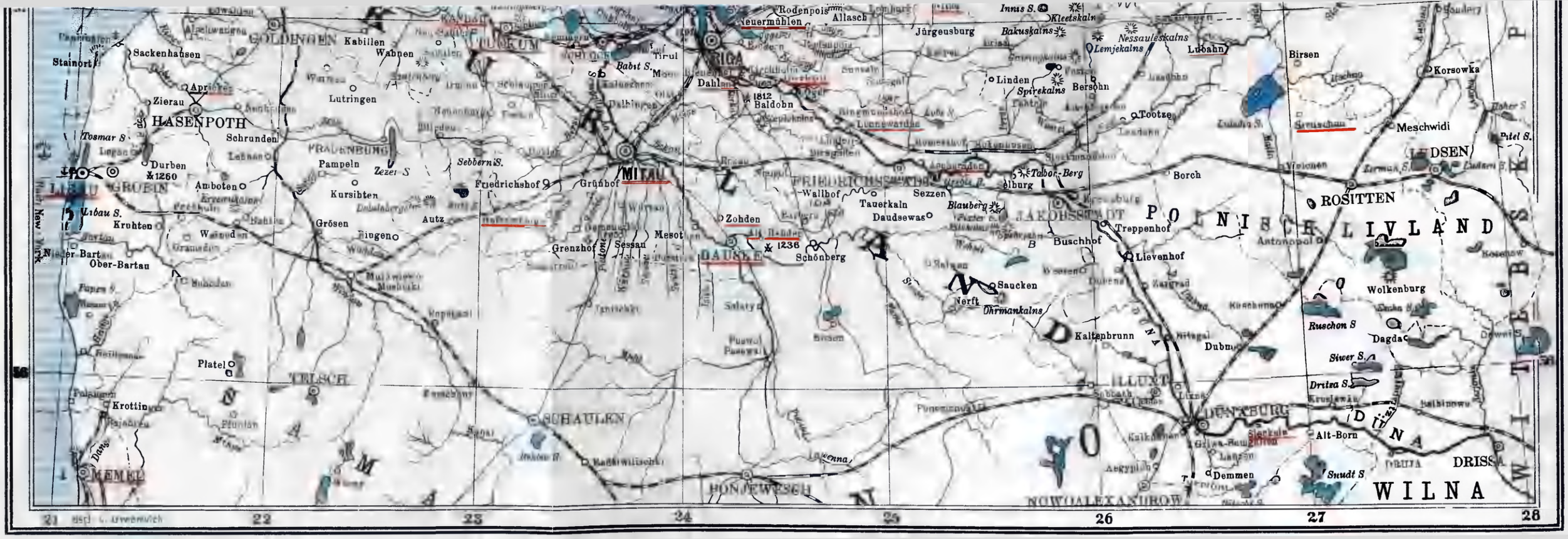
LIVLAND, ESTLAND UND KURLAND.

Entworfen und gezeichnet von

K. v. Löwis of Menar.

1908.

Verlag von **Franz Kluge** in **Reval.**


Stainort
Sackenhausen
GOLDINGEN
Kabillen
Wahnen
Tirul
Babst S.
Aprichten
Zierau
Lutringen
HASENPOTH
Tosmar S.
Schrunden
Durben
1260
Amboten
Pampeln
Zezer S.
Sebbern S.
Kursibten
Friedrichshof
Grünhof
MITAU
Autz
Grösen
Ringen
Grenzhof
Sessan
Mesot
Zohden
1236
Schönberg
DAUBE
Wallhof
Tauerkaln
Daudsewas
Sezzen
Blauberg
Talbor-Berg
Borch
Treppenhof
Buschhof
Lievenhof
Saucken
Nerft
Ohrmankalns
Kaltenbrunn
Dubna
Wolkenburg
Ruschon S.
Dagda
Siwer S.
Dritza S.
Alt-Born
Demmen
Swadt S.
Rodenpois
Neuermühlen
Allasch
RIGA
Dahlen
1812
Baldohn
Jürgensburg
Bakuskalns
Innus S.
Kleetskaln
Nessauleskalns
Lemjekalns
Linden
Spirekalns
Bersohn
Lubahn
Birsen
Korsowka
Tootze
Lucnewarde
Meschwidi
Pitel S.
LEDSEN
ROSITTEN
POLNISCH LIVLAND
Antonopol
Libau S.
Kruhten
Ober-Bartau
Platel
TELSCH
Krottin
SCHAULEN
MEMEL
BONJEWESCH
NOWOALEXANDROW
DÜNABURG
DRISSA
WILNA
DÜNA
Libau
Grobin
Mew
Niew
Bart
21
22
23
24
25
26
27
28